WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.11

IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek
Prof. Otto von Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

„Benefactor" *verfolgt das Prinzip*

Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstrukt. **sofort gerade Haltung** ohne Beschwerden.

erweitert die Brust! Für Herren, Damen, Knaben und Mädchen.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse. Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maassang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen **ausserdem** Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72. Man verlange illustr. Brosch.

Kohl's Briefmarken-Katalog 1907

7. Auflage, mit Tausenden von Abbildungen und Preisen. Grosse Ausgabe M. 6.00. Reform-Ausgabe (neu) M. 2.50.

Kohl's Permanent-Albums. Vielfach prämiiert. 20 verschiedene hochelegante Ausgaben. Umkleben ausgeschlossen. Prospekte gratis.

Grossartiges ***Briefmarken-Lager.*** Auswahlen länderweise oder nach Manko-Listen.

PAUL KOHL, G. m. b. H., CHEMNITZ.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch von **Friedrich von Hellwald.**

Fünfte, von C. Wächter neubearbeitete Auflage.

1275 Seiten Text mit 591 Abbildungen im Text, 40 Kunstbeilagen und 17 Karten.

Zwei elegant in Leinen gebundene Bände. Preis 20 Mark.
(Kann auch in 40 Lieferungen zu je 40 Pfennig bezogen werden.)

Getragen von dem wissenschaftlichen und literarischen Ruhme Hellwalds tritt diese fünfte Auflage hinaus in die Welt zu einer Zeit, in der alle Schichten unseres Volkes der Kenntnis des Erdballs und seiner Bewohner das größte Interesse entgegenbringen und in welcher Mangel an geographischem Wissen als Lücke in der Bildung des einzelnen schmerzlicher empfunden wird denn je. — Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat bekanntlich bisher eine ungewöhnlich günstige Aufnahme in den gebildeten Kreisen nicht allein Deutschlands, sondern ganz Europas gefunden. Das Werk ist in acht fremde Sprachen übersetzt worden und hat sich als Hausbuch im besten Sinne des Worts eingebürgert. Durch vollständige Neubearbeitung, zahlreiche neue, meist nach der Natur aufgenommene Illustrationen, sowie neues Kartenmaterial ist Hellwalds „Erde" wieder ganz auf die Höhe des gegenwärtigen Standes der Forschung gebracht und wird als volkstümliches, dabei aber wissenschaftlich wertvolles Werk abermals viele neue Freunde gewinnen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants empfohlen. Proben und Preisliste gratis und franko.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,** verzollt ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

Naturreinheit garantiert.

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine verzollt ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 Flaschen franko **M. 2.80.**

ZIEGLER & GROSS, Inh.: **Carl Aug. Ziegler,** Hoflieferant Sr. Kgl. Hoheit des Großh. v. Baden, **Konstanz 59** Baden, u. **Kreuzlingen** Schweiz.
Proben und **Preisliste** gratis und franko.

Verbess. Universal-Flasohen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.
ZIEGLER & GROSS, Inh.: **Carl Aug. Ziegler,** Hoflieferant, **Konstanz 59.**

Illustr. Preisliste gratis und franko.

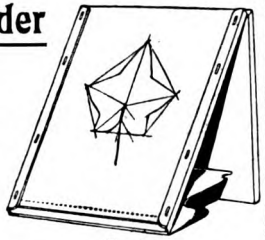
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neuester Union-Zeichenständer

Modell „Jugend".

Bestell-Nr. 10 Preis 25 Pf.
(Größe **A** 205|260 mm Zeichenfläche)
Bestell-Nr. 11 Preis 35 Pf.
(Größe **B** 255|330 mm Zeichenfläche)
Bestell-Nr. 12 Preis 50 Pf.
(Größe **C** 295|380 mm Zeichenfläche)

für Union-Zeichenblöcke, Union-Blockhefte, Union-Zeichenpapiere



Nr. 10.

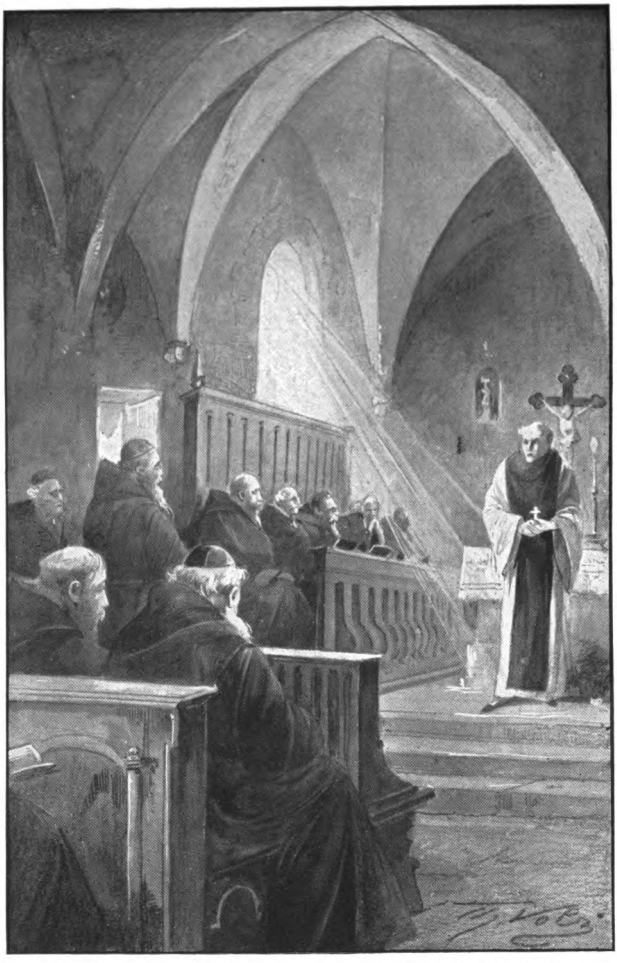
in Hoch- und Flachschrägstellung zu benützen.

Der Union-Zeichenständer „Jugend" ist der einfachste, haltbarste und billigste Zeichenständer, den man Kindern in die Hand geben kann. Er ist mit Hilfe von Spezialmaschinen aus einem Stück kräftiger Pappe aus sich selbst herausgebogen und bietet durch diese eigenartige Konstruktion die Gewähr größter Dauerhaftigkeit.

Zur unverrückbaren Befestigung der Zeichenblöcke, Blockhefte oder Zeichenpapiere dienen seitliche Leisten. Dieselben bestehen mit dem Ständer selbst aus einem Stück und können weder sich loslösen noch abbrechen. Aufgeklebte Haltebänder oder Stützen sind bei dem vorliegenden Zeichenständer in Wegfall gekommen. Die abgebogenen Teile des Ständers sind durch Nieten fest miteinander verbunden, ein Verziehen der Pappe ist hierdurch unmöglich gemacht. Der Zeichenständer „Jugend" steht im Gebrauch sicher und fest, legt sich flach zusammen und nimmt dann nur geringen Raum ein.

Verlangen Sie illustrierten Katalog von Zeichenlernmitteln gratis.

Deutsches Haus.
ST. PAUL, MINN.



Zu der Erzählung „Der Kloſterſchäfer“ von W. Harb. (S. 82)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Elfter Band

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WLS, cls
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Frauenliebe. Roman von Horst Bodemer (Fortsetzung) . 5

Der Klosterschäfer. Eine Erzählung aus alter Zeit von W. Harb 59
Mit Illustrationen von Th. Volz.

Bei Lloyds. Im Hause der Riesenregistratur des Weltverkehrs. Von W. H. Geinborg 92
Mit 5 Illustrationen.

Der Milliardär. Novelle von F. Clemens 107

Der Zürichsee. Ein Landschaftsbild aus der Schweiz. Von O. Vögelin 141
Mit 11 Illustrationen.

Heroische Liebe. Eine Backfischgeschichte. Von Gertrud Breyda 159

Bis an die Tore Indiens. Bilder aus Zentralasien. Von R. Hermann 190
Mit 7 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Seemannslatein 207

Neue Erfindungen:

I. Gardinentraggestell „Kolumbus“ 213
Mit 3 Illustrationen.

II. Die „Star-Spritz“-Pedalmaschine 214
Mit Illustration.

Die arme Pepa 216

Verbotene Pfingstmaien 218

Feierliche Begräbnisse von Haustieren 219

Kronprinz Georg von Serbien 220
Mit Illustration.

Seite

Die britische Seeherrschaft 222
Gesichtspickel 223
Verfehltes Mittel 228
Moderne Kinderheiraten 229
Die erste Pariser Droschkenkutscherin 230
Mit Illustration.
Aus der Verwaltungspraxis eines einstigen Kleinstaates 231
Der Schlaf der Schulkinder 233
Der Igel in der Wildbahn 233
Riesengebäude 234
Napoleon I. im Umgang mit Frauen 235
Eine dankbare Schlingpflanze 236
Mit Illustration.
Sonderbare Kugelfänger 237
Mutterliebe eines Feldhuhns 238
Ein gefährlicher Patient 239
Riesensonnen 239
Beleidigungen durch Briefe 240
Ein Muster von Höflichkeit 240

Frauenliebe.

Roman von Horſt Bodemer.

▽ ▽

(Fortſetzung.) (Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Graf Norderoog war in Berlin angekommen und im Kaiſerhof abgeſtiegen, denn der liegt in der Nähe des Auswärtigen Amtes. Der Diplomat hatte Befehl bekommen, ſich zur Abreiſe nach Argentinien bereit zu halten, noch vor Neujahr ſollte er den Geſandtenpoſten in Buenos Ayres übernehmen. Eine dankbare Aufgabe, denn das Deutſche Reich ſteht mit der ſüdamerikaniſchen Republik in regem Warenaustauſch. Sie empfängt von uns in erſter Linie Maſchinen und Chemikalien und liefert dem Reiche Weizen und Felle. Viele Deutſche ſind in der Hauptſtadt anſäſſig oder beſitzen in dem fruchtbaren Lande große Güter. Geordnete Zuſtände herrſchen dort ſeit längerer Zeit, die Beziehungen der Republik zum Deutſchen Reiche haben ſich von Jahr zu Jahr freundſchaftlicher geſtaltet; von Bremen und Hamburg fahren Dampfer hinüber. So gut iſt die Verbindung, daß ein Nordamerikaner ſchneller nach Buenos Ayres von New York kommt, wenn er über Bremen fährt, als direkt die amerikaniſche Küſte entlang nach Süden. Er muß dort ſchlechte Schiffe benutzen und bleibt oft in den vielen Zwiſchenhäfen liegen.

Der sechsunddreißigjährige Diplomat wäre wahrscheinlich wunschlos glücklich gewesen — gewiß ein seltener Zustand im Menschenleben —, wenn nicht Eva Relendorff in Baden-Baden, wo er seinen Urlaub verbrachte, seine Pfade gekreuzt hätte. Bis dahin hatte er nicht geglaubt, daß ein weibliches Wesen eine solche Macht über ihn gewinnen könne. Er war der Meinung gewesen, er sei eine kühle Natur, deren höchstes Ziel sich in dem Wunsche ausdrücke, schnell zu Macht und Ansehen zu gelangen. Ehrgeiz besaß er in des Wortes guter Bedeutung, der, verbunden mit Pflichttreue und Vaterlandsliebe, ihn schnell aufwärts tragen sollte zu jenen Höhen, die die Mitwelt mit Bewunderung oder Neid erfüllt. Ein Hagestolz hatte er gewiß nicht für immer bleiben wollen, aber bis vor kurzem stellte er sich seine etwaige Eheschließung nüchterner vor. Paßte alles zusammen, Geld, Namen, Schönheit, nun so würde er eben zugreifen. Welches junge Mädchen würde den vermögenden, zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, eleganten Grafen Norderoog ausschlagen? Er schätzte wahrlich die Frauen nicht allzu hoch ein. Und nun hatte er im Handumdrehen sein Herz verloren, wie es nur ein Mann verlieren kann, an dem die Liebe dreieinhalb Jahrzehnte ziemlich spurlos vorübergegangen ist. Gewiß, er hatte seine kleinen Erlebnisse gehabt, hatte geflirtet wie jeder andere, aber dadurch war seine Hochachtung vor der Frau wahrlich nicht gewachsen. Gerade in Diplomatenkreisen, wo die Gattin mehr der Öffentlichkeit als in anderen Berufen angehört, hatte er das ja gesehen. Wenn sie anmutig zu plaudern, elegante Toilette zu machen und gute Diners zu geben verstanden, so hielten die meisten dieser Damen ihre wesentlichsten Pflichten für erfüllt.

Auf einmal hatte Graf Norderoog seine Ansichten

einer gründlichen Revision unterziehen müssen und — er war seines Sieges durchaus nicht sicher.

Bei einem Junggesellenessen hatte er einmal gesagt: „Ich begreife gar nicht, wie sich ein Mann einen Korb holen kann. Wer ernstlich siegen will aus unseren Kreisen, wird erhört."

Alle hatten ihm zugestimmt bis auf einen, dem schon das Haar ergraute. Der sah nachdenklich vor sich hin und — schwieg. Aufgefordert zu reden, erwiderte er nur: „Das stimmt nicht!"

Er war der erste, der den fidelen Kreis verließ. Ein junger Attaché von der Botschaft in St. Petersburg meinte, nachdem sich die Tür hinter dem Gehenden geschlossen: „Es hat ihm eben an Energie gefehlt. Deshalb ist er auch in seiner Karriere auf keinen grünen Zweig gekommen."

Diese Episode fiel Norderoog unwillkürlich ein. Er fuhr sich mit den langen schmalen Händen über den Kopf, dessen braunes Haupthaar sich schon zu lichten begann. Sinnend blickten seine braunen Augen hinaus auf den Wilhelmsplatz, mit Ungeduld erwartete er Nachricht aus Glossow, der Graf war immer sehr liebenswürdig zu ihm gewesen, das ließ ihn hoffen. Sein schmales Gesicht, das durch den spitz zugeschnittenen Vollbart noch länger erschien, nahm einen energischen Ausdruck an. Eva Relendorff mußte seine Frau werden, koste es, was es wolle! Wenn ihm nun der Graf abschrieb? Ach was — aus welchen Gründen sollte er das wohl tun?

Da klopfte es an die Tür. Der Page brachte die Morgenpost, einen Stoß Zeitungen und drei Briefe.

Norderoog prüfte die Poststempel. Graf Relendorff hatte geschrieben. So hatte er sich die Hand des alten Herrn vorgestellt, sorgsame, große Buchstaben, die Schön-

heitssinn und Akkuratesse verrieten, und des Ende eines jeden Wortes, auch den Haarstrich, dick, ein Zeichen von Energie. Er riß den Umschlag auf und wunderte sich nicht wenig über die Länge des Briefes — sechzehn Seiten, das sah ja wie eine Absage aus!

Je weiter er las, desto mehr legte sich seine hohe Stirn in Falten. Die Flügel der recht großen, aber schön geformten Nase zuckten nervös. Das hätte er wahrlich nicht erwartet: Eva v. Relendorff hatte ihr Herz, wie der Graf schrieb, an einen Lumpen, der nicht einmal etwas von ihr wissen wollte, vergeben!

Sofort faßte er den Entschluß, morgen nach Glossow zu reisen. Auf acht Tage war er abkömmlich.

Er nahm ein Telegrammformular und das Kursbuch zur Hand.

Fünf Minuten später war ein Page mit der Depesche auf dem Wege zur Post.

* * *

Gleichzeitig brachte der Bote die Telegramme Norderoogs und Beerenburgs nach Glossow.

Sofort gab der Graf Eva von dem Inhalt Kenntnis.

„Papa, so leid es mir tut und so peinlich es ist — Graf Norderoogs Kommen ist wirklich vollkommen zwecklos!"

„Ich habe ihm ausführlich geschrieben; wenn er dennoch den Versuch wagt, so ist das seine Sache, und ich möchte wohl, Eva, du wärst vernünftig."

„Erst noch eine Frage, Papa! War es gestern abend dein Ernst, als du mir sagtest, Hans-Wilhelm dürfe dein Haus nicht mehr betreten?"

„Nein, mein Kind, ich habe mich gehen lassen. Frau v. Moreths Verzweiflung hatte mich erschüttert. Solange Hans-Wilhelm noch Offizier ist — lange wird's

ja nicht mehr dauern — kann ich ihm mein Haus nicht verschließen. Aber fühlen lassen will ich's ihn, wie ich über ihn denke!"

„Ja, tu das, Papa!"

Erstaunt sieht der Graf seine Tochter an.

Sie senkt den Blick und sagt leise: „Vielleicht bessert er sich dann!"

Da lacht der Vater höhnisch auf. „Der — und bessern!"

Ein paar Tränen rinnen Eva die Wangen hinab.

„Mein Kind, das hilft alles nichts — du stehst am Scheidewege. Schonung wäre von meiner Seite Frevel und deshalb hoffe ich, du wirst eine schnelle und glückliche Wahl treffen."

Da richtet sich die Komtesse hoch auf. „Niemals werde ich dem Grafen Norderoog meine Hand reichen, und wenn er Reichskanzler würde!"

„Jedenfalls wirst du deine gute Erziehung dem Grafen gegenüber nicht vergessen!"

„Darum hab' keine Angst, Papa."

„Das genügt mir fürs erste."

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage holte Graf Relendorff Norderoog mit dem Wagen vom Bahnhofe ab.

„Fahren Sie langsam nach Hause, Johann!" sagte er dem Kutscher, nachdem der Besucher eingestiegen war.

Die Herren unterhielten sich des Kutschers wegen französisch.

„Ich bin offen zu Ihnen gewesen, Graf Norderoog. So gern ich Sie als Schwiegersohn begrüßen würde, Sie werden einen schweren Stand haben."

„Was man erkämpft, ist einem doppelt wert."

„Und wenn sich unsere Hoffnungen nicht erfüllen?"

Der Diplomat sah mit gefurchter Stirne vor sich

hin. „Man muß Vertrauen zu sich selbst haben," sagte er dann.

„Das meine ich auch. Seien Sie nur nicht zu stürmisch!"

„Meine Zeit ist gemessen, Herr Graf. — Noch vor Neujahr muß ich mein Beglaubigungsschreiben als Gesandter in Buenos Ayres überreichen."

„Ah — ich gratuliere!"

„Ich bitte meine Mitteilung vorläufig als vertraulich anzusehen. Auch kleineren Republiken gegenüber wird die Form streng gewahrt. Man hat zunächst erst angefragt, ob ich der dortigen Regierung genehm bin, eine Antwort ist noch nicht eingelaufen."

„Nun — Sie sagten schon — Formsache!"

„Anfangs war ich sehr erfreut, einen selbständigen Posten zu erhalten; nun möchte ich wohl, ich könnte noch in Deutschland bleiben!"

Graf Relendorff schwieg. Was sollte er auch darauf antworten?

„Ja," fuhr der Diplomat fort, „da weiß ich doch nicht recht, wie ich mich verhalten soll."

„In wenigen Tagen kommt der Oberleutnant v. Moreth — ich habe Ihnen meine Meinung über den Offizier ausführlich mitgeteilt — zu seiner Mutter, die dort drüben wohnt. Ein Zusammentreffen wird sich nicht vermeiden lassen — offen gestanden wünsche ich es sogar in Ihrem eigenen Interesse herbei, Graf. Das wird der entscheidende Moment sein."

Aber Norderoog wurde es doch recht schwül zu Mute. Ernstlich stieg in ihm der Gedanke auf, ob er mit seiner Reise nicht eine große Dummheit begangen. Da stand mit einem Male Eva Relendorff vor seinem geistigen Auge, und seine Pulse schlugen rascher. Nein, kämpfen wollte er, wie Liebe kämpft, zäh und ritter-

lich — einen Spieler würde er doch noch ausstechen können! Er begriff nicht, wie er auch nur einen Moment hatte zaghaft sein können. —

Im Salon empfing ihn die Komtesse. „Ich habe Sie willkommen zu heißen, Graf Norderoog."

Ihre Stimme klang verschleiert — müde.

Der Diplomat zog stumm ihre Hand an seine Lippen und dachte: „Sie richtet mit ihren Worten sehr geschickt eine Scheidewand auf zwischen mir und ihr."

Aber das machte ihm Eva v. Relendorff nur noch begehrenswerter.

Fünftes Kapitel.

Das Leben ist eine Kette von Zufälligkeiten.

Als Hans-Wilhelm in das Regiment eintrat, wurde er mit offenen Armen aufgenommen, zählte doch sein Vater zu den stolzesten Erscheinungen der Regimentsgeschichte. Man sah in dem jungen Kürassier bereits den Kameraden, bevor er noch die Achselstücke trug. Gerade damals waren einige leichtsinnige Jungen im Offizierkorps, die bei jeder Gelegenheit knobelten und in ihren vier Wänden — im Kasino war es natürlich streng verboten — tempelten. Hans-Wilhelm durfte sich zwar, solange er noch Untergebener war, an dem Glücksspiel nicht beteiligen, denn ein Offizier darf einem Fähnrich kein Geld abnehmen, aber zusehen war erlaubt — und mittrinken, auch machte der junge Moreth in seiner Harmlosigkeit oft ganz famose Witze. Und dem kribbelte es an allen Fingern! Wenn er die Goldstücke und Scheine hinüber- und herüberwandern sah, da wallte sein junges Blut begehrlich auf. Hätte einer nur ein einziges Mal gefragt: „Moreth, halten Sie mit?" so wäre er sofort zu haben gewesen. Wer sah es denn in den gemütlichen Leutnantsbuden?

Aber niemand forderte ihn auf. So mußte er sich begnügen, seinen Jammer, den er sich durch starkes Trinken und die schweren Zigarren holte, als einzigen Gewinn mit nach Hause zu tragen.

Dann wurde er auf die Kriegsschule kommandiert. Dort traf er mit mehr als hundert Alters- und Standesgenossen zusammen. Er hielt sich zu den Fähnrichen der Garde und einiger vornehmen Linienkavallerieregimenter, die sich was Besonderes einbildeten. Mit einem gewissen Bedauern sahen sie auf die „Fußsanteristen", die „Scharniere" (Pioniere), „Pulverjuden" (Artilleristen) und die „schwere Bombe" (Fußartilleristen) herab.

Und im „Gardeklub", wie sich die Vereinigung zu nennen pflegte, gab es ein paar, denen die Moneten locker in der Tasche saßen. Es dauerte nicht lange, so ging das Spielen los. Erst nur so ein bißchen zum Zeitvertreib, natürlich mit bescheidenen Sätzen. Weiß der Himmel, wie's kam, auf einmal lag der erste Goldfuchs auf dem Tische. Einer, der ein ausgesprochenes Pech hatte, fing an, nervös zu werden, ein Schein knisterte verstohlen in seiner Hand.

„Nehmen die Herren auch höhere Einsätze an?"

Einige warnten.

Da trumpfte Hans-Wilhelm auf. „Kinder, seid doch keine Laubfrösche, ihr solltet mal den dicken Rotenbuchen und den langen Kleisenbach von meinem Regiment sehen! Bei denen fliegen die braunen Lappen nur so 'rüber und 'nüber!"

Und die jungen, noch unreifen Leutchen fingen an, einander allerlei Mordsgeschichten aufzubinden. Der dazu getrunkene Sekt tat das übrige, die Leichtsinnigsten glaubten schließlich selbst an ihre Prahlereien. Bald war der erste „ausgemistet", Zahlen wurden auf Visiter-

karten geschrieben, die einen ganzen Monatswechsel ausmachten, und als man heimgehen mußte, hatte der Tag keine Erholung, sondern kaputte Nerven gebracht — und einen elenden Jammer, denn nun hieß es Telegramme oder Eilbriefe nach Hause loslassen bei denen, die unbar verloren hatten. Der Ehrenkodex sagt: Spielschulden sind Ehrenschulden, die bezahlt man binnen kürzester, vorher festgelegter Frist, oder — man schießt sich eine Kugel durch den Kopf!

Die aber gewonnen hatten, mußten Revanche geben — selbstverständlich! So kam es, daß die Spielerei die neun Monate — so lange dauert der Kriegsschulkursus — überhaupt nicht aufhörte. Unter den Hauptleidtragenden aber befand sich Hans-Wilhelm v. Moreth.

Nachdem er Offizier geworden, bändelte er schnell mit den „Hauptjeuratten" im Regiment an, und die Tempelei ging munter weiter. Manchmal kam wohl der moralische Katzenjammer, wenn ihm seine Mutter schrieb, welche Summen er das Jahr über von ihr gefordert, wie sie sich um ihn bange und ein schlimmes Ende kommen sehe.

„Ja," sagte sich dann Hans-Wilhelm, „einmal muß ich doch mit dem Gewinnen an die Reihe kommen. Immer bleibt doch das Glück nicht bei denselben Menschen. Hab' ich erst meine Verluste wieder 'rein, dann höre ich auf — ganz gewiß!"

Er bedachte in seinem jugendlichen Leichtsinn nicht, daß er auch sonst weit über seine Verhältnisse lebte, daß er jeden Maßstab verloren hatte über Geld und Geldeswert. Wer hoch spielt, raucht gut und trinkt teuer. Hat man gewonnen, sitzen die Moneten locker in der Tasche, hat man verloren — nun, die paar lumpigen Mark mehr machten das Kraut auch nicht fett.

Noch eines vergaß Moreth dabei. Der dicke Rotenbuchen war ein Phlegmatikus, der spielte „kalt wie eine Hundeschnauze", während er selbst immer Nerven beim Spielen bekam, das schlimmste Übel für einen Spieler.

Da erhielt Seinsheim die Kürassiere. Er nahm sich Hans-Wilhelm unter vier Augen vor.

„Ich werde den Herren die Jeuerei gründlich versalzen!" war das Ende seiner geharnischten Rede.

Geknickt ging Moreth heim. Seine Mutter hatte dem Freunde des Vaters offenbar klaren Wein über die Verhältnisse eingeschenkt.

Aber die Katze läßt das Mausen nicht. Man spielte weiter — nur vorsichtiger.

Eines schönen Tages gab's einen bösen Krach. Der lange Kleisenbach mußte mit einem ganzen Hut voll Schulden den Dienst quittieren. Rücksichtslos stach der neue Kommandeur in das Wespennest. Der dicke Rotenbuchen wurde zum Train an die Westgrenze in ein gottverlassenes Nest versetzt, einige andere Übeltäter hatten Gelegenheit, bei einem längeren Stubenarrest über ihren Leichtsinn nachzudenken. Zu diesen gehörte Hans-Wilhelm v. Moreth. Dem heldenmütig gefallenen Vater hatte er es zu danken — und ein wenig wohl auch seinem Obersten —, daß es ihm nicht ähnlich ging wie Rotenbuchen, dem Phlegmatikus, der sich in seiner neuen Uniform im Spiegel besah und seufzte: „Kinder, sehr schön sieht der Rock grade nicht aus, aber verheiratet bin ich ja nicht mit ihm. Sehen wir uns also erst einmal das Grenzdorf an!"

Dort führte er in aller Gemütsruhe seine Karren spazieren und war bald noch dicker geworden — bei dem Skat um die halben Pfennige.

Seitdem hörte das Hasardspielen im Offizierkorps auf. Man „kloppte" seinen Skat, freilich — dem Papier

sah man's nicht an, ob um die Pfennige, die Groschen oder um die Markstücke der Point gespielt wurde. Das machte man vorher hübsch leise unter sich ab. Aber der blinde Zufall waltete doch nicht mehr so uneingeschränkt wie beim Hasard.

Zeiten kamen allerdings, in denen die leichte Ader die Oberhand gewann. Die Garnison lag in einer sehr fruchtbaren Gegend, auf den Gütern herrschte großer Wohlstand, der Ertrag der Felder wurde zum größten Teile als Saatgetreide und Saatkartoffeln zu hohem Preise verkauft. Die Besitzer oder deren Söhne gehörten fast alle dem Regimente als Reserveoffiziere an. Der Verkehr mit diesen Familien war äußerst lebhaft, nach den Jagden wurde gewöhnlich ein kleines Jeu arrangiert, das ist weit und breit in deutschen Landen so üblich. Und wenn die richtigen Brüder unter sich waren, dann blieb es in der Regel nicht bei der „lustigen Sieben" in bescheidenen Grenzen, sondern man fing an „eine Strähne abzuziehen", das heißt, man ging zu dem gefährlicheren Bakkarat über.

Einer der eifrigsten Jäger und tollsten Spieler war Hans-Wilhelm. Man rechnete sicher auf ihn, wenn nach der Jagd „hoch, bar und hitzig" gespielt werden sollte. Und das war sein großer Fehler, er spielte hitzig, und war meistens der Hauptleidtragende.

Im letzten Manöver hatte er freilich einen „tollen Dusel" entwickelt, die verwegensten Schläge gelangen fast immer; da wähnte er, jetzt sei seine Zeit gekommen.

Und wo war die Gelegenheit günstiger als im offiziellen Spielsaal, wo einem kein Kommandeur aufs Fell knieen konnte! Wer erfuhr davon, wenn er ein paar Tage seines Urlaubs nicht in Moreth verbrachte? Sein ganzer Leichtsinn war erwacht. Spielen wollte er, bis er seine Verluste herein, seiner Mutter und

dem Grafen Relendorff das Geld wiedergegeben und die aufgenommenen Hypotheken gekündigt hatte. Aber seine überreizten Nerven zauberten ihm noch andere Bilder vor. Ging alles gut — und er zweifelte nicht —, so würde er seinen Aufenthalt in Spa verlängern und so viel zusammengewinnen, daß er sich ein Gestüt zulegen konnte, denn das war schon immer sein heimlicher Wunsch gewesen. Hatte er nicht gehört, daß in Monte Carlo mancher sich im Handumdrehen Millionen vom Spieltisch geholt hatte? Freilich zur rechten Zeit, wenn die Sache anfing schief zu gehen, mußte man aufhören können. O, er hatte Nase! Sobald er das merkte, würde er sich auf die Bahn setzen und schnurstracks nach Moreth fahren.

Er schrieb also an die Direktion des Cercle des Etrangers in Spa und bat um seine Aufnahme in den Klub. Der lange Kleisenbach hatte früher einmal dort gespielt und behauptete, das Nest zehntausend Franken ärmer verlassen zu haben. Von ihm wußte Hans-Wilhelm, daß man so und so viel Tage erst aushängen müsse, ehe man Mitglied werden konnte. Widerspruch wurde fast niemals erhoben, gegen ihn sicherlich nicht.

Als er — eine Stunde nachdem ihm sein Kommandeur ernstliche Vorhaltungen über seinen Leichtsinn auf dem Marsche nach der Garnison gemacht hatte — seinen Briefkasten ausleerte, fand er die Mitteilung aus Spa vor, daß er im Klub aufgenommen worden sei. Sofort stand sein Entschluß fest. Die Mitgliedskarte steckte er in die Tasche, den Umschlag warf er achtlos in den Papierkorb.

Als er das Telegramm an seine Mutter absandte, schlug ihm wohl einen Moment das Gewissen. Ein ganzes Jahr hatte sie den Sohn nicht gesehen, sehr enttäuscht würde sie über die Nachricht seines längeren

Fernbleibens sein. Aber sein Optimismus beruhigte ihn rasch. Wenn er ihr erst aus der dick angeschwollenen Brieftasche die Tausendfrankennoten eine nach der anderen hübsch langsam auf den Tisch legte und ihr sagte: „So, Mama, da hast du dein Geld wieder, und nun will ich gleich zu Onkel Relendorff 'rüber, den habe ich auch um zwanzigtausend Mark angepumpt!" Da würde eitel Freude und Wonne sein. Vielleicht würde sie anfangs die Nase rümpfen, wenn sie die Herkunft des Geldes erfuhr, denn eine alte Frau hat nun einmal sensible Ehrbegriffe, vor allem die Mutter, die die Welt so gar nicht kannte; aber er würde sie schon beruhigen, o, darüber machte er sich gar keine Sorge! Das Feingefühl war Hans-Wilhelm gewaltig abhanden gekommen.

Er fuhr über Köln und Verviers nach Spa.

Gegen Mittag traf er dort ein. Die Badesaison war bereits vorüber, aber er kam ja hierher, um zu spielen, nicht zur Kur. Die Klubsäle blieben immer geöffnet.

Direkt neben dem Klub im Hotel d'Orange stieg er ab. Kaum nahm er sich Zeit, den äußeren Menschen aufzufrischen, jede Minute erschien ihm kostbar.

Im Bureau zeigte er seine Mitgliedskarte vor, bezahlte die Aufnahmegebühren und wurde dann in das erste Stockwerk gewiesen, in welchem sich die Spielsäle befanden.

Bei seinem Eintritt hörte er ein leises Summen, einzelne Stimmen drangen auch lauter an sein Ohr: „Faites votre jeu! — Rien ne va plus! — Rouge, pair et passe!" Und dazu klapperten die kleinen Kugeln in den Rouletten.

Die Luft war verbraucht, verbraucht wie die vielen Menschen in dem großen Saale.

Keine eleganten Toiletten waren zu sehen, jeder spielte im Straßenkostüm. Fünf, sechs Menschen, denen man ansah, daß sie der guten Gesellschaft angehörten, die anderen trugen die Züge der Spielleidenschaft in den ausgemergelten, aufgedunsenen oder übernächtigen, nervös erregten Gesichtern.

Einen Moment fühlte sich Hans-Wilhelm angewidert. Eine klapperdürre alte Frauensperson mit spinnigen Fingern hob ungeniert den Rock hoch und nahm aus dem zerrissenen Unterrock, in dem sich eine Tasche befand, ein paar Geldstücke. Der Aufbewahrungsort sollte Glück bringen, und Spieler sind nun einmal abergläubisch. Ein Mann mit einem Stiernacken, großen Diamanten an den fetten Fingern hatte vor sich einen Stoß Tausendfrankennoten liegen und daneben — ein Fünfcentimesstück in Kupfer. Ohne diese kleine Münze, gerade diese, war an Gewinnen seiner Ansicht nach nicht zu denken.

Der junge Offizier schüttelte den Kopf. Ihm war ja bekannt, daß sich die elegante Welt schon längst nicht mehr hier befand, aber als solche Räuberhöhle hatte er sich den Klub doch nicht vorgestellt, zu dessen illustren Mitgliedern er nun gehörte.

Ein Ekel stieg ihm die Kehle hoch, aber schließlich nahm er ja diesen Leuten nicht das Geld ab, sondern der Bank, und was für Ehrenmänner hinter der standen, wußte er ja nicht. Die gute Gesellschaft spielte doch auch hier während der Saison.

Mit schnellen Schritten, als wolle er seinen letzten Bedenken aus dem Weg gehen, schritt er zur Kasse, um sein deutsches Geld — vorläufig zehntausend Mark — in französisches umzuwechseln.

Einer der Aufsichtsbeamten hatte ihn scharf angeblickt. Er nickte befriedigt mit dem Kopfe vor sich

hin. Solche Vögel konnte man in der stillen Zeit gebrauchen, die ließen Federn. Die meisten, die im Herbste hier spielten, hatten kaum dreitausend Franken zu verlieren.

Moreth, die eingewechselten Scheine lässig in der Hand, sah sich um.

Der Aufsichtsbeamte trat sofort auf Hans-Wilhelm zu, um ihm behilflich zu sein, sein Geld recht schnell los zu werden, denn daß er einen Grünen vor sich hatte und einen sehr leichtsinnigen Menschen, war dem Manne sofort klar; wer das Treiben in den Spielsälen kennt, trägt nicht zwölftausendfünfhundert Franken zwischen Daumen und Zeigefinger.

Hans-Wilhelm ließ sich von dem Beamten einen Stuhl zurechtschieben, sprang aber sofort wieder auf, als sich ein altes Weib an seine Seite setzte. Alte Weiber bringen Unglück, glauben die Jäger; er war nicht besser in seinem Aberglauben wie der dicke Kerl mit den Brillantringen oder die Frau mit dem zerrissenen Unterrock.

Am Nachbartische fürrte die Kugel, er warf einen Tausendfrankenschein auf Rot und — Schwarz gewann!

Also an dem Tisch war nichts los; er ging weiter und setzte die Fünfhundertfrankennote wieder auf Rot. Diesmal stimmte es! Er ließ das Geld stehen samt dem Gewinn, die Spieler sahen ihn erstaunt an, einer rief ihm im reinsten Kölner Deutsch zu: „Aber Rot ist ja schon siebenmal herausjekommen!"

Moreth mußte lachen. Als blutjunger Leutnant hatte er einmal einen Burschen gehabt, den Joseph, der war aus Köln und konnte so schön singen; es war ihm ordentlich schwer geworden, sich von dem „Kölner Jung" zu trennen.

„Rot kommt noch fünfmal," rief er zurück.

Deutsches Haus, ST. PAUL, MINN.

Die Leute blickten ihn mit großen Augen an; wer kein Deutsch verstand, fragte den Nachbar nach der Bedeutung seiner Worte.

Ah — noch fünfmal sollte Rot kommen! Die Zaghaftesten setzten ein Fünffrankenstück wenigstens auf diese Farbe.

Einer meinte, er habe diesen Herrn schon in Monte Carlo spielen sehen, der habe der Bank an einem Tage einmal hundertfünfzigtausend Franken abgenommen, dann sei er plötzlich verschwunden gewesen. Nach Monaten wiedergekommen, habe er noch jedesmal gewonnen. Jetzt beziehe er eine Pension von der Bank am Mittelmeer, dafür dürfe er dort nicht mehr spielen, denn er habe ein System, mit dem man gewinnen müsse.

Als der Croupier die Kugel in Bewegung setzte, stand auf Rot eine große Summe, auf Schwarz ein einziges Zwanzigfrankenstück, und – Rot gewann wieder!

Wie befreit atmeten die vielen auf, die ihre kleineren oder größeren Summen auf diese Seite gesetzt hatten.

Zweitausend Franken entfielen davon auf Hans-Wilhelm. Er ließ sie wieder stehen. Selbst diejenigen, die Zahlen spielten, wurden stutzig, denn im Nu hatte es sich herumgesprochen: „Der berühmte Spieler von Monaco ist gekommen, um die Bank zu sprengen!"

An den anderen Tischen standen die Leute auf, kamen herbei, alle Welt setzte Rot.

Und Rot gewann noch einmal!

Da verspürte Moreth zur rechten Zeit ein Knurren in seinem Magen, er strich seine viertausend Franken ein — und ging frühstücken.

Mit langen Gesichtern sah man ihm nach. Das war ein Spieler! Ja, so mußte man spielen, wenn man gewinnen wollte! Einige hörten auch auf zu setzen;

sie wollten doch lieber warten, bis der „Banksprenger" wieder kam. Sie setzten sich im Restaurant an den Tisch neben Moreth, um ja den Anschluß nicht zu verpassen, und zogen auch ein ordentliches Beefsteak zweifelhaften Gewinnchancen vor.

Hans Wilhelm machten die Leutchen einen heillosen Spaß. Wie sie immer herübersahen nach ihm! Er bezahlte. Da er kein kleines Geld hatte, mußte er eine Fünfhundertfrankennote wechseln lassen. Er erhielt neben Gold drei Hundertfrankenscheine zurück. Einen behielt er in der Hand, den wollte er auf eine Zahl „brezeln".

„Dreizehn ist 'ne Unglückszahl. Setz' ich also auf Dreizehn," sagte er sich.

Wie Schatten folgten ihm die Herren vom Nebentische. Er ging wieder an das Roulette, welches ihm Glück gebracht, legte den zusammengefalteten Schein im letzten Augenblick auf die „Unglückszahl" und wandte dem Tische den Rücken.

Hatte der Teufel seine Hand im Spiele, oder äffte ihn sein Gehör?

„Treize," rief der Croupier.

Rasch drehte er sich um. Wahrhaftig! Mit der Null gab es 37 Zahlen, und die dreizehn war herausgekommen!

Wieder wurde ein Ruf des Erstaunens laut. Neben seiner Hundertfrankennote wurde fünfunddreißigfaches Geld, also dreitausendfünfhundert Franken, aufgezählt.

Über Hans-Wilhelm, der sonst so hitzig spielte, war eine große Ruhe gekommen — er wunderte sich selbst darüber. Gleichgültig strich er das Geld ein — und ging zum Saale hinaus.

Alle Spieler sprachen von ihm. Das war ja wirklich sehenswert! Endlich wieder einmal jemand, der gewann!

Ein Skeptiker zuckte die Achseln. „Die ersten tausend Franken hat er drüben an dem Tische verloren!"

Man lachte den Mann aus.

„Wissen Sie nicht, daß ein ‚großer Spieler' erst immer eine größere Summe opfert? Das bringt Glück!"

Ein Sachse rief dazwischen: „Nadierlich — so is es! Mer sagen bei uns: wer zuerscht gewinnt, wird zuletzt geschind't!" —

In der Garderobe ließ sich Moreth Hut und Stock geben, warf dem niedlichen Mädchen ein Zweifrankenstück auf den Tisch und kniff sie dafür einmal in die Backe. Die lachte ihn vergnügt an und zeigte dabei die kleinen, spitzen Zähnchen. Sie kannte die Herren. Wenn sie gewannen, ließen sie Geld springen, aber noch fast bei jedem war der Tag gekommen, an dem sie vertröstet wurde. Man hatte „zufällig" kein kleines Geld bei sich. Das hieß: das letzte Fünffrankenstück war flöten gegangen.

Hans-Wilhelm bummelte an seinem Hotel vorbei in den Kurpark. Die Bäume verfärbten sich bereits, ein unangenehmer Wind blies ihm ins Gesicht. Sein Gewinn war ihm zu Kopf gestiegen. Mit wenigen Sätzen hatte er abzüglich der verlorenen tausend Franken sechstausend eingeheimst. Er fing an, an sein Glück zu glauben. Aber nur nicht, wie es die meisten halten, blödsinnig setzen bei jeder Gelegenheit! Nur wenn man „Nase hatte", mußte man es tun, und er zweifelte nicht, das würde nun munter so weitergehen. Wenn er sich täglich zwanzigtausend Franken holte, das machte in acht Tagen einhundertsechzigtausend — nach deutscher Reichswährung etwa einhundertdreißigtausend Mark! Da stutzte er. Nein — mehr mußte er haben oder länger hier bleiben! Denn der Mutter Erbteil, das

er in zehn Dienstjahren durchgebracht, betrug allein einhundertfünfundsiebzigtausend Mark, bei Onkel Relendorff hing er auch noch mit zwanzigtausend, und ganze hunderttausend waren als Hypothek auf sein Gut aufgenommen worden. Da erschrak er. Donnerwetter, die schöne Leutnantszeit hatte ihm bis heute annähernd hunderttausend Taler gekostet, außerdem hingen noch einige Schulden, und seinen Monatswechsel von dreihundert Mark und sein Gehalt mußte er doch auch rechnen! Er setzte sich auf eine Bank. Das hatte er allerdings nicht gedacht. Wo war nur das viele Geld geblieben? Gewiß, er lebte gut, zog sich tadellos an, aber das kostete doch nicht hunderttausend Taler! Beim Spiel allein war ihm das Geld unter den Händen zerronnen. Wiederhaben wollte er es, und für den Anfang ließ sich ja die Sache auch ganz gut an. Das vergrämte Gesicht seiner Mutter tauchte vor seinem geistigen Auge auf. Er mußte die Zähne aufeinanderbeißen, so konnte es nicht weitergehen! Wenn ihm hier der große Schlag gelang, dann wollte er ein anderes, besseres Leben beginnen.

Und dann würde er überhaupt Schluß machen mit diesem wüsten Treiben. Er war zum Heiraten alt genug geworden, und Eva Relendorff kam auch in die Jahre. Niemals hatte er sich einen Vorwurf gemacht, daß er sie warten ließ; er hatte sie ja gern, sogar sehr gern, aber so verliebt wie sie in ihn war er doch lange nicht in sie. Und wenn sie einen anderen genommen hätte, untröstlich wäre er nicht gewesen, die Achseln hätte er gezuckt: „Na, denn nicht!“

Aber der alte Graf besaß eine schwere Menge Geld, und Glossow war eine Besitzung, die sehr verwöhnten Ansprüchen genügte, denn die große Ziegelei, die Molkerei, die Sägemühle, die Spiritusbrennerei brachten

guten Gewinn, und Eva war lieb und gut und schön, sehr schön sogar.

Er griff sich an den Kopf. Eigentlich war er doch ein rechter Esel, die Spielerei hatte er satt, also Schluß mit dem leichtsinnigen Lebenswandel, und ein guter Ehemann werden! Aber erst mußte er die Verluste hier hereinholen. Als Bettler wollte er nicht vor den Grafen treten, der überhaupt so eine komische Art hatte, halb mitleidig, halb stolz und dazu noch 'ne Portion Sarkasmus und Rücksichtslosigkeit, wenn er ihm die Leviten las. Das war oft genug vorgekommen. Gerade das hatte ihn verprellt, sonst wären Eva und er vielleicht schon längst ein Paar. Er suchte, wie alle schwachen Charaktere, die Fehler nicht bei sich, sondern bei anderen.

Er stand auf und ging wieder in den Spielsaal mit dem festen Vorsatz, aufzuhören, sobald er heute fünfzigtausend Franken gewonnen habe. Sechstausend hatte er sich ja schon im Handumdrehen geholt.

Wieder setzte er tausend Franken und gewann. Er ließ sie stehen samt dem Gewinn.

Diesmal verlor er.

Das kam natürlich von den vielen Leuten, die sich sofort hinter ihn stellten und ihm alles nachmachten.

Unwillig trat er an einen anderen Tisch. Noch schwebte der Nimbus des „großen Spielers, der in Monte Carlo unheimlich gewonnen hatte", um ihn. Und die Sache machte sich. Er gewann, er verlor, aber der Gewinn behielt doch die Oberhand. Freilich fünfzigtausend Franken schleppte er an diesem Abend nicht heim; immerhin waren's fünfunddreißigtausend, er konnte also recht zufrieden sein.

Die anderen Spieler stritten sich erregt hin und her. Einige behaupteten, er habe hunderttausend, die meisten aber meinten, sein Gewinn sei noch viel größer,

und der Aufsichtsbeamte, der ihn beobachtet hatte und genau wußte, wie die Verhältnisse lagen, sagte: „Er hat nicht ganz hundertzwanzigtausend Franken gewonnen."

Das gab der Bank ein gutes Ansehen, denn die im Verlust waren — den meisten, fast allen ging es so — schöpften neue Hoffnung.

Unterdessen saß Hans-Wilhelm im Speisezimmer des Hotels und aß zu Abend. Die Spielerei, der Spektakel, dazu die Luft nahmen die Nerven mit. Er trank nach dem Essen noch eine Flasche alten Burgunder und legte sich dann zu Bett. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Immer wieder hörte er das Rufen der Croupiers, und die Kugel surrte, und die Leute riefen nervös alles mögliche durcheinander. —

Spät war es, als endlich seine Nerven zur Ruhe kamen, spät wachte er wieder auf. Wie zerschlagen fühlte er sich. Er griff nach der Uhr, fast zwölf. Er sprang aus dem Bett und bestellte sich ein Bad, denn sein Schädel brummte ihm ganz gewaltig.

Sofort nach dem Frühstück ging er wieder hinüber in den Klub, wo man schon eifrig bei der Arbeit war.

Bei seinem Eintritt lenkten sich wieder alle Blicke auf ihn. Er nahm einen Stuhl und setzte sich an einen Spieltisch. Heute mußte die Sache noch besser gehen. Er hatte das Gefühl, wenn er hintereinander wegspielte, würde er rascher zum Ziel kommen.

Er schob zur Abwechslung tausend Franken auf Schwarz. Rot kam heraus.

„Wie dumm!" brummte er. „Rot ist doch meine Farbe!"

Wieder setzte er tausend Franken, diesmal auf Rot. Er gewann, ließ das Geld und den Gewinn stehen und — Schwarz kam heraus.

Hans-Wilhelm wurde ärgerlich, stieß den Stuhl zurück und ging an einen anderen Tisch. Der war besser für ihn, erst gewann er, dann wechselte Verlust und Gewinn; er kam nicht von der Stelle. Das machte ihn nervös. Er stand auf, steckte sich eine Zigarre an und hörte vorläufig mit Spielen auf. Ob er ein wenig spazieren ging? Ganz klar war sein Kopf noch nicht. Aber das Rufen der Croupiers, das helle Rasseln der Kugeln in den Rouletten hielten ihn mit unsichtbaren Fäden fest.

„Probiere ich's am dritten Tische," sprach er vor sich hin.

Tausend Franken flogen über die Köpfe der am Roulette Sitzenden auf rot.

Wenige Augenblicke später kam richtig Rot.

„Na, endlich!" sagte Hans-Wilhelm laut.

Er ließ Einsatz und Gewinn stehen, und wieder war ihm das Glück hold. Auf der Stelle, auf welche er vorhin tausend Franken geworfen, lagen jetzt viertausend. Ob er sie noch einmal stehen lassen sollte? Nein, doch lieber nicht! Ein Stuhl wurde frei, er setzte sich, strich sein Geld ein und wartete. — Wie dumm, da kam wahrhaftig noch einmal Rot heraus!

Eine ganze Weile sah er zu, dann setzte er wieder und verlor Schlag auf Schlag. Er hatte sich auf Rot verbissen, und Schwarz kam, und als er wechselte, riß die Serie ab, und Rot folgte auf Rot. Von dem gestrigen Gewinn waren bereits fünftausend Franken weg.

Da trat der Aufsichtsbeamte an ihn heran. „Herr v. Moreth?" fragte er.

„Jawohl."

Er bekam einen Brief ausgehändigt. Es war Beerenburgs Handschrift. „Komme sofort herunter, ich werde nicht eingelassen, Deine Mutter liegt im Sterben."

Die Sinne drohten ihm zu schwinden, alles Blut drängte zum Herzen; wie betäubt saß er da, und die Kugeln surrten, und die Croupiers riefen gleichgültig das Resultat.

Die Spieler blickten verwundert auf den Riesen, der totenbleich mit starren Augen und vorgebeugtem Kopfe am Tische saß. Da ging ein Zittern durch seinen Körper, seine Energie erwachte, er sprang auf und raste die Treppen hinunter.

Ohne sich Hut und Stock geben zu lassen, lief er auf die Straße.

Beerenburg stand vor dem Portale. „Mein lieber Junge, pack schleunigst deine sieben Sachen! In einer Stunde geht der Zug."

Ganz verstört nickte Hans-Wilhelm mit dem Kopfe, ließ sich Hut und Stock geben und ging mit Beerenburg hinüber ins Hotel. „Ist es denn wirklich wahr?"

„Leider."

„Woher hast du denn meine Adresse?"

„Aus deinem Papierkorb."

„Du — Beerenburg, du willst mich nur von hier fort haben. Sag's — meine Mutter ist nicht krank!"

Da sah der andere ihn mit sonderbarem Blicke an. „Das würde doch nutzlos sein. Bei der ersten besten Gelegenheit säßest du doch wieder mitten zwischen den Hochstaplern da oben."

Hans-Wilhelm biß sich auf die Unterlippe und packte eifrig, um nicht merken zu lassen, wie ihn der Hieb getroffen. Er suchte nach einer Entschuldigung.

„Ich hatte mir fest vorgenommen, mit dem Hundeleben Schluß zu machen; nur meine kolossalen Verluste wollte ich erst wieder 'reinhaben."

„Von hier?"

„Gestern habe ich fünfunddreißigtausend Franken gewonnen."

„Und heute natürlich wieder verloren."

„Nein, nur fünftausend."

„Da bin ich ja gerade noch zur rechten Zeit gekommen."

Wieder erwachte das Mißtrauen in Hans-Wilhelm. „Nun sag mir bloß in aller Welt, was fehlt denn meiner Mutter?"

„Auf dein Telegramm hin hat sie einen Schlaganfall bekommen."

Da knickte Hans-Wilhelm auf dem nächsten Stuhl zusammen.

Sechstes Kapitel.

Wie weltgewandt auch Graf Norderoog war, so mußte er doch bald erkennen, daß die Rolle, die er in Glossow spielte, von Stunde zu Stunde peinlicher wurde. Eva v. Relendorff blieb gleichmäßig liebenswürdig und — zurückhaltend. Man sah es ihr an, sie fühlte sich abgespannt, ihre Bewegungen bekamen etwas Gezwungenes, Schatten lagen unter ihren Augen.

Die kamen von den schlaflosen Nächten. Ihre Gedanken vermochten sich nicht loszureißen von Hans-Wilhelm. Oft rief ihr der Verstand zu: „Wirf den Gespielen deiner Jugend über Bord!" Aber dann fing immer gleich ihr Herz an zu sprechen: „Nein, tu es nicht. Du hast eine hehre Aufgabe, mußt einen Menschen, den du liebst, vom Untergange retten." Und nun redete sie sich ein: „Ja, das ist meine Pflicht. Schlecht ist Hans-Wilhelm nicht, nur leichtsinnig. Wenn er erst hier ist, dann will ich meine Mission erfüllen, vergessen, daß ich die stolze Gräfin bin; ihm gegenüber

will ich nichts sein als liebendes Weib, das ihn zurückführt auf ebene Bahnen. Er soll gesunden durch Arbeit, durch Pflichten, die er übernehmen muß. Dann wird er wieder Zutrauen bekommen zu seiner eigenen Kraft, wenn ihn treue Liebe umgibt."

Graf Norderoog lernte bald sehen bis auf den Grund ihres Herzens. Er teilte seine Wahrnehmungen dem Grafen mit.

„Sie haben recht; aber als Vater habe ich die Pflicht, meine Tochter, koste es was es wolle, von dieser Partie abzubringen."

„Ich halte es für angebracht, meine Koffer zu packen; die Situation bessert sich durchaus nicht zu meinen Gunsten!"

„Das bleibt natürlich Ihnen überlassen, mein lieber Norderoog; ich selbst spiele ja in dieser Sache eine Rolle, die mir durchaus nicht behagt. Aber Sie haben sich an mich, den Vater, gewendet, und da bin ich ehrlich gewesen, weil — nun weil ich es für ein Glück halten würde, dürfte ich Sie als meinen Schwiegersohn willkommen heißen."

„Sehr schmeichelhaft für mich!"

Relendorff reichte dem jungen Diplomaten die Hand. „O, ich bitte — Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit!"

„Und dennoch, sehe ich auch ganz davon ab, daß für mich in meinem Hiersein etwas Demütigendes liegt, wird es dennoch besser sein, ich breche meine Zelte ab."

„Demütigend ist vor allen Dingen für mich alten Manne die Lage, bester Graf. Heute abend kommt der Oberleutnant v. Moreth an; bitte, verschieben Sie, falls Sie meine Tochter noch lieben können, Ihre Abreise um zwei Tage. Bis dahin denke ich die Situation geklärt zu haben."

„Unter diesen Umständen bleibe ich gern."

„Ich danke Ihnen.“

Aber Graf Norderoog glaubte nicht an den Sieg.

Als er gegangen, klingelte Graf Relendorff dem Diener. „Bitten Sie die Komtesse zu mir!“

Wenige Minuten später stand Eva ihrem Vater gegenüber.

„Mein liebes Kind, ich habe vorhin ein Telegramm des Grafen Beerenburg — er ist Seinsheims Adjutant — erhalten; heute abend kommt Hans-Wilhelm an.“

„Gott sei Dank!“

Ihr Vater sah sie mit einem langen Blicke an. „Leider muß ich deine Freude einschränken. Lies dieses Telegramm; es ist in französischer Sprache aufgegeben, damit man nicht noch mehr Trauriges über Hans-Wilhelm erfährt, als man ohnehin schon weiß.“

Eva las: „Habe soeben Moreth aus dem Spielsaal in Spa geholt; glaube nicht, daß er noch zu retten ist. Tun Sie Ihr möglichstes, damit er den Abschied nimmt und sein Gut bewirtschaftet; vielleicht ist er so wieder auf den richtigen Weg zurückzuführen.“

Mit zitternder Hand legte die Komtesse das Telegramm auf die Tischplatte.

„Nun, was sagst du dazu?“

„Graf Beerenburg hat vollkommen recht; denselben Gedanken habe ich auch schon gehabt.“

„Du willst doch etwa nicht, falls es mir gelingt, ihn in Moreth festzuhalten, dein Schicksal mit dem seinen verketten?“

„Doch, Papa — wenn er mich nicht von sich stößt!“

Da steigt ihm das Blut zu Kopf. „Fühlst du denn nicht, welche erbärmliche Rolle du spielst?“

Aber sein einziges Kind zuckt nur die Achseln. „Ich liebe, Papa.“

„Aber einen Unwürdigen.“

„Mag sein."

„Denke doch an die Zukunft, Eva!"

„Gerade deshalb muß ich mich jetzt offen zu ihm bekennen."

„Um mit ihm später unterzugehen!"

„Auch das kann sein, Papa."

Sie sagt's ruhig und entschlossen.

Die Stimme ihres Vaters zittert. „Ich werde deine Pläne zu durchkreuzen wissen."

„Du irrst."

„Kind, ich bin ein alter Mann, Dutzende von Beispielen kann ich dir nennen, Leute, die einst auch so gedacht wie du, und die erbarmungslos auf das Pflaster des Lebens gefegt wurden."

„Gerne glaube ich dir das."

„Und du willst trotzdem nicht Vernunft annehmen?"

„Papa, denke an die einsame Frau drüben in Moreth. Nach einem kurzen Glück kamen die Tage, die ihr nicht gefielen. Hat sie nicht erst dich, den Mann mit dem goldenen Herzen, der für mich der Inbegriff der Tadellosigkeit ist, hat sie dann nicht Seinsheim ausgeschlagen? — Du schweigst? Du wirst gerecht sein und zugeben müssen, so ist Frauenliebe, über die könnt ihr Männer nicht urteilen, denn wir fühlen anders als ihr."

Graf Relendorff weiß keine Antwort.

Der Name Norderoog ist von beiden während des ganzen Gesprächs nicht ein einziges Mal genannt worden.

* * *

Frau v. Moreth hatte die letzten Tage in Bangen verlebt; sie verließ Haus und Hof nicht, um ja sofort zur Stelle zu sein, wenn ein Telegramm ihres Sohnes kommen sollte.

Und wirklich kam am vierten Tage der gefürchtete Telegraphenbote. Er kannte die Sorgen der alten Frau und rief ihr zu: „Der Herr Oberleutnant kommt heute abend. Aus Berlin hat er telegraphiert."

„Gott sei Dank!"

Ein Stein fiel ihr vom Herzen. Mit zitternden Händen öffnete sie die Depesche. Hans-Wilhelms Unterschrift stand darunter.

Nun ging sie wieder eilfertig treppauf, treppab, denn dem Jungen sollte die Heimat so lieb wie nur möglich gemacht werden.

Nach dem Essen fuhr Eva in ihrem Dogcart in Moreth vor.

„Weißt du's schon, mein Kind, Hans-Wilhelm kommt heute abend?"

„Ja, Tante."

Aber die Komtesse machte ein ernstes Gesicht.

„Freust du dich denn nicht auch?"

Eva nickte nur stumm und sah zur Erde.

„Ist ihm etwa ein Unglück zugestoßen? Du bist so ernst!" fragte Frau v. Moreth ängstlich.

Da fand die Komtesse die Sprache wieder. Hoch richtete sie sich auf und sah ihre mütterliche Freundin ruhig an. „Tante, Hans-Wilhelm steht am Scheidewege. Entweder wird er jetzt ein Mann oder ein — Lump!"

Da zucken Frau v. Moreths Lippen vor Schmerz. „Aber, Kind — nicht wahr, du weißt nichts gar zu Schlimmes? Den Abschied braucht er doch nicht zu nehmen?"

„Nein, Tante, vorläufig braucht er ihn nicht zu nehmen, auch bekommt er ihn nicht. Aber gut wäre es doch, er würde endlich solide und bliebe in Moreth."

Ein Seufzer der Mutter ist die ganze Antwort.

„Sieh mal an, Tante," fährt Eva fort, „hier hat er doch nicht so viel Gelegenheiten, leichtsinnig zu sein. Freilich gespielt wird überall, aber da erfahren wir's bald und können über Hans-Wilhelm unsere Hände halten."

Mit einem langen Blicke sieht Frau v. Moreth die Komtesse an; langsam kommen ihr die Worte aus dem Munde. „Und was sagt Graf Norderoog dazu?"

Da verläßt Eva die Selbstbeherrschung. Die schlaflosen Nächte, die Auseinandersetzung mit dem Vater haben ihre Nerven stark mitgenommen. Sie wirft sich an die Brust der mit Sorgen überladenen Frau und weint sich aus.

Und sie, die das hohe Evangelium der Frauenliebe kennt, streicht ihr mit zitternder Hand über das Haar, langsam lösen sich ein paar Tränen aus ihren Augen und rollen die vor Kummer abgezehrten Wangen hinab.

Draußen im Wirtschaftshofe ruft die Glocke zu neuer Arbeit; es ist halb fünf Uhr, die Vesperpause vorüber. Die beiden Frauen blicken sich an, sie verstehen sich — auch ohne Worte.

„Schick ihn morgen zu mir!"

„Gewiß, Eva! Hans-Wilhelm müßte ja mit Blindheit geschlagen sein, wenn er länger achtlos an solcher Perle vorbeilaufen wollte!"

Nachdem die Komtesse die brennenden Augen mit kaltem Wasser gekühlt, fährt sie nach Hause, um als Tochter des Hauses ihren Verpflichtungen gegen Graf Norderoog nachzukommen.

* * *

Während der Zug durch Wald und Feld raste, saß Hans-Wilhelm in der Ecke seines Abteils und brütete vor sich hin. Er dankte Gott, daß er den Raum mit

keinem anderen Menschen teilen mußte. Seine Gedanken wirbelten wild durcheinander. Wenn die Mutter gelähmt war für ihr ganzes ferneres Leben, wenn —! Doch nein, so grausam konnte das Schicksal nicht sein, lebend würde er sie auf jeden Fall vorfinden! Ganz gewiß! Er versuchte es sich einzureden, und wenn er im Augenblicke glaubte, er wäre Herr der trüben Gedanken geworden, da tauchten auch schon sofort wieder diese fürchterlichen Zweifel auf. Alle zehn Minuten sah er nach der Uhr. Wie die Zeit schlich! Zum Rasendwerden war es!

Ab und zu schlug ihm das Gewissen mit ganzer Kraft. Dann hielt er sich für einen erbärmlichen Kerl; bessern wollte er sich ja, das hatte er sich schon in Spa gelobt, als er noch gar nichts wußte von der Krankheit der Mutter. Leichtsinnig, wie er war, fing er an sich einzureden, daß die guten Vorsätze bereits älteren Datums seien, daß denen ja auch die Tat folgen sollte; den Anfang hatte er doch schon in Spa gemacht, als er sich vorgenommen, nachdem er seine Verluste wiedergewonnen haben würde, mit diesem Leben zu brechen. Beerenburg hatte er's doch auch gesagt. Der war allerdings mit Spott und Hohn schnell bei der Hand gewesen, aber als Kronzeugen konnte er ihn doch anführen. Ja, wer klagte ihn denn eigentlich an? Kein Mensch, aber sein Gewissen. So klug war er doch, daß er das einsah. Und das behagte ihm nicht! Quatsch war es, sinnloser Quatsch!

Gewaltsam versuchte er die „albernen Gedanken" zu bannen, aber sie kehrten zurück und pochten ohne Unterlaß an den guten Kern, der trotz allem in Hans-Wilhelm v. Moreth noch vorhanden war. Hm — es war ja richtig, was Beerenburg gesagt, die Gesellschaft, in der er sich in Spa bewegt hatte, war nicht die seine, Schiff-

brüchige, die nach dem Strohhalm Glück griffen, um sich zu retten, ohne arbeiten zu wollen. Arbeiten? Ja, das tat er doch! Als Offizier dienen, ist heutzutage keine Spielerei, und das mußte man ihm lassen, wenn er auch die Nacht durchgespielt hatte, saß er erst wieder im Sattel oder stand er in der Reitbahn, dann war er nichts weiter als pflichteifriger Soldat. Und ihm schien, mehr Arbeit müsse ihn besser machen, der moralische Jammer fing an nachzulassen, seine Gedanken vertieften sich, unwillkürlich krampfte er die Hände zusammen. Wenn er jetzt ein Beil zur Hand nehmen könnte, Rock und Weste abwerfen, das Hemd öffnen dürfte, so daß die breite Brust freien Spielraum hätte — wie wohl wäre ihm da! Einmal wieder wie in seiner Kindheit Tagen zuschlagen können, daß ihm rechts und links die Splitter um die Ohren fliegen würden, sich die Poren öffneten, der Schweiß in Strömen vom Leibe herunterliefe — das würde ihm Befreiung bringen. Er wähnte, durch körperliche Arbeit müßte auch all der Unrat aus seinem Leibe, der sich seit Jahren um sein Herz und seine Sinne gelegt, er würde wieder mit freiem, ruhigem Blick in die Welt sehen lernen, denn sein Gewissen würde rein werden. Den Leuten konnte er dann mit Fug und Recht zurufen: „Bis zu dieser Stunde war ich ein Rohr, das im Winde schwankte; da ich ausstieg aus dem Zuge, um meine kranke Mutter zu sehen, ward ich eine wetterharte Eiche — ein Mann, ich, Hans-Wilhelm v. Moreth! Es ist im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, denn über neunundneunzig Gerechte! Wer von euch will richten über mich? Schätzt mich ein, wie ich seitdem bin, und wer das nicht kann, darf nicht mein Richter sein! Der beste Wein war einst unklarer Most. Im Strom der Welt, da wird der Mensch geläutert, erst dann tritt

der Charakter ganz zu Tage, und nochmals sag' ich euch: Was war, das war — was ist und sein wird, das betrachtet!"

Da glaubte Hans-Wilhelm an seine Zukunft!

Aber die Unruhe kam schnell wieder über ihn. Wenn er nur wüßte, wie es um seine Mutter stand!

Die Zeit hatte Erbarmen mit ihm, näher und näher trug ihn der Zug der Heimat entgegen.

Er mußte umsteigen. Furcht hatte ihn beschlichen, Onkel Relendorff würde womöglich hier auf dem Bahnhofe sein und ihm sagen: „Deine Mutter ist nicht mehr!"

Niemand war zu entdecken, erleichtert atmete er auf. Aber nun ging ihm Onkel Relendorff durch den Kopf. Der hatte immer so eine Art, ihn abzukanzeln, deutlich, verletzend, und doch ließ er sich nicht packen. Wie ein geprügelter Hund schlich er, ein Offizier, sich immer von ihm. Und Eva! Gut, daß er die antreffen würde, mit der konnte er reden, wie es ihm ums Herz war, bei der würde er Verständnis finden! Ja, sein sollte sie werden, nachdem er morgen ihrem Vater die geborgten zwanzigtausend Mark samt den Zinsen zurückerstattet hatte!

Noch drei Viertelstunden hatte er mit der Kleinbahn zu fahren, dann war er zu Hause. Bei jeder Station sah er aus dem Fenster, ob er nicht einen Bekannten erblickte, den er fragen konnte, wie es seiner Mutter gehe. Wie verhext war es — keiner kam! Sonst war er den letzten Teil der Strecke eigentlich immer mit einem gefahren, mit dem man sich „ausquatschen" konnte.

Endlich — weit hatte sich Hans-Wilhelm zum Fenster hinausgebeugt — sah er in der Ferne den kleinen Bahnhof aus roten Ziegelsteinen auftauchen. Von dort fuhr er eine halbe Stunde mit dem Wagen nach Moreth.

Richtig, da standen die Füchse, und auf dem Bahnsteig — ja, sah er denn recht? — stand seine Mutter und winkte mit dem Taschentuche.

Im ersten Moment war er wie vor den Kopf geschlagen, dann stieg in ihm ein bitteres Gefühl auf. Dieser Beerenburg hatte ihm einen Bären aufgebunden, um ihn schleunigst nach Hause zu lotsen! Und er war in Spa so schön beim Gewinnen gewesen! Und dann die Angst, die namenlose Angst auf der ganzen Reise! Wie verweht waren alle guten Vorsätze. Man hatte ihn wie einen dummen Jungen hinters Licht geführt.

„Hans-Wilhelm — willkommen in der Heimat!"

Er gab der Mutter einen Kuß. Da geht ein Frösteln durch ihren Leib, sie sieht ihren Sohn mit starren Augen an. So küßt Kindesliebe nicht!

„Was ist dir?"

„Nichts, Mama, nichts!"

Seine Worte überstürzen sich, dann reicht er ihr den Arm und führt sie zum Wagen.

Frau v. Moreth sagt kein Wort mehr. Plötzlich fährt Hans-Wilhelm, der zusammengesunken in seiner Ecke gesessen hat, aus seinen Träumereien auf.

„Denke nur, der Beerenburg, das Schaf, hat mir gesagt, du seist todkrank!"

Da läßt die arme Frau den Kopf sinken, sie fragt nicht, sie weiß genug.

Siebentes Kapitel.

Das Leben hatte Frau v. Moreth gelehrt, sich zu beherrschen. Heute fiel ihr das aber unsagbar schwer. Sie hatte sich die Heimkehr ihres Jungen anders gedacht. Ein ganzes Jahr war verstrichen, da sehnt sich doch ein Kind, und ist es auch zehnmal ein Mann

geworden, nach Mutterliebe. Doppelt hatte sie sich auf Hans-Wilhelms Kommen gefreut, weil er so lange nicht um Geld geschrieben, sie war berechtigt gewesen zu dem Glauben, er sei vernünftiger geworden. Und nun? Stumm lehnte er in seiner Ecke mit gefurchter Stirne. Nach all den Aufregungen war der Rückschlag gekommen, er fühlte sich gewissermaßen enttäuscht. Die Mutter war gesund. Er dankte Gott dafür. Aber daß ihn dieser Beerenburg gerade in dem Momente vom grünen Tisch weggeholt, als ihm das Glück endlich lächelte, war scheußlich. Nicht einmal seinen Kameraden und Freunden brauchte er das Geld abzunehmen, nur unbekannten Leuten, die aus dem Spiele ein Geschäft machten und auch noch genug übrig behielten, wenn er ihnen eine halbe Million wegholte.

Da mahnte ihn aber doch das Gewissen. Machte er denn nicht auch aus dem Spiele ein Geschäft? Er wollte den moralischen Katzenjammer von sich weisen, aber es gelang ihm nicht. Da kam eine sinnlose Wut über ihn, weil er sich ohnmächtig fühlte, gegen den guten Kern, der in ihm steckte, anzukämpfen. Er sah nicht einmal klar, nur das dumpfe Gefühl hatte er: mache es, wie du willst, immer wird es verkehrt! Zuschlagen mußt du bei der ersten besten Gelegenheit und wenn es mit dem Beil auf einen Hackeklotz ist!

Das war es, körperliche Arbeit brauchte er, um seine Nerven wieder zur Ruhe zu bringen. Zufassen an allen Ecken und Enden, dann wollte er den Schmutz an seinen Händen segnen, der sollte sein Herz rein scheuern von allem Unrat.

Aber im nächsten Augenblicke sprangen seine Gedanken wieder auf den Spieltisch über. Das war ja alles gut und schön; hätte er sein Geld nicht leichtsinnig verplempert, so wäre jetzt die Stunde gekommen,

in der er mit Freuden sagen konnte: „Nun adieu, geliebter Koller, an die Wand mit Küraß, Pallasch und Helm, jetzt werde ich ein Krautjunker, wie es meine Ahnen waren. Das erhält gesund, macht den Blick frei, und wenn der König ruft, na, dann bin ich auch noch da und werde ebenso, ohne mit der Wimper zu zucken, in den Tod reiten, wie es mein Vater getan."

Aber so? Als armer Kerl sich plagen und schinden und die Nerven mürbe reiben an den Aufregungen, ob man zu den Terminen die Hypothekenzinsen zahlen kann? Nein, das ging nicht, das hielt er nicht aus, das war Sache seines Oberinspektors, des alten Drewel, da blieb er lieber weit weg vom Schuß und drillte Rekruten! Und doch ärgerte er sich über den Widerstreit. Konnte er denn nicht mehr klar denken? Spiel, Dienst, das Gut — wild wirbelte es in seinem Kopfe durcheinander.

Und seine Mutter saß neben ihm und schwieg. Er warf ihr einen Blick zu. Jünger war sie in diesem Jahre nicht geworden — im Gegenteil. Da fing doch sein Herz gewaltig an zu hämmern. Schon seit fünf Minuten fuhr man durch Morethsche Fluren, keinen Blick hatte er auf das Erbe seiner Väter geworfen, und da tauchte gerade aus dem Grün der Bäume das langgestreckte Herrenhaus und der Wirtschaftshof auf. Eine Fahne wehte im Winde. Wohl ihm zu Ehren? Da stieg ihm die Scham in die Wangen. Hatte er gewuchert mit seinem Erbe? Nein, verschleudert, verspielt — und man flaggte, weil der Bankerotteur heim kam!

Da legte er seine Hand auf die der Mutter. „Verzeih, Mama, ich bin kaput, es soll besser werden mit mir!"

Da schluchzt die geprüfte Frau auf. „Hans-Wilhelm, wenn ich das noch erlebte!"

Der Wagen bog von der Landstraße ab nach der Lindenallee, die Wirtschaftsgebäude lagen vor seinem Auge.

„O weh, die sehen böse aus!"

„Der Winter hat sie arg mitgenommen."

„Sie müssen ausgebessert werden."

„Es fehlt an Geld, Hans-Wilhelm."

„Morgen wird angefangen," erwiderte er energisch.

Die Mutter schwieg, sie dachte an die leere Kasse.

Der Wagen hielt. Frau v. Moreth begleitete ihren Sohn in seine Zimmer. Der Park lag vor seinen Fenstern.

„Alles hast du so lieb und gut wie immer hergerichtet, Mama!"

„Du kommst bald herunter zu mir, nicht wahr?"

„Ja, das heißt — sagen wir in einer Stunde. Ich bin abgespannt von der langen Reise — na, so lang ist sie ja eigentlich nicht!" Seine Mutter sollte doch nicht wissen, woher er kam. „Aber 'ne Stunde wird doch vergehen. Bestelle das Essen auf halb neun. Die Sorge um dich hat mich aus dem Gleichgewicht gebracht. Aber dann bin ich wieder im reinen mit mir."

Stumm nickte die Mutter und ging. „So ein Mann hält doch gar nichts aus," dachte sie, „meine Sorgen hätten Hans-Wilhelm längst erdrückt."

Schnell wusch er sich und zog sich um.

Warum sich bloß der alte Drewel nicht sehen ließ? Der war doch sonst immer sofort zur Stelle gewesen!

Er ging hinab in den Wirtschaftshof. An der Tür zum Herrschaftsstall stand der Oberinspektor.

„Holla, Drewel, guten Tag!"

„Guten Tag, Herr Oberleutnant, guten Tag!"

Über das verwitterte Gesicht des alten Mannes huschte ein Lächeln; er kam heran und erhielt einen Händedruck.

„Sie hätten sich auch gleich sehen lassen können, alter Freund!“

„War beim Kartoffelnausmachen.“

Recht kurz kam die Antwort heraus. In Hans-Wilhelm stieg ein unangenehmes Gefühl auf.

„Hat es Schwierigkeiten gegeben?“

„Das letzte Jahr in Masse, Herr Oberleutnant.“

„Gehen wir in den Pferdestall.“

Der Oberinspektor wartete, bis der Kutscher ausgespannt und Futter geschüttet hatte, dann schickte er ihn weg. Hans-Wilhelm war zu den Pferden getreten.

„Schön sehen die alten Klepper gerade nicht mehr aus.“

Drewel zuckte die Achseln. „Wir haben kein Geld für neue.“

„Und die Scheunen, Drewel! Man schämt sich ja!“

„Warum haben der Herr Oberleutnant so viel Hypotheken aufgenommen! Wir arbeiten ja nur noch für fremde Leute!“

Da biß er sich auf die Unterlippe; der Hieb hatte gesessen.

„Die lappigen hundert Taler monatlich werden Sie wohl noch 'rauswirtschaften können! Mehr habe ich doch in der letzten Zeit nicht verlangt!“

„Wenn der Herr Oberleutnant das Kunststück fertig bringen, aus Moreth außer den Zinsen noch hundert Taler monatlich 'rauszuholen, will ich mich für den Rest meiner Tage öffentlich ausstellen lassen.“

Hans-Wilhelm ärgerte sich maßlos, aber er konnte dem alten Mann, der schon seinem Großvater gedient, nicht grob kommen. Auch wußte er zu viel.

„Drewel, schön ist der Empfang gerade nicht!“ meinte er bissig.

„Die Wahrheit ist oft nicht schön, Herr Oberleutnant!“

„Es muß unbedingt mehr 'rausgeholt werden — im Jahre mindestens sechstausend Mark reiner Überschuß! Meine Mutter will doch auch leben!"

Da spuckt der Oberinspektor aus und lacht verbittert vor sich hin. Dann sieht der alte Mann seinen Herrn an.

„Herr Oberleutnant, was hilft das alles! Reingewinn wirft das Gut schon seit Jahren nicht mehr ab, die Wirtschaft geht rückwärts; wenn wir nicht Geld in die Hand bekommen, ist in spätestens zwei Jahren die Herrlichkeit aus — ganz aus!"

„Sind Sie verrückt, Drewel?" schreit er den Alten an.

Da tritt dem die Galle ins Blut. „Herr Oberleutnant, eine Affenschande ist's! Wenn man gesehen hat, wie Moreth einst dastand — und jetzt?! Man schämt sich nachgerade, auf den Markt zu gehen, solche Reden muß man über das Gut hören!"

„Vergessen Sie nicht — ich bin der Herr!"

Da sieht Drewel den „Herrn" unsäglich traurig an. „Wie lange noch, Herr Oberleutnant? Ich alter Mann habe ja wegen Moreth so viele schlaflose Nächte und die gnädige Frau erst! Kennen Sie die Kleider, die Ihre Frau Mutter trägt? Schon seit zehn Jahren spart sie sich jeden Groschen vom Munde ab, es könnte ja wieder einmal ein Telegramm kommen!"

Mit beiden Händen hält sich Hans-Wilhelm den Kopf. „Bringen Sie mich nicht um den Verstand, Drewel! So schlimm kann's ja doch nicht stehen!"

„Noch viel schlimmer!"

„Herrgott, wieso denn?"

„Meine Bücher sind voller Lug und Trug."

„Drewel!"

Ein Verzweiflungsschrei ist es.

Aber nun legt der alte Oberinspektor los, und dabei

zuckt es heftig über sein bartloses, mit tausend Runzeln bedecktes Gesicht.

„Ja, ja, Herr Oberleutnant, ich bin ein Betrüger. Aber Gott wird mir's verzeihen. Ich trage fortgesetzt falsche Summen in das Buch ein, um einen Reingewinn wenigstens auf dem Papier zu haben."

„Mein Gott und Herr! — Wegen meiner Mutter, Drewel?"

Stumm nickt der.

Da schießt Hans-Wilhelm das Wasser in die Augen. „Menschenskind, wie konnten Sie mir denn da monatlich hundert Taler schicken?"

Mit einem langen Blicke sieht ihn der Oberinspektor an. „Die sind nicht vom Gute, ich trage sie nur zur Post!"

Hans-Wilhelm packt ohne weiteres den von Wind und Wetter ausgedörrten alten Mann und setzt ihn auf die Futterkiste. „'raus mit der Sprache! Woher stammt das Geld?"

„Ich breche zwar mein Wort, aber auch das wird mir Gott verzeihen — von der gnädigsten Komtesse!"

Da taumelt Hans-Wilhelm gegen die Wand, seine Augen treten aus den Höhlen, sein Gesicht ist totenbleich, die Lippen zucken.

Ruhig sagt der Oberinspektor: „Ja, ja, Herr Oberleutnant!"

Keuchend lehnte Hans-Wilhelm an der Wand. Wieder spuckte der alte Drewel gelassen aus. Wenn jetzt sein Herr keine Vernunft annahm, so schnürte er nach mehr denn vierzigjähriger Dienstzeit in Moreth sein Bündel, dann war's vorbei mit der Herrlichkeit. Die geprüfte Frau hatte ihn bis heute hier gehalten, ihr Sohn schon lange nicht mehr, der war für ihn abgetan.

Er tat ganz gleichgültig, blieb auf der Futterkiste sitzen und starrte vor sich hin.

Die Pferde zermalmten das Futter, die Halfterketten klirrten, die Fliegen summten, draußen quietschte ein Pumpenschwengel.

Endlich fand der Offizier die Sprache wieder. „Drewel — weiß meine Mutter von den Al—mosen der Komtesse?"

Der schüttelte stumm den Kopf.

„Aber woher nimmt sie denn das viele Geld?"

„Sie spart sich's ab. Der Herr Graf gibt ihr monatlich vierhundert Mark, davon muß sie kaufen, was sie braucht. Manchmal bettelt sie bei ihrem Vater um mehr."

Also auch Eva betrog — um seinetwillen!

Er riß die dicke Brieftasche heraus und entnahm ihr einen Tausender. „Hier, Drewel, lassen Sie ausbessern. Gleich morgen geht's los!"

Der Alte faltete den Schein vorsichtig zusammen und steckte ihn ein. „Nee, Herr Oberleutnant, da gibt's Nötigeres zu tun."

„Was denn?"

„Für die Zinsen zum Oktobertermin zu sorgen."

„Ja, liegen denn die noch nicht bereit?"

„Wenn ich die ganze Roggenernte verkaufe, dann schon. Der Oktober ist am leichtesten zu bezahlen. Aber der April und der Juli, wenn nichts mehr da ist — wie wir da drüber wegkommen werden, weiß ich heute noch nicht."

„Wir kommen drüber weg. Hier" — Hans-Wilhelm hob die Brieftasche hoch — „sind zwanzigtausend Mark fürs Gut."

„Wenigstens etwas."

Ganz gleichgültig sagte es der Oberinspektor und kletterte von der Futterkiste herunter.

„Kommen Sie morgen früh mit den Büchern um sechs Uhr zu mir 'rauf!"

„Jawoll, Herr Oberleutnant!"

Hans-Wilhelm reichte dem alten treuen Diener die Hand. „Ich muß jetzt zu meiner Mutter — gute Nacht!"

Drewel sah ihm mit abgezogenem Hute nach. Er war ein einfacher Mann, aber so viel begriff er doch: das Geld war im Spiele gewonnen, und das bringt kein Glück. Kopfschüttelnd ging er noch einmal durch die Ställe, dann nahm er seine Bücher vor.

Bis nach Mitternacht saß er, aber Klarheit brachte er in diesen Lug und Trug nicht mehr herein, Wahrheit und Dichtung standen zu schroff nebeneinander. —

Hans-Wilhelm begab sich erst in sein Zimmer. Der große starke Mann war total fertig mit seinen Nerven. So durfte er seiner Mutter nicht unter die Augen treten, die hätte doch sofort gemerkt, daß er eine niederschmetternde Nachricht erhalten. In seinem Leichtsinn hatte er also von Evas Almosen gelebt! Jawohl, das war der einzig richtige Ausdruck, und trotz dieser Demütigung befriedigte es ihn, daß er Drewel gegenüber gerade dieses Wort gebraucht hatte. Der alte gute Kerl mußte fühlen, wie furchtbar ihn der Schlag getroffen. Und ihr Vater war ihm auch noch mit zwanzigtausend Mark beigesprungen! Er überschlug den Inhalt seiner Brieftasche. Wohl vier- bis fünfundvierzigtausend Mark mochte er bei sich tragen. Gleich morgen mittag wollte er dem Grafen sein Geld mit Zinsen zurückgeben; steckte er dann zwanzigtausend in die Wirtschaft, blieb ihm für ein Jahr genug zu leben. Aber auch Eva mußte doch auf der Stelle ihr Geld wieder haben! Wie viel mochte sie wohl schon geopfert haben? Sicherlich mehrere tausend. Da konnte eben Drewel nicht so viel bekommen. Wenn ihn Beerenburg nicht vom

Spieltische weggeholt hätte, zweifellos wäre er bald wieder im Gewinn gewesen, noch an demselben Abend.

Da kam die Wut über ihn. War er denn ein dummer Junge, dem man Angst machen durfte? Ob er nicht lieber dem Oberinspektor zehntausend Mark hier lassen und mit dem Reste nach Spa zurückkehren sollte? Der alte Relendorff konnte warten! Freilich, alle Tage lacht einem nicht das Glück, aber probieren geht über studieren!

Mit großen Schritten wanderte er im Zimmer auf und ab, und schließlich kam er zu dem Entschluß: erst sehe ich mir die Bücher an, dann werde ich meine Entscheidung treffen!

Da klopfte es.

Ein Mädchen meldete, daß das Abendessen bereit sei. Einen Diener hatte man auf Moreth schon lange nicht mehr.

In ihrem Zimmer erwartete ihn die Mutter.

„Nun, Hans-Wilhelm, fertig ausgepackt?"

„Nein, Mama. Wie ich vorhin auf den Hof ging, traf ich Drewel; mit dem habe ich über die Wirtschaft gesprochen."

Leise seufzte Frau v. Moreth.

„Morgen früh kommt er um sechs Uhr mit den Büchern zu mir."

„Erfreuliches wirst du wenig finden."

Da legte Hans-Wilhelm seine Hand auf die Schulter der Mutter. „Erfreuliches oder Unerfreuliches — es wird Zeit, daß ich der Zukunft mit ruhigen Augen entgegensehe!"

In diesem Augenblicke dachte er nicht mehr an Spa.

„Hans-Wilhelm — wenn du das ernstlich wolltest!"

„Ich will!"

„Komm mit mir vor das Bild deines Vaters; dort versprich mir's."

Und der Sohn sieht fest auf den jungen Vater, der fröhlichen Gesichtes, fast lachend, aus dem Rahmen auf ihn niederblickt.

„Für Moreth will ich kämpfen wie der Vater für die Standarte des Regiments!"

Da fällt eine Zentnerlast vom Mutterherzen.

—•••—

Achtes Kapitel.

Von früh sechs bis zehn Uhr saß Hans-Wilhelm mit dem Inspektor über den Büchern, aber er wurde nicht recht klug daraus. Nur das war festzustellen: es stand schlimm um Moreth — sehr schlimm.

„Menschenskind, warum haben Sie mir denn nicht schon längst klaren Wein eingeschenkt?"

„Hab' ich das nicht, Herr Oberleutnant?"

„Na ja — das heißt, daß es gar so traurig hier aussieht, hab' ich wahrlich nicht gewußt."

„Ich dächte, ich wäre deutlich genug gewesen, aber —"

„Ja, ja," unterbrach ihn Hans-Wilhelm, „ich weiß schon, was Sie sagen wollen."

Sein Gewissen schlug ihm doch mächtig.

„Herr Oberleutnant, ich bin ein alter Mann und hab' hier allezeit meine Pflicht und Schuldigkeit getan; wenn ich ein offenes Wort sprechen dürfte —"

„Schießen Sie los, Drewel!"

„Machen Sie drüben in Glossow der Qual ein Ende!"

Es kam aus ehrlichem Herzen, das fühlte Hans-Wilhelm wohl. Er legte dem einfachen Manne die Hand auf die Schulter. „Denken Sie sich mal in meine Lage, Drewel! Jahrelang hab' ich mich um die Komtesse kaum gekümmert und nun, wo ich niedergebrochen bin, soll ich um ihre Hand anhalten? — Nee!"

Da schmolz die Rinde um des Alten Herz. Das war ehrlich von seinem Herrn geredet. „Ich kann mir das ja sehr gut vorstellen; aber wenn ich mit meinem Verstande nicht mehr weiter kann, dann sag' ich als gläubiger Christ: Gottes Wege sind wunderbar!"

Hans-Wilhelm mußte sich abwenden, so hatten ihn die Worte getroffen. Dann ging er rasch auf Drewel zu und drückte ihm die Hand. „Wollen Sie die kommende Zeit mit mir noch durchhalten?"

„Und ob, Herr Oberleutnant, und ob!"

„Wir werden also zusammen mit Gottvertrauen an unsere Arbeit gehen!"

Da erhob sich der alte Mann und faltete die Hände. „Herrgott, ich danke dir!" sagte er mit bebender Stimme.

Hans-Wilhelm ließ ihn gehen, denn er wußte, wenn das noch fünf Minuten so weiterging, fing er an zu heulen wie ein Kind. Er beugte sich zum Fenster hinaus und blickte in den sonnigen Herbstmorgen hinein. Lustig flatterte die Fahne im Winde. Unten ging der alte zweiundsiebzigjährige Gärtner vorüber.

„He, Köhler, guten Morgen!"

Mit zitternder Hand nahm der die Kappe vom Kopfe. Das alte, runzlige Gesicht strahlte. „Schön guten Morgen, Herr Oberleutnant!"

„Immer hübsch auf dem Posten — was?"

„Na, es geht man so. Der Jüngste bin ich ja schon lange nicht mehr."

„Sagen Sie dem Vogt, er soll die Fahne einziehen."

„Jawoll — werd' ich!"

Eilig trippelte er fort.

Der alte Mann war auch so eine liebgewordene Erinnerung aus der Kindheit Tagen. Aber schnell nahm sein Gesicht wieder einen ernsten Ausdruck an. Die Fahne ließ er einziehen, weil die Arbeit begann, das

Feiern mußte besseren Tagen vorbehalten bleiben. Dann ging er hinab zu seiner Mutter zum zweiten Frühstück.

„Nun, Hans-Wilhelm, was sagst du zu dem Stande des Gutes?"

„Wir werden es wieder hoch kriegen, Mama!"

Sinnend blickte sie vor sich hin und sagte kein Wort.

„Ich will dann gleich 'rüber zu Onkel Relendorff und mit ihm offen reden. Komme ich zurück, hab' ich die Entscheidung getroffen."

Bange sieht die Mutter Hans-Wilhelm an. Ihr ist aus seinen Worten nicht klar geworden, was er unter Entscheidung versteht. Sein Verlöbnis mit Eva oder — ob er nur Rat holen will über Moreth und dann selbst das Gut bewirtschaften.

„Es ist Besuch drüben in Glossow," sagt sie zögernd.

„Besuch?"

„Ja, ein Diplomat, Graf Norderoog."

„Was will denn der?"

„Er wirbt um Eva."

„Und sie?"

Maßlos erstaunt sieht er seine Mutter an.

Lächelnd erwidert sie: „Will nichts von ihm wissen, ihr Herz ist ja schon längst nicht mehr frei."

Da hat Frau v. Moreth mit einem Male Angst, daß sie zu viel gesagt; sie kennt Hans-Wilhelm zu gut, der ist in diesem Punkte sehr empfindlich, und wenn man zu deutlich wird, erreicht man nur das Gegenteil.

Mit finsterer Stirn starrt der auf den Teller. Nach einiger Zeit sagt er: „Ich werde mir den Kerl einmal ansehen. — Aber Eva geht's gut, nicht wahr?"

Sehr erregt fragt er's. Das freut die Mutter.

„Leidlich, Hans-Wilhelm. Sagte ich gut, müßte ich lügen."

Da reicht er ihr seine starke Hand über den Tisch.

„Sprich nichts weiter, Mutter. Du sollst mit mir zufrieden sein."

Gestern abend sein Versprechen vorm Bilde des Vaters und eben seine Worte lassen sie hoffen. Aber alles Bangen ist noch lange nicht von ihr gewichen. Sie kennt Hans-Wilhelm zu gut, mit dem Versprechen ist er schnell bei der Hand, aber das Halten fällt ihm schwer.

* * *

Als Hans-Wilhelm in Glossow vorfuhr, spähte er die Fensterreihen entlang, ob er nicht Eva oder diesen hergeschneiten Grafen Norderoog sehen würde. Es war nicht der Fall. Wohl aber trat sofort ein Diener an den Schlag.

„Guten Tag! Der Herr Graf erwartet den Herrn Oberleutnant in seinem Arbeitszimmer."

Da war also nichts zu wollen. Er stieg aus, durchschritt die wohlbekannten Räume und stand dem Grafen gegenüber.

„Guten Tag, lieber Onkel!"

„Tag, Hans-Wilhelm! Bitte, nimm Platz!"

Nicht einmal die Hand reichte ihm der väterliche Freund? Und wie kühl er ihn begrüßte! Ja, war er denn nicht der Oberleutnant v. Moreth, dem man mit Achtung zu begegnen hatte? Er blieb stehen.

„Nach dieser Begrüßung wird es wohl nicht nötig sein, Platz zu nehmen."

„Ganz wie du willst."

Rasch zog Hans-Wilhelm die Brieftasche heraus und legte einen versiegelten Umschlag auf den Tisch. „Hier sind zwanzigtausendvierhundertundfünfzig Mark. Ich danke dir für deine Hilfe."

Der Graf schloß gleichgültig den Geldschrank auf und legte den Umschlag, ohne ihn zu öffnen, hinein.

„Willst du dich nicht in meinem Beisein vom Inhalte überzeugen?"

„Es interessiert mich nicht, was der Umschlag enthält."

Da biß sich der Offizier auf die Lippen, so wütend war er. „Onkel, noch bin ich der Oberleutnant Hans-Wilhelm v. Moreth!"

„Sehr richtig, noch bist du es! — Du kannst dir das Ding da uneröffnet wiederholen, wenn du's nicht mehr bist. Drüben in Amerika wirst du, falls du dann arbeiten lernen willst, das Geld gebrauchen können."

Das war zu viel! „Auf deutsch heißt das also: ich will nichts mehr mit dir zu tun haben?"

„Gut, daß du nicht allzu schwer von Begriffen bist."

„Also adieu!"

„Adieu!"

Wie vor den Kopf geschlagen verließ er das Zimmer.

Auf der Diele traf er mit Eva zusammen.

„Hans-Wilhelm, tausendmal willkommen!"

Beide Hände streckte sie ihm entgegen.

Da lacht er bitter auf. „Frag deinen Vater, ob ich's bin!"

Mit großen Augen sieht sie ihn an.

„Kommst du heute noch nach Moreth herüber, Eva?"

„Ich komme!"

Da schüttelt er ihre beiden Hände, daß sie Schmerz empfindet. Dann springt er in den Wagen.

Und während die Pferde den Wagen zum Hoftor hinausziehen, steht Eva am Portal, die Hand aufs Herz gedrückt.

Aber Hans-Wilhelm dreht sich nicht um.

Rasch entschlossen geht sie zu ihrem Vater. „Was ist vorgefallen zwischen dir und ihm?"

Deutsches Haus, ST. PAUL, MINN.

„Ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß wir geschiedene Leute sind."

„Papa!"

„Er hat lange genug Bedenkzeit gehabt."

„Hast du gar nicht bedacht, wie dein Entschluß seine arme Mutter aufregen wird?"

Die Klugheit des Weibes war in ihr erwacht. Sie merkte auch sofort, wie empfindlich sie ihren Vater getroffen hatte.

„Liebes Kind, wenn man nicht anders kann!"

„Doch, du konntest anders handeln! Das ist nicht christlich, das ist hart!"

„Eva, ich bin ein alter Mann und dein Vater!"

„Deshalb verletzt's mich doppelt schwer. — Kurz und gut, ich werde nachher nach Moreth fahren."

„Ich wünsche es nicht. Freilich, dich abzuhalten steht nicht in meiner Macht."

„Und ich werde nicht früher mit Graf Norderoog wieder zusammentreffen, bis ich mit Frau v. Moreth gesprochen habe!"

„Und mit Hans-Wilhelm?"

„Natürlich!" Bittend sah sie den Vater an. „Papa, wenn er nun heimgekehrt wäre, um sich zu bessern? Vielleicht ist er zu dir gekommen, um deinen oft erprobten Rat zu hören, und du hast ihm die Tür gewiesen! Nur wenige Worte sprach ich mit ihm — er hat von dir einen furchtbaren Schlag bekommen — vielleicht den Todesstoß!"

Tief holte der Graf Atem. Wenn das der Fall gewesen wäre? Doch nein, wer sich in Spa unter die Hochstapler setzt, war in seinen Augen ein verlorener Mensch. Gewiß, auch anständige Leute spielten einmal am Roulettetisch, aber sie warfen den Rest ihres Vermögens nicht dem blinden Zufall in die Arme.

Ruhig erwidert er: „Nur seine Schulden hat er mir bezahlt."

„Hat er das?" Ihre braunen Augen leuchten auf.

„Zuzüglich viereinhalb Prozent Zinsen," sagt der Graf spöttisch.

„Ist denn das in deinen Augen nicht ein Zeichen, daß er Verfehlungen gutmachen will?"

„Du bist zu sehr Partei, um klar zu sehen, liebe Eva."

„Partei bist du auch."

„Gewiß — aber um seiner Mutter willen bin ich eher ein zu milder als zu strenger Richter."

„Meinst du wirklich?"

„Ja, das meine ich wirklich," entgegnet der Graf fest. „Ich habe Nachsicht mit ihm gehabt — über Gebühr."

„Ich bin anderer Ansicht, und um klar zu sehen, werde ich sofort nach Moreth fahren."

Der Graf wird ärgerlich, aber er beherrscht sich und zuckt nur stumm die Achseln.

* * *

Hans-Wilhelm kam in einem heillos erregten Zustande heim.

„Schon zurück?" fragte ihn die Mutter besorgt.

„Onkel hat mich ohne Umstände an die Luft gesetzt," erwiderte er erregt.

Da sanken in ihrem Herzen alle die aufgebauten Hoffnungen in Trümmer. Der gute Anlauf, den Hans-Wilhelm zu nehmen schien, konnte doch nur zum Ziele führen, wenn Evas Vater ihn stützte. Sie sah klar über ihren Sohn, ein Mann der Tat war er noch lange nicht, das sollte er werden durch ihren alten Freund. Ihr bangte furchtbar vor der Zukunft.

Hans-Wilhelm schien ihre Gedanken zu erraten. „Nur ruhig Blut, Mama, ich bin wirklich ein anderer geworden."

Da brachte ein Tränenstrom ihr Erlösung. „Wenn ich das glauben könnte!"

Stumm ergriff er ihre Hand und führte sie vor das Bild des Vaters. „Hier stand ich gestern mit dir, hier stehe ich heute, hier werde ich alle Tage mit dir stehen."

Sie geht an den Schreibtisch und nimmt die Briefe ihres Mannes heraus. „Hans-Wilhelm, du bist jetzt ein Mann — lies sie, es fehlt keiner!"

„Vom Vater?"

„Ja, mein Kind, sie sind mein höchstes Heiligtum."

Leise verläßt sie das Zimmer, Hans-Wilhelm hat den Kopf in die Hand gestützt und liest einen Brief nach dem anderen.

* * *

Frau v. Moreth hatte keine Ruhe im Hause. Sie ging die Lindenallee hinab dem Dorfe zu. Die milde Herbstsonne beschien rechts und links weite Stoppelfelder und Kartoffeläcker, auf denen Menschen bei der Arbeit waren.

Mitten unter ihnen stand Drewel. Der war auch noch einer aus der alten Schule, der stand in Freud und Leid zu seiner Herrschaft.

Als sie gerade zu ihm gehen wollte, um sich von dem Stande der Arbeiten zu überzeugen, bog Evas Dogcart in die Lindenallee ein.

„Gott sei Dank!" entfuhr es ihren Lippen, wie Befreiung klang es.

Sie blieb stehen und beschattete die Augen mit der Hand.

Eva hatte sie gleich bemerkt, der Traber bekam eine

Aufmunterung, und nach wenigen Augenblicken hielt sie neben Frau v. Moreth. Sie warf dem Groom die Zügel zu und befahl ihm, vorauszufahren.

„Tante, liebe Tante, weißt du schon?"

„Ja, mein Kind. Aber ich hoffe dennoch, Hans-Wilhelm hat endgültig mit der Vergangenheit gebrochen."

Da seufzte die Komtesse tief auf. „Ach, wenn's so wäre!"

Beide Frauen wollten noch nicht recht an den Umschwung glauben.

„Nicht wahr, du hältst treu zu ihm?" fragte Frau v. Moreth zagend.

„Das ist selbstverständlich," erwiderte die Komtesse bestimmt.

Da gehen die beiden langsam die Lindenallee hinauf, dem Herrenhause zu.

„Hans-Wilhelm liest jetzt die Briefe meines Mannes."

Eva antwortet nicht, die Ruhe droht sie zu verlassen. Sie weiß, daß die Entscheidung naht, nicht nur für sie, sondern für den Mann, der ihr der teuerste ist. Da nimmt sie sich vor, nichts zu sein als liebendes Weib, selbst wenn sie sich Demütigungen aussetzen muß.

„Ich werde zu ihm gehen, Tante."

„Wie gut du bist — ich danke dir!"

„Danke mir nicht. Du weißt, es ist ein gut Teil Eigennutz dabei."

Stumm schüttelt Frau v. Moreth den Kopf. Nicht Eigennutz, nein, reine Frauenliebe ist's, die nicht nach Vergangenem fragt, nur gläubig hofft auf eine bessere Zukunft.

Sie sind vor dem Herrenhause angekommen.

„Er ist in deinem Zimmer, Tante?"

„Wahrscheinlich."

Sie drückt der mütterlichen Freundin rasch die Hand und tritt in den Flur. Frau v. Moreth bleibt draußen stehen, strahlend fällt die Herbstsonne auf sie. Und sie schickt ein stummes Gebet zum Himmel für ihr einziges Kind.

Die Tür öffnet sich, Eva steht auf der Schwelle, Hans-Wilhelm fährt auf vom Schreibtisch seiner Mutter.

„Ich sollte kommen — hier bin ich," sagt sie leise.

Er tritt raschen Schrittes auf sie zu, schließt die Tür und faßt nach ihren beiden Händen.

„Eva!" — Tief sieht er ihr in die Augen. — „Was hast du alles für mich getan?"

Sie hat andere Worte erwartet. „Ich?"

„Du bist eingetreten für mich allezeit — selbst mit deinem Gelde!"

Da strafft sich ihre hohe Gestalt, voll sieht sie ihn an. „Von wem weißt du das?"

„Von Drewel."

„Dann sollst du auch mehr wissen. Oft langte das meine nicht, dann half er selber nach."

„Drewel?"

„Gewiß. Dreihundert Mark sind eine Menge Geld, und ich bin abhängig von Papa."

„Und hast ihn meinethalben oft belogen!"

Sie zuckt mit den Schultern. Er geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Das hatte gerade noch gefehlt! Der alte Mann, der außer seiner Dienstwohnung und seinem Deputat ganze dreißig Taler im Monate bekam — der Glossower bezahlte seinen Oberinspektor ganz anders — hatte ihn gestützt, gerettet vor dem völligen Zusammenbruch! Und er spielte, ohne mit der Wimper zu zucken, um Tausende am Roulettetisch! Da erst wurde ihm vollkommen klar, was für ein erbärmlicher Kerl er eigentlich war. Sein ver-

störter Blick fiel auf den Schreibtisch seiner Mutter, dort lagen die Briefe seines Vaters, in der letzten halben Stunde hatte er begreifen gelernt, daß für die Frau Hans v. Moreths andere Männer — und waren sie noch so tadellos — nicht in Betracht zu neuer Ehe kamen. Und der Vater, der solche Briefe schreiben konnte, war für sein Vaterland und seinen König, die Standarte in der Hand, ohne mit der Wimper zu zucken, in den Tod geritten! Und er, sein Fleisch und Blut, war — ein Lump geworden! Trotz des Glanzes der Uniform fühlte er sich faul bis ins Mark.

Aber ganz drinnen in seinem Herzen pulste ein Leben, das noch gesund, das stark war.

Eva sah seinen Kampf, sie trat auf ihn zu. „Hans-Wilhelm!"

Da geht ein Beben durch die riesenhafte Gestalt. „Eva!"

Er hält sie in seinen Armen.

So stehen sie lange.

„Willst du's wirklich mit mir probieren?"

„Ja!"

„Mit dem Bankerotteur?"

„Ich liebe dich und will mit dir kämpfen — Schulter an Schulter!"

„Aber dein Vater?"

„Und wenn dir eine ganze Welt von Feinden erstände, ich halte zu dir!"

„Wir bleiben in Moreth — nicht wahr?"

„O, das wäre schön!"

„Noch heute reiche ich meinen Abschied ein."

Da jubelt Eva v. Relendorff laut auf.

Er legt ihre schlanken Hände auf seine heiße Stirn. „Du wirst die bösen Gedanken oft von mir bannen müssen!"

„Ich fürchte mich nicht vor ihnen.“

Er reißt sie an sich und küßt sie wild. „Wie blind war ich, meine Eva, wie blind war ich!“

Er holt die Mutter, sie treten zu dritt vor Hans v. Moreths Bild.

Dann reißt er das Fenster auf und ruft laut: „Köhler, die Fahne wieder 'raus!“

„J ja!“

Die Verlobten können wieder lachen wie in ihrer Kindheit Tagen. Die Mutter glaubt nun an die neue Zeit.

* * *

Die Komtesse kommt zu spät zu Tisch.

Der Vater steht mit Graf Norderoog im Salon und wartet.

„Aber Kind, wo steckst du denn in aller Welt?“

Graf Relendorff blickt auf die Uhr.

Da richtet sich Eva hoch auf. Ruhig sagt sie: „Ich habe mich verlobt — mit meinem Jugendfreund Hans-Wilhelm v. Moreth!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kloſterſchäfer.

Eine Erzählung aus alter Zeit von W. Harb.

Mit Illuſtrationen von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

Dort, wo im ſchönen Bayerlande die Alpen mit ihren bewaldeten Ausläufern in die Ebene hineinragen, lag im ſechzehnten Jahrhundert ein Kloſter, das den heiligen Andreas zum Schutzpatron hatte. Jetzt erblickt der Wanderer, der zufällig in die abgelegene Gegend kommt, um welche die große Touriſtenſtraße in weitem Bogen herumführt, nur noch ein paar verwitterte Mauerreſte, überragt von einem halbzerbröckelten Turm.

Die guten Patres, die ſo hurtig und pünktlich waren, wenn es galt, einen Kranken oder Sterbenden aufzuſuchen und mit dem himmliſchen Troſte für ſeinen ſchweren Weg zu verſehen, oder wenn das Bimmeln des Kloſterglöckleins ſie zu den Gebetsübungen in die Kapelle rief, waren als gottesfürchtig und hilfsbereit im ganzen Gau bekannt. Aber ſie waren herzlich arm. Es gab ſchmale Biſſen im Refektorium, und der Bruder Kellermeiſter führte ein bequemes und beſchauliches Daſein, denn die paar Fäßlein, die an den kahlen Kellerwänden beſtaubt umherlagen, klangen ſchon lange hohl und leer. Auch der Bruder Küchenmeiſter wußte manchen Tag nicht, woher er ſeinen Bedarf decken und die vielen hungernden und knurrenden Magen ſatt

bekommen sollte. Da wurde denn außer den vorgeschriebenen Fasttagen noch mancher unfreiwillige eingeschoben, an dem die Mönche mit einem mageren Süpplein sich zufriedengeben mußten. Da zogen sie denn den Strick fester um den hageren Leib und gingen in den Wald und suchten sich Beeren und Wurzeln, mit denen sie den mahnenden Quälgeist unter der braunen Kutte befriedigten, so gut und schlecht es eben ging.

War es aber um das äußere Wohlleben im Kloster des heiligen Andreas schlecht bestellt, so stand es um so besser um Ordnung und Zucht. Gar selten hatte der Abt Veranlassung, einen pflichtvergessenen Bruder zu verdienter Pönitenz zu verurteilen. Die Regel wurde streng eingehalten und die vorgeschriebenen Übungen mit Fleiß verrichtet.

Die Dürftigkeit der guten Klosterbrüder war zum großen Schmerz des Abtes auch an der Gestalt und Verfassung der Klostergebäude zu spüren. Man konnte dem Verfall und der Verwahrlosung keinen Einhalt tun, weil man keine Mittel besaß, auszubessern und zu verschönern, wo es not tat. Rund um den alten Bau sproßten üppig Gras und Blumen, an den Wänden der Außenmauern waren weite Risse sichtbar, und das Dachreiterchen mit dem Kreuz, das der Baumeister einst zur Zierde auf den Rücken des Hauses gesetzt hatte, lag in Trümmern unten in der grünen Wildnis. Die Kirchenfenster waren zum Teil zerbrochen und ließen den Winden ungehinderten Durchzug, so daß die Kerzen auf dem Altar oft in Gefahr kamen, zu verlöschen. Die hölzernen Heiligenbilder, die von ihren erhöhten Plätzen auf die traurige Armseligkeit hinabblickten, hatten längst ihre schönen bunten Farben verloren und graue Büßergewänder angelegt.

Wenn die bevorzugten Bewohner anderer, besser gestellter Klöster an den großen Festtagen ihre Prozessionen und Umzüge veranstalteten, so sah man nur heitere, farbenprächtige Bilder. Die ansehnlichen Gestalten der Mönche schritten in tadellosen Kutten einher, die Fahnen mit ihrem goldenen und silbernen Zierat blitzten im Sonnenglanz, und der hochwürdige Abt selber repräsentierte das Ansehen und den Reichtum seines Klosters in vornehmer Weise. Zogen aber die Andreasbrüder aus, so mußten sie sich fast ihrer Armut und Niedrigkeit schämen. Ihre Kutten waren abgeschabt und geflickt, ihre Geräte alt und ohne Glanz, ihre Fahnen fadenscheinig und dürftig. Der Abt des Klosters war ein geducktes Männlein, dem die Lasten und Sorgen auf der Stirn geschrieben standen. Von seinem Kreuzlein war die Vergoldung herunter, und seine Mitra zeigte bedenklich schadhafte Stellen. —

Es war mitten im Winter, an einem erschrecklich kalten Tage, da der eisige Nord über die weite Ebene hinüberpfiff und an den morschen Fensterflügeln rüttelte, als ein Wanderer an die Klosterpforte klopfte und Einlaß begehrte. Er war so erschöpft, daß er des Weges nicht weiter konnte.

Mitleidig und gastfrei, wie sich die Klosterleute trotz ihrer geringen Habe stets erwiesen hatten, nahm der Bruder Pförtner ihn auf, obwohl der Fremde ein wildes und abenteuerliches Aussehen zeigte. Ein langer schwarzer Junker war's, mit ungepflegtem Haar und Bart, seine Augen glühten ihm wie ein paar feurige Kohlen im Kopfe, und auf dem Haupte saß ihm ein Barett mit einer brennendroten Hahnenfeder.

Nie hörten die Brüder ein frommes Wort aus seinem Munde, sondern nur Fluchen und Schimpfen über den unfreiwilligen Aufenthalt, zu dem ihn sein

Gebreſte zwang. An der Kapelle ging er ſcheu vorüber, beteiligte ſich an keiner Morgen- noch Abend-

meſſe, als wenn er kein rechtſchaffener Chriſtenmenſch, ſondern ein greulicher Heide wäre.

Dennoch pflegten ihn die Mönche mit Sanftmut und Geduld und hungerten lieber ſelbſt, als daß ſie

es ihm an Speise und Trank fehlen ließen. Kein Wort des Tadels und des Vorwurfs bekam er zu hören, nur mitleidige Blicke trafen ihn, wenn er sein unwirsches Wesen an den Tag legte.

Nach einiger Zeit war der Fremde genesen, schnürte sein Ränzlein, band sich seinen Raufdegen an die Seite und begehrte vor den Abt geführt zu werden.

„Herr Abt," begann er, als er dem Prior des Klosters gegenüberstand, „Ihr habt Gutes an mir getan und meiner gewartet, wie ich's kaum erhofft hatte. Dafür habt Ihr einen Lohn verdient, den ich Euch gerne geben möchte."

Der Abt erwiderte, daß er und seine Brüder nicht gewohnt seien, für die Guttaten, die sie ihren leidenden Mitbrüdern erwiesen, großen Lohn zu empfangen. Sie erwarteten keinen anderen als Gottes Lohn und handelten aus christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit.

Als der Junker das hörte, funkelten seine Augen, und er stampfte mit dem Fuße auf. „Ihr mögt es in Eurer Art gut meinen," sprach er, „aber mit Erlaubnis — Ihr und Eure Brüder seid ein gut Teil ungewandter und weltfremder als Eure Genossen in anderen Ländern der Welt. Ich bin weit herumgekommen und habe gesehen, wie die frommen Herren es wohl verstehen, für ihr Kloster zu Wohlstand und Reichtum zu gelangen. Ist solches nicht auch Euer Begehr?"

„Ach nein!" versetzte der Abt mit immer gleicher Freundlichkeit. „Wir sind zufrieden mit dem, was uns der Himmel beschert, und begehren kein ander Los. Zudem, wie sollte es wohl zugehen, daß uns in dieser armen Gegend ein reicher Segen zugeworfen würde?"

„Das will ich Euch sagen," erwiderte darauf der Fremde. „Ich will Euch ein Geheimnis anvertrauen, mittels dessen Ihr Euch alles das verschaffen könnt,

was Euch noch fehlt. Die Gabe, mit der ich Euch und Euer Kloster für Eure Hilfe beschenken will, soll Euer armes Kirchlein weit und breit berühmt machen und Euch Keller und Scheunen anfüllen bis zum Übermaß."

„Was kann er nur meinen?" dachte der Abt und wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Wohl mahnte ihn eine Stimme, den Einflüsterungen nicht Gehör zu geben, aber wenn er an seine armen Pflegebefohlenen dachte und an den erbärmlichen Zustand seines Klosters, so glaubte er, einer möglichen Aufbesserung nicht im Wege sein zu dürfen. Zumal wenn das Kloster zunahm an Wohlhabenheit, wie viel Gutes ließ sich damit tun an den Kranken und Elenden ringsum in den Dörfern und Wäldern!

So neigte er denn dem Fremden sein Ohr und hörte seine Worte an. Heimlich unter der Kutte aber schlug er ein Kreuz.

Der Junker hatte sein Ränzel geöffnet und demselben ein Fläschchen entnommen, dessen tiefrot gefärbten Inhalt er in der Sonne funkeln ließ.

Der kleine Abt wich bei diesem Anblick einen Schritt zurück.

„Ihr seid ein Zauberer und Hexenmeister," sagte er abergläubisch und bekreuzigte sich noch einmal. „Wir Leute aus dem Kloster wollen mit dem Bösen und seinen Gaben nichts zu schaffen haben."

„Ohne Sorge!" ermutigte ihn der Junker. „Was dieses Fläschlein enthält, ist kein böser Hexentrank. Es würde mir schlecht anstehen, Eure Mühe und Sorgfalt so übel zu vergelten. Diese rote Flüssigkeit ist ein herrlicher Kräutertrank, ein wunderbar wohlschmeckendes und magenreinigendes Elixir, das meine Ahne einst zu brauen verstand, die alle Kräuter und ihre Heilkräfte

kannte. Von ihr habe ich die Kunst geerbt und will Euch nun aus Dankbarkeit weisen, wie man das Tränklein zusammensetzt. Überwindet Euch und nehmt ein Tröpflein davon; es ist von absonderlichem Wohlgeschmack und köstlichem Duft. Ihr werdet mir hernach bekennen, daß noch niemals etwas Wundersameres über Eure Zunge gekommen ist."

Der Abt zögerte noch ein Weilchen, aber auf vieles Zureden kostete er von dem Tranke, schloß dann entzückt die Augen und schnalzte laut mit der Zunge.

„Das ist ein braves Tränklein, dergleichen ich noch nie probieret habe," gestand er, indem er die Flasche gegen das Licht hielt, daß sich die Sonnenstrahlen darin spiegelten. „Wenn Ihr erlaubt, Herr, so hole ich einen Mann herbei, der sich gar wohl auf derlei Sachen versteht, damit er auch davon koste. Er hat eine sonderlich feine und leckere Zunge."

„Wer ist der Mann?" fragte der Fremde.

„Es ist keiner von den Vätern des heiligen Andreas," versetzte der Abt, „sondern unser Klosterschäfer, das Jaköble genannt, der die mageren Ziegen und Lämmer des Klosters auf die Weide führt. Aber er ist ein großer Leckerhans, allewil begierig nach einem fetten Bissen oder einem würzigen Trunke, wenngleich ihm nur selten die Freude wird, daß so etwas über seine Zunge gleitet."

Das Jaköble kam und kostete auch. Er war ein mittelgroßer Mann mit ein Paar lebhaften Augen im Kopfe, die einstmals viel vergnügter in die Welt geschaut haben mochten, als ihn sein ungünstiger Stern noch nicht in diese trüben Klostermauern gebannt hatte.

„Beim heiligen Andreas," äußerte das Jaköble sein Entzücken, „es ist lange her, daß ich eine solche Wonne in meiner Kehle verspürte!" Er zog eine verzückte

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

Grimaſſe und rieb ſich vergnügt die Stelle, wo vorzeiten ein wohlgerundetes Bäuchlein ſeinen Platz gehabt haben mochte. Jetzt ſchnürte der hanfene Strick

ein Paar dürre Lenden ein. Überhaupt ſah man es dem Kloſterſchäfer an, daß er an keine fetten Tage gewöhnt war.

„Wiſſet," wandte er ſich an den Junker im ſchwarzen Wams, „daß ich mich ſehr wohl darauf verſtehe, was gut ſchmeckt und wohlbekömmlich iſt für den menſch-

lichen Magen. Bin ich doch vor Jahren Leibkoch und Kellermeister gewesen bei einem fürnehmen Herrn, den sie leider erschlagen haben im schrecklichen Kampfe. Als man sein Schloß in Brand steckte, rettete ich nichts als das Leben und konnte froh sein, hier bei den frommen Brüdern eine Unterkunft zu finden."

In den Mienen des Jaköble spiegelte sich die selige Erinnerung an die früheren Fleischtöpfe, welche leider jetzt durch lauter magere Hungerjahre eine unwillkommene Ablösung erfahren hatten.

Prüfend betrachtete er die Flasche.

„Schenkt Euch noch einmal ein, wenn's Euch behagt," redete ihm der Junker zu.

Und Jaköble ließ sich das nicht zweimal gesagt sein und nahm mit Kennermiene noch ein Gläschen, dessen Inhalt er langsam, in kleinen Schlücken schlürfend, über seine Zunge laufen ließ.

„Bei allen Heiligen," lobte er den Trank aufs neue, „dergleichen dürfte weder im Paradiese noch in Vater Noahs Kellern gewesen sein! Für dieses Elixir gäb' ich alles hin, was ich habe, und wenn ich dafür ein paar Jährlein länger im Fegfeuer sitzen müßte."

Der Abt verwies dem Schäfer seine gottlose Rede. Aber dieser, ein praktischer und weitblickender Bursche, überlegte schon im stillen, welch ein Gewinn dem Kloster zufallen würde, wenn man das Geheimnis des Trankes ausbeuten und die Flüssigkeit in großen Quantitäten herstellen könnte. Es war ihm eine harte Nuß gewesen, daß im Klosterkeller kein einziges volles Fäßlein lag, und daß selbst an den höchsten Freudentagen der Christenheit keine Leckerbissen in den Schüsseln und Tellern dufteten. Heisa, das durfte nun anders werden! Hier eröffnete sich eine Quelle des Gewinns und eine sichere Aussicht auf alle die lang entbehrten Herrlichkeiten.

„Saget uns das Geheimnis!“ bat er den Fremden.

Der Junker war dazu sofort bereit. Er gab dem genau aufhorchenden Jaköble Auskunft, wie man den Trank nach dem altbewährten Rezept der Frau Ahne herstellen mußte. Er beschrieb ihm die Menge der verschiedenen Kräuter, die überall in den weiten Wäldern und auf den steinigen Höhen in unermeßlicher Anzahl wuchsen, und gab ihm Anweisung, wie man aus den mancherlei Zutaten das Tränklein herstellte.

Das Jaköble merkte sich alles der Reihe nach, und obwohl er nicht lesen und schreiben gelernt hatte, saß das ungeschriebene Rezept doch in seinem anschlägigen Kopf so fest, als ob er's auf Pergament hingemalt hätte.

„Getraut Ihr Euch wirklich, nach diesen Angaben den Trank herzustellen?“ fragte ihn der Abt, der mit seinem kurzen Gedächtnis die Rede des Junkers nicht mit solchem Erfolge in sich aufnehmen konnte.

„Nie wird mir das Geheimnis aus dem Sinn kommen,“ beteuerte das Jaköble, „und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte.“ Damit sprach er gewiß die Wahrheit, denn es gab ja kein größeres Vergnügen für ihn, als nach Herzenslust mischen und panschen zu dürfen, wie er es vordem geübt in besseren Zeiten.

„Werdet Ihr,“ bemerkte der fremde Junker, „davon so viel herstellen, daß Ihr es könnet auf Flaschen ziehen und den Leuten davon zu einem guten Preise verkaufen, so wird kein Jährlein vergehen, und Euer Kloster wird man rühmend nennen bis tief nach Welschland hinein. Eurem Klostertische aber wird es nicht mehr gebrechen an Braten und Fisch und den köstlichsten Zutaten.“

Sprach's und ging, von dem Danke des Abtes und des Jaköble geleitet. Man hat den unheimlichen

schwarzen Gesellen mit der roten Feder auf dem Hute in der Gegend nie wiedergesehen.

Nun begann ein ganz neues Leben im Kloster, wie man es in früheren Zeiten niemals gekannt hatte. Zwar erlitten die geistlichen Übungen der Mönche durch die Verwertung des Geheimnisses keine Unterbrechung; man hielt auch jetzt noch gewissenhaft die Zeiten ein, die der gemeinsamen Erbauung gewidmet waren, und versorgte ebenso getreulich die Armen und Kranken in der Umgegend. Jedoch es war, als ob mit dem Rezept des Junkers dem Klosterleben ein anderer Mittelpunkt gegeben sei, um den sich alles drehte, von dem man allein und zu allen Zeiten redete.

Das Jaköble entfaltete in regem Eifer eine staunenswerte Tätigkeit. Die Ziegen und Schafe des Klosters hatten einen anderen Herrn bekommen, damit der Hüter des Geheimnisses ganz seinen neuen Pflichten leben konnte. Man hatte ihm ein wenig abseits von den Behausungen der Mönche ein großes Gemach eingeräumt, das in einem wenig benutzten Nebengebäude lag, wo jener sich mit Erlaubnis des Abtes ein Laboratorium einrichtete, in dem er vom frühen Morgen bis zum späten Abend kochte und destillierte, mischte und probierte. Welch tiefempfundene Freude malte sich auf seinem pfiffigen Angesicht, als zum ersten Male in dem großen Destillierkolben die Flüssigkeit sich klärte und das wunderbare, glänzende Rot aufwies, das auch das Fläschlein des Junkers gezeigt hatte.

Und noch schöner war die Stunde, als der kunstreiche Schäfer den Trank der versammelten Korona der Mönche zum ersten Male kredenzen durfte. Nachdem er selbst sich von der Güte des Gebräus überzeugt hatte, gab

er zuerst dem Abt und dann der Reihe nach den Brüdern davon zu kosten, und jeder pries die ausnehmende Geschicklichkeit des Jaköble und rühmte die Gnade, die durch die Kenntnis des Wundertrankes auf das arme Klösterlein der Andreasbrüder sich herabgesenkt hatte.

Das Jaköble aber wurde nach dieser Anerkennung seiner Meisterschaft eine Respektsperson im Kloster. Man sah in ihm nicht mehr den untergeordneten Klosterschäfer, um den sich keiner recht gekümmert hatte, sondern den verehrten kunstfertigen Träger des neuen Glücks. Man belegte ihn, obgleich er ein Laie war und nie ein klösterliches Gelübde abgelegt hatte, mit dem ehrenvollen Titel „Bruder" und rechnete es sich zu hohem Genuß und Freude, mit ihm zu reden oder von ihm einer Ansprache gewürdigt zu werden. Wenn er den Fuß in die Kapelle oder in das Refektorium setzen wollte, ließen ihm die anderen willig den Vortritt. Manche blickten verstohlen durch die trüb erleuchteten Fensterscheiben, hinter denen er, mit einem mächtigen Leinenkittel angetan, zwischen den Retorten und bauchigen Krügen hantierte.

Er war es ja, dessen feinen Mischkünsten und dessen für die unbedeutendsten Geschmacksnüancen empfindlicher Zunge man den Aufschwung des Klosters zu verdanken hatte. Das zeitliche Heil der Brüderschaft hing gleichsam an dem Gaumen des Bruders Jaköble.

Ja wahrlich, ein Aufschwung war bereits nach kurzer Zeit unverkennbar. Das Geschenk des Junkers fing an, auf das Gedeihen des Klosters einen starken Einfluß auszuüben. Es hatte sich ja bald herumgesprochen, welch wunderbares Getränk der Bruder Jaköble zu bereiten verstand, und alles drängte sich herzu, davon selber zu kosten und zu prüfen. Bald fand man auf jedem Tisch in den Häusern, in jeder Herberge das

wohlbekannte Krüglein mit dem sorgenvertreibenden, segenspendenden Safte. Denn er war nicht nur angenehm von Geschmack und Geruch, sondern auch von heilkräftiger Wirkung gegen mancherlei Gebreste, wie man wenigstens sicher vermeinte und durch handgreifliche Exempel dartun konnte. Und da nach Vorschrift des Junkers ein guter Prozentsatz gebrannten Wassers in der Mischung vorgesehen war, machte er auch ein lustiges Herz und ein sorgenleeres Gemüt. Bis weit über die Grenzen der engen Heimat hinaus fand der Kräutertrank Besteller und Liebhaber; ja in fremden Ländern selbst und auf hoher Herren Prunktafel fehlte er nicht.

Die braven Mönche bekamen unendlich viel zu tun; Bruder Jaköble, als der Feldherr und Dirigent, kommandierte sie zu allen möglichen Geschäften. An jedem Tage zog truppweise eine Schar der Brüder mit Säcken in die Wälder, um die heilspendenden Kräuter zu suchen. Andere halfen ihm den fertigen Trank auf Fässer und Flaschen ziehen, und unten im Keller, wo sonst kein Tropfen zu finden gewesen war, stand eine stattliche Reihe von Krügen, deren Anzahl sich von Tag zu Tag mehrte. Aber nicht nur die Arbeit im Laboratorium und Keller wuchs ins Riesengroße, auch in der Schreibstube gab es zu tun. Da mußte geschrieben, versiegelt und gepackt werden, und mit der fertigen Ware kutschierte ein Bruder mit Rößlein und Wagen, die man bereits hatte anschaffen können, durch das Land.

Dafür rann aber auch ein Goldregen, wie ihn das Kloster noch nie erlebt hatte, durch das Dach, und der Bruder Schatzmeister, der noch nie über allzu reichlichen Überfluß im Beutel geklagt hatte, schrieb Zahlen auf Zahlen in sein großes Hauptbuch und legte ein

blinkendes Stück nach dem anderen in die Truhe — lauter vollwichtige Reichsmünzen.

Das Kloster selbst aber gewann bald ein vorteilhafteres und schmuckeres Aussehen. Längst sproßte kein Gras und Kraut mehr zwischen den Steinen des Hofes, und die Außenseite des Gemäuers erhielt einen neuen weißen Anstrich. Die schadhaften Stellen im Dach wurden ausgebessert, und die fehlenden Scheiben in den Fenstern eingesetzt. Die hölzernen Heiligen bekamen neue Gewänder in frohen bunten Farben; es war, als ob sie nach langer Fasten- und Büßerzeit die grauen Trauerkleider abgelegt hätten, um sich mit zu freuen über die fröhliche Auferstehung, die das Kloster jetzt erlebte. Die Wände in der Kapelle waren schneeweiß getüncht und mit steifen bunten Bildern aus der biblischen Geschichte bemalt. Der Dachreiter saß wieder auf seinem alten Platze, und neue Glöcklein riefen im melodischen Gebimmel zur Messe. Kein Riß, kein Verfall war irgendwo noch zu verspüren.

Und nun erst die Mönche selbst. Neue Kutten von feinerem Stoff umhüllten ihre Glieder, die sich täglich mehr rundeten. Die Gewänder, die Fahnen, die heiligen Geräte, die man zu den gottesdienstlichen Feiern gebrauchte, durften sich getrost mit den besten Schätzen anderer Klöster messen. Der kleine Abt, dessen Angesicht freundlicher und zufriedener dreinschaute, verlor sein gedrücktes Wesen und trug mit Stolz ein funkelnagelneues Kreuzlein und eine Mitra von untadeligem Glanze.

Ja, es hatte sich schon im Laufe des ersten Jahres, gerade so wie der Junker prophezeit hatte, manches geändert bei den guten Andreasbrüdern. Und das alles verdankte man nächst der Fürsorge des Schutzpatrons dem Geschenk des Junkers und dem feinen Geschmack des Bruders Jaköble.

Indessen, der Übergang von bitterster Armut zu behaglichstem Reichtum hatte sich so schnell und wunderbar vollzogen, daß er auch nachteilige Folgen nach sich ziehen mußte. Wie ein schleichendes Gift sich unmerklich in den Adern festsetzt, um allmählich den ganzen Organismus zu verseuchen, so untergrub der herbeiströmende Mammon die ehrbare Einfachheit, die fromme, in ihrer Armut zufriedene Demut, die heilige Weltabgeschiedenheit der Patres. Man ahnte die Gefahr nicht, die in dem Tränklein schlummerte, man spürte die Schlange nicht, die sich in das Paradies eingeschlichen hatte.

Ganz allmählich vollzog sich der Umschwung zu einem üppigeren Leben. Man gewöhnte den Geschmack an gewähltere Speisen und ausgesuchtere Genüsse; besonders an den hohen Festtagen stand auf dem langen Tisch, daran die Mönche speisten, mancher früher gänzlich unbekannte Leckerbissen. Der Bruder Kellermeister konnte jedem der Klosterbrüder sein Schöpplein Wein auf seinen Platz stellen, und der Bruder Küchenmeister brauchte bei der Herstellung der Gerichte nicht mit Eiern, Fett und Sahne zu geizen.

Bei der guten Kost gedieh aber nicht nur die äußere Erscheinung der Mönche vortrefflich, auch ihr Geist und ihre Gemütsverfassung wurde zusehends fröhlicher und heiterer. Sie schlichen nicht mehr mit Büßermienen durch die Gänge des Klosters, sondern machten den Eindruck stattlicher und mit ihrem Dasein zufriedener Ordensbrüder.

Trotz der veränderten Lebensweise konnte man aber einen eigentlichen Tadel über die guten Patres nicht aussprechen. Wer wollte es ihnen verdenken, daß sie sich nun satt aßen und ihren Leib hie und da mit einer kleinen Stärkung erquickten, welche durchaus nicht

von der Regel verboten war! Blieb doch sonst alles beim alten. Die Kranken und Armen wurden gewissenhaft verpflegt, ja sie hatten es bei dem Überfluß, von denen die Brüder ihnen reichlich mitteilten, weit besser als zuvor. Die vorgeschriebenen Übungen und Andachtsstunden wurden ebenso getreulich eingehalten wie früher. Was schadete es, wenn einer der Brüder, dem nach der Mahlzeit von der Hitze die Augenlider schwer wurden, einmal vergeblich gegen den übermächtigen Schlaf ankämpfte und ein paar Minuten sanft in Morpheus' Armen ruhte! Nein, brav blieben sie, und ihr Ruf unter den umliegenden Gemeinden und Dörfern blieb ein guter.

Aber eben für diese umliegenden Gemeinden wurde der zunehmende Wohlstand des Klosters zu einem Fallstrick. Wenn die Bewohner der ärmlichen Dörfer den oft weiten und beschwerlichen Weg zum Kloster gemacht hatten, um zum Gottesdienst zu kommen oder die Mönche um Rat zu fragen, oder auch um sich von dem Tränklein einen Vorrat zu holen, dann kam es, zuerst vereinzelt, dann immer häufiger vor, daß die Leute es sich im Kloster wohl sein ließen und dort länger verweilten, als nötig war. Die Väter, bei denen keiner vergeblich anklopfte, teilten gern jedermann von ihrer Fülle mit; ja sie sahen sich genötigt, einen Anbau an ihrem Kloster anzubringen, in welchem oft Hunderte von Gästen ihr Wesen trieben. Dort ging es zu wie in einer weltlichen Herberge; man aß und trank nach Herzenslust und lobte die guten Mönche, welche den armen Nächsten nicht vergaßen, sondern fleißig und gutmütig versorgten.

Wohl schüttelte der Abt zuweilen sein weißes Haupt ob solchen Treibens, das sich mit der Sitte des Klosters nicht recht vertrug, aber er war nicht der Mann, mit einem kraftvollen Worte ein Ende zu machen.

So ging es manchmal den ganzen lieben Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die bedienen-

den Mönche, die mit der Zeit kluge Geschäftsleute wurden und dem lauten Treiben der Gäste gegenüber ein Auge zudrückten, mahnten nur dann zur Ruhe und Mäßigung, wenn der Lärm gar zu arg zu werden drohte.

Aber ihre Stimme drang nicht durch; für eine Weile half es zwar, dann aber hub dasselbe Leben bald darauf wieder an.

Aus dem altehrwürdigen Kloster war eine lustige Herberge geworden. Ein Wanderer und Pilger sagte es dem anderen, wie angenehm es sich bei den gastfreien Mönchen lebte. Auch in den Dörfern merkte man eine Lockerung der alten guten Sitte. Wo früher Gebete und fromme Gesänge aus den unansehnlichen Hütten zum Himmel emporgestiegen waren, vernahm man jetzt nicht selten lautes Gelächter beim Becherklang und wüste Lieder. Wenn ein Bruder aus dem Kloster sich reichbeladen in die Behausungen der Kranken und Armen begab, so empfing man ihn wohl noch zuvorkommender als früher, aber nicht mehr mit so frommer Demut und Gottergebenheit. Denn man erwartete mehr Heil von den leiblichen Erquickungen, die er brachte, als von seiner erbaulichen Zusprache. So wurde der Segen, den die Brüder vom heiligen Andreas früher mit ihrem stillen Walten in die Berge und Täler des Landes gebracht hatten, schwer beeinträchtigt.

Am schwersten aber traf der Fluch des Trankes, den der schwarze Junker gespendet hatte, den eifrigen Verfertiger desselben, den Bruder Jaköble, den Klosterschäfer. Da er tagein, tagaus mit den Ingredienzien desselben zu tun hatte, und da der schlimmste und gefährlichste Bestandteil das böse gebrannte Wasser war, nahmen die verderblichen Geister ihn je länger desto mehr gefangen. Seine Gestalt wurde immer fetter und behäbiger, seine Nase gewann immer mehr einen kupferfarbigen Glanz. Des Abends, wenn er einsam bei seinen Gläsern und Instrumenten saß und die Güte der lockenden roten Flüssigkeit mit der Zunge kostete, hörte man aus seiner Klause nicht minder anstößige

Lieder erschallen, wie sie das Volk und die wandernden Gesellen in der Herberge zu singen pflegten.

Erschien der ehemalige Schäfer mit rotem Kopf und kleinen, reinbenebelten Äuglein in der Messe, so schlief er nach fünf Minuten in seinem Stuhle ein und störte die Feier des öfteren durch lautes Schnarchen. Aber niemand wagte es, den Bruder Jaköble zur Rede zu stellen und ihm das Ungehörige seines Benehmens vorzuhalten, obgleich er ein großes Ärgernis gab, und mancher fromme Bruder sich an seinem Zustande stieß. Er war ja die Stütze des Klosters, der Eckpfeiler, auf dem alle neue Herrlichkeit ruhte. Selbst der Abt seufzte nur und ließ ihn gewähren, und als es immer schlimmer mit ihm ward, so daß sein ungeistliches Benehmen schier gar nicht mehr zu ertragen war, erlaubte ihm der Abt, von Kirche und Messe fern zu bleiben. So kam denn das Jaköble bald gar nicht mehr heraus aus seinem kräuter- und alkoholduftenden Gemach.

Also standen die Sachen im Kloster, als eines Tages ein weitgereister Pilgrim, der im grauen unscheinbaren Kleide seine harte Straße zog, am Kloster vorüberkam. Seine Gestalt war demütig und ein wenig gebückt, aber in seinen tiefliegenden Augen brannte ein heiliges Feuer. Er war zurückgekehrt von einer Wallfahrt nach Jerusalem und hatte die berühmtesten Stätten im Heiligen Lande aufgesucht und daselbst seine Andacht verrichtet. Nun war er heimwärts gezogen, im Herzen tief bekümmert darüber, daß die Christenheit so matt und tatenunlustig geworden war; denn er merkte wohl, die Gemüter ließen sich nicht wie einstmals aufs neue entflammen zum heiligen Kreuzzug wider die Türken und zur Eroberung des Bodens, auf dem der Heiland gewandelt. Ach, schlimm war es um das Abendland bestellt! Nicht nur an den Höfen der großen

Herren und in den reichen Städten herrschte üppiger Prunk und Weltliebe und Hoffart, sondern auch da, wo nach dem Muster der Vorfahren Einfachheit der Sitten und vorbildliches Leben blühen sollte, in den Klöstern und Abteien, fand man oft ein weltliches Treiben und ungeistliche Bräuche. Der Pilgrim, der ein gewaltiger Eiferer war für den Herrn und seine Sache, war ob dieser Wahrnehmung sehr betrübt und mit Zorn erfüllt.

Freilich, die Brüderschaft vom heiligen Andreas hatte von jeher eine rühmliche Ausnahme gemacht. Der Pilger war schon einmal bei den Patres eingekehrt und hatte sich innig erbaut über ihre echte Frömmigkeit und ihren musterhaften Wandel. Daher freute er sich auch jetzt wieder darauf, in dieser Heimstätte, wo man in Armut und Entsagung treu zu den Sitten der Väter hielt, gleichgesinnte Genossen zu finden und mit ihnen nach der beschwerlichen Pilgerfahrt erbauliche Rede zu tauschen.

Wie grausam wurde er getäuscht! Man nahm ihn ja gastlich auf und führte ihn in einen reichgeschmückten Saal; man setzte ihm herrliches Wildbret und köstliche Fische vor. Man schenkte ihm seinen Becher voll des edelsten Weins und bat ihn zuzulangen, obwohl er seit Jahren keinen anderen Trunk über die Lippen gebracht hatte als das helle, klare Wasser, und keine andere Nahrung zu sich genommen als hartes Brot mit einigen dürftigen Zutaten. Man ließ ihn ruhen in einem weichen Bett und versorgte ihn mit aller Bequemlichkeit des Leibes, während er es doch gewohnt war, auf dem harten Waldboden zu schlafen, den bestirnten Himmel über seinem Angesichte.

Bald merkte der Pilger, daß eine kurze Spanne Zeit genügt hatte, um aus den einfachen Klosterbrüdern

von ehemals behäbige, mit allem Reichtum der Erde gesättigte Menschen zu machen, und durch seine Seele ging ein tiefer Schmerz. Als er aber gar Zeuge wurde von dem weltlichen Treiben, das zu allen Tageszeiten in der Herberge laut wurde, als er die weinseligen Pilger, die nachsichtigen Mönche und den schwächlichen Abt kennen lernte, da ergrimmte er im Geiste und beschloß bei sich, wie ein verheerender Sturm und ein prasselnder Hagelschauer auf diese Weltherrlichkeit niederzufahren und Feuer und Schwefel regnen zu lassen auf dieses Gomorrha. Aber er hielt seine Absicht geheim.

Mit besonderer Befriedigung zeigten die Mönche ihrem Gaste den frisch sprudelnden Quell ihres Reichtums, das Laboratorium mit seinen rotfunkelnden Retorten und den fröhlichen Insassen mit der rotfunkelnden Nase.

Schon als sie sich mit dem fremden Bruder dem Bereiche des Meisters Jaköble näherten, erklang dumpf aus verschlossenem Gemach eine heisere Baßstimme. Das Jaköble war bereits in einem Stadium der Begeisterung, in welchem seine Natur ohne Gesang nicht existieren konnte. Er sang das damals überall wohlbekannte Lied vom Lindenschmied.

„Es ist nit lang, daß es geschah,
Daß man den Lindenschmied reiten sah
Auf einem hohen Rosse.
Er reit't den Rheinstrom auf und ab,
Hat sein gar wohl genossen — ja geno—os—sen."

Den Schluß brachte das Jaköble mit voller Kraft seiner Lungen heraus.

Der fremde Pilgrim zog die Stirne kraus und bekreuzigte sich. Ein solcher Kauz trieb hier im Kloster ungeniert sein Wesen, und die frommen Brüder litten

es nicht nur, sondern schienen sich sogar darüber zu freuen? Aber er sagte auch jetzt noch nichts und behielt seine Gedanken für sich.

„Öffnet, Bruder Jaköble! Ein Mann, der eine Wallfahrt gemacht hat zum heiligen Grabe, möchte Eure Werkstatt in Augenschein nehmen."

Bruder Jaköble hörte nicht; er war zu sehr vertieft in Gesang und Arbeit.

„Ein Bäuerlein schiffet übern Rhein,
Zu Frankental kehrt er im Wirtshaus ein.
‚Wirt, haben wir nichts zu essen?
Es kommen drei Wägen wohl beladen
Von Frankfurt aus der Messen.'"

„Jaköble! klang es wieder mahnend von draußen.

„Der Lindenschmied lag hinterm Tisch und schlief,
Sein Sohn der tät' so manchen Rief,
Der Schlaf hat ihn bezwungen.
‚Steh auf, herzliebster Vater mein,
Dein Verräter ist schon kommen — ja ko—om—men.'"

Endlich nach weiterem Pochen und Rufen öffnete er. Dumpfe Luft schlug den Eintretenden entgegen. Das Jaköble, dessen Beine nicht mehr so wollten wie ihr Besitzer, kümmerte sich wenig um den Besuch, sondern fuhr in seinem Gesang fort.

„Junker Kaspar zu der Stuben eintrat,
Der Lindenschmied gar sehr erschrak.
‚Lindschmied, gib dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch
Daran so sollt du hangen — ja han—gen!'"

Abwehrend streckte der Fremde seine Hände aus. Seine Lippen bewegten sich wie in einem Stoßgebet gegen den Einfluß böser Geister.

„Der Lindenschmied war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen sprang.

‚Wir wöll'n erſt ritterlich fechten!'
Es waren der Bluthund allzuviel,
Sie ſchlugen ihn zu der Erden — ja Er—den."

Die Brüder ſahen, daß ſie hier nichts ausrichten konnten. Der ſangesfreudige Jaköble war nicht mehr in der Lage, ein vernünftiges Wörtlein mit ſich reden zu laſſen. Sie gingen wieder fort, und auch der fremde

Pilger verließ diese ungeweihte Stätte, ohne ein Wort zu sagen.

Lustig schallte der Gesang hinter ihnen drein:

„Da ward der Lindenschmied hingericht't,
Sein Sohn und der Reitersjunge — ja Ju—unge!"

Am anderen Tage hieß es im Kloster: der Pilger, der in unseren Mauern einkehrte, will eine erbauliche Rede halten.

Darauf freute man sich nicht wenig; war es doch eine angenehme Abwechslung, von den Gefahren zu vernehmen, von denen die Pilgrime im fernen Lande bedroht waren, von den greulichen Heiden mit ihren krummen Säbeln und von den Wundern, die es in der Welt des Morgenlandes geben sollte.

Die Hände bedächtig über dem Magen gefaltet, in den Stühlen bequem zurückgelehnt, saßen die Mönche da und schauten erwartungsvoll auf die düstere Gestalt in der grauen Kutte, auf den bleichen Mann mit den finsteren, entsagungsvollen Mienen, der sein Kreuzlein fest in der Rechten gefaßt hielt und die Versammlung mit einem scharfen Blicke überflog*).

Als er jedoch zu reden begonnen hatte, da verwandelten sich die heiteren Mienen der Zuhörer, und man sah rings erschrockene Gesichter. Die selbstzufriedene Herrlichkeit wich dem bleichen Entsetzen, das sich lähmend auf die Andreasbrüder legte. Eine solche Strafpredigt war ihnen hier noch nicht gehalten worden. Wie Donnerkeile sausten die wohlerwogenen gewichtigen Worte des ernsten Mahners in die Schar der Brüder. Der kleine Abt zitterte und wurde so bleich wie das Tuch seiner Mitra.

*) Siehe das Titelbild.

Zuerst begann der Redner in geharnischten Worten gegen die gesamte Christenheit zu eifern. Er geißelte den Geist der Trägheit und des gegen das Heilige gleichgültigen Sinnes, der in der Welt jetzt herrschte. Dann aber wandte er sich im besonderen gegen den Geist, den er im Kloster gefunden hatte.

„Als ich vor Jahren hier durchkam," sprach er, „da sah ich eine Brüderschar, zufrieden in ihrer Armut, voll Lob und Dank, voll Demut und Bescheidenheit. Jetzt, da ich wieder des Weges ziehe, ist mein Herz voll Trauerns und Entsetzens worden. Ist solches Treiben erhört in der Christenheit, wie ich es fand in der Herberge der Pilger und dort hinten im Laboratorio, wo man gotteslästerliche Lieder singt und seines Bauches pflegt, anstatt wohlanständig und heilig zu wandeln, wie es Sitte ist in einem christlichen Kloster! Es ist schlimmer als bei den blinden Heiden und wütigen Türken, unter denen ich gelebt habe. Der Gestank der vollen Fässer und bekränzten Krüge, das Geplärre wüster Gassenhauer und greulicher Trinkweisen beleidigt mir Nase und Ohren, da ich hoffte, nur Weihrauchdüfte einzuatmen und fromme Lieder zu hören! O ihr Leichtfertigen, die ihr solches in eurer Nähe duldet! Die Sünden des Klosters stinken gen Himmel! Saget nicht: wir haben keinen Teil daran, wir haben unsere Kutten und unsere Leiber nicht verunreiniget mit dem bösen Wesen! Sehet und merket ihr nicht, wie der Satan seine Krallen auch nach euch ausstreckt? Kein Fährlein wird vergehen, und er hat euch am Schopfe wie jenen Verlorenen in seiner Trinkkemenate. Er sitzet am Spundloch der Fässer im Keller und lauert darauf, in euren Magen und in eure Gedärme zu kriechen; er schleicht sich in die Falten eurer weichen Gewänder und umschließt eure Glieder, er naht sich in dem Dufte jenes höllischen Trankes, den

der Verruchte braut in seiner einsamen Zelle, um euch allesamt zu vergiften! Merkt ihr's nicht? Der Junker, der einst zu euch kam in der kalten Winternacht, der euch das unheilvolle Geschenk zurückließ, durch welches ihr euch so reich wähnet, das war der Leibhaftige selber, der Satan!"

Bei diesen Worten schlug der gewaltige Donnerer drei große Kreuze.

Den Mönchen grauste es. Die Haare begannen ihnen im Umkreis der Tonsur in die Höhe zu steigen, ihre Gesichter wurden aschfahl, und ihre Lippen bebten. Unbarmherzig fuhr der Pilger fort, ihren Leichtsinn, ihre frevelhafte Duldsamkeit dem teuflischen Treiben gegenüber zu geißeln und ihnen in den schrecklichsten Farben auszumalen, was ihnen bevorstehe, wenn sie auf dieser Bahn verweilten.

Mit Strenge strafte er den schwachen Abt, der solche Greuel geduldet, und sich nicht, wie es seinem Amte zukam, dagegen gestemmt mit aller Gewalt, die ihm zu Gebote stand.

Am schlimmsten erging es aber dem Bruder Jaköble, der leider wie immer nicht anwesend war, sondern hinten in seiner Probierstube hockte, die Retorten beobachtend und den roten Wonnetrank behaglich schlürfend.

Auf ihn entlud sich der ganze Zorn des Eiferers. Der Klosterschäfer, so führte er aus, wäre besser Klosterschäfer geblieben, denn jetzt sei er mit Haut und Haaren dem Satan verfallen und habe ihm seine Seele verschrieben.

Er schloß mit einer eindringlichen Mahnung zur Buße und Umkehr. Alle Üppigkeit müsse entfernt werden aus dem Kloster, vor allem aber der Teufelstrank, die Ursache des erschrecklichen Niedergangs, müsse beseitigt, fortgegossen, vernichtet werden.

Nach der Rede saßen die Mönche wie versteinert auf ihren Plätzen. Man hörte nur Seufzen und Schluchzen, aber kein Wort des Widerspruchs. Ja, der fremde Mann hatte es verstanden, die Gewissen aufzurütteln und das Schuldbewußtsein wachzurufen.

Der Abt war der erste, der öffentlich und feierlich Buße tat. Ihm folgte die Schar seiner Pflegebefohlenen, alle reumütig und gesenkten Hauptes, keiner blieb zurück.

Nur das Jaköble fehlte; er ahnte nicht einmal, was drüben in der Kapelle vor sich ging. Er war gerade wieder dabei, ein lustiges Schelmenlied zu singen, und die vollen Baßtöne, die aus seiner rauhen Kehle hervorquollen, begegneten dem klagenden Miserere, das die Büßerschar aus dumpfer, geschlossener Kapelle hören ließ.

Als der Fremde das Werk vollbracht hatte, zu dem ihn sein Eifer trieb, nahm er Abschied und zog seines Wegs, ohne das Jaköble noch einmal gesehen zu haben. Jedoch in dem Augenblick, als er bei der heimlichen Klause des ehemaligen Klosterschäfers vorbeischritt, murmelten seine Lippen Worte, welche eher wie ein Fluch klangen als wie ein Segen.

Die Mönche aber standen flüsternd in Gruppen beieinander, die Häupter gesenkt, in den Gesichtern einen furchtsamen Ausdruck.

„War es wirklich der Böse gewesen, der dem Jaköble gezeigt hat, wie man den süßen Kräutertrank mischt?“ so fragte man.

Die Brüder erinnerten sich jetzt seines unheimlichen Aussehens, seiner gottlosen Reden, seines Abscheus gegen alles Heilige. Eine blutrote Feder trug er auf dem Hut, und sein Wams war schwarz gewesen wie die Nacht.

„Wir waren auf bösen Wegen," sprach der Abt milde, jedoch mit größerer Festigkeit als früher. „Fortab soll es wieder werden, wie es früher war. Die reichen Geräte, die üppigen Speisen, die duftenden Weinpokale sollen verschwinden. Man soll von uns keine üble Nachrede mehr führen. Und der Teufelstrank darf fernerhin nicht mehr gebraut werden."

Alle schienen mit dieser Umkehr zu den alten Sitten zufrieden zu sein. Es regte sich nicht eine Stimme des Widerspruchs in den Reihen der Mönche. Willig fügten sie sich den Befehlen des Abtes. Die Rede des fremden Jerusalempilgers hatte sie gar zu hart getroffen.

Es erregte daher nicht geringes Ärgernis, als Jaköble, mit den weinseligen Äuglein vergnügt zwinkernd, aus seiner Probierstube gegen Abend hervorkam und mit unsicheren Schritten unter den ernüchterten Brüdern einherwandelte. Scheu wichen diese vor ihm zurück; jetzt, nachdem ihnen der Schleier von den Augen genommen war, fiel es ihnen erst auf, wie wenig dies ungeistliche Verhalten mit den ehrwürdigen Räumen des Klosters stimmen wollte.

Jaköble merkte aber von der Zurückhaltung seiner Genossen nichts.

Da war es der Abt, der die bisher so sehr gefeierte Stütze des Klosters in ruhiger, aber eindringlicher Rede vermahnte. Er erzählte von dem fremden Pilger, der ihnen allen die Augen aufgetan, und von dem festen Entschlusse der gesamten Klosterbrüderschaft, fortab wieder in die alten Geleise eines würdigen und einfachen Lebenswandels zurückzukehren.

Aber Jaköble besaß für die Rede des Oberhaupts augenblicklich kein empfängliches Organ; sei es nun, daß er den Sinn der Worte nur halb verstand, sei es, daß das teuflische Element in ihm schon bis zu diesem Grade

der Verworfenheit gediehen war — kurz, er antwortete in höchst unehrerbietiger Weise, als ob sein Prior noch wie früher der Mann ohne Kraft und Rückgrat sei, und als ob sein eigener Wille und seine Autorität wie sonst am meisten im Kloster gelte.

„Ihr habt Euch ins Bockshorn jagen lassen, Herr Abt," sprach er, „und wollet einem rechtschaffenen Arbeiter seine Erquickung nicht mehr gönnen. Das feine Tränklein bringt uns noch lange nicht ins Fegfeuer. Schlaft erst einmal darüber aus, und ich wette, Ihr lasset selber den Becher morgen nicht an Euren Lippen vorübergehen."

Aber seine Worte fanden in den Reihen der Brüder kein Echo. Keiner trat auf seine Seite; es war, als sei aller Lebensmut und alle Fröhlichkeit von ihren Mienen verschwunden.

Als der Abt jedoch die Anfertigung des roten Erquickungstrankes ernstlichst untersagte und dem Jaköble die strengsten Strafen androhte, wenn er dem Verbot zuwiderhandeln oder in seinen schlimmen Wegen weiter wandeln würde, da faßte den Braven gewaltiger Zorn. Er nannte die Patres und ihren würdigen Vorgesetzten Memmen und alte Weiber, die vor den Worten eines hergelaufenen Eiferers ins Mauseloch kröchen.

Damit verließ er den Saal und begab sich mißmutig in das verlassene Gemach zurück, wo die rote Flüssigkeit in den Gefäßen dampfte und auf den Augenblick wartete, abgeschöpft und in die bereitstehenden Krüge gelassen zu werden.

Die Brüder aber hielten unterdessen Rat, was zu tun sei. Eine leichte Regung zum Rückfall, die sich in den noch nicht ganz gefestigten Gemütern bemerkbar machte, wurde durch den Eifer des Abtes schnell ge-

dämpft. Einige nämlich machten geltend, daß man ja ohne Gefahr den Trank weiter herstellen könne, um der Brüderschaft die gute Einnahmequelle zu erhalten, wenn nur die Patres selber sich der Üppigkeit jeder Art in Kloster und Herberge enthielten. Auf diese Weise gewinne man Schätze für die würdige Erhaltung des Klosters und für die Versorgung der Hungernden und Bedürftigen.

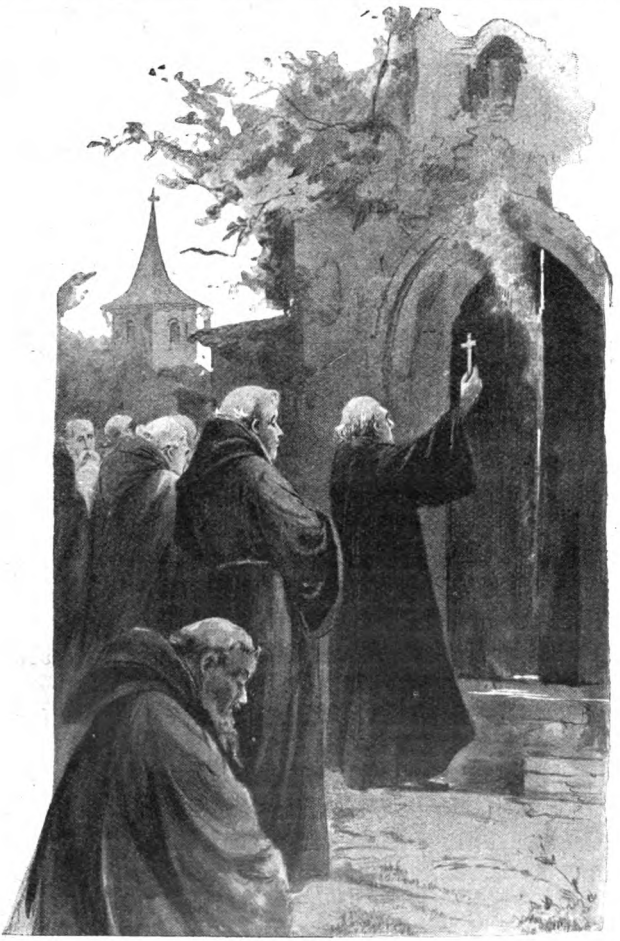
Davon wollte der Abt aber nichts wissen. Es müsse ganz reine Bahn gefegt werden, sonst sei zu befürchten, daß der Satan, von dem der Trank doch herrühre, unmerklich wieder die Oberhand gewinne.

So wurde die Abschaffung des Teufelsgeschenkes einstimmig beschlossen. Das Laboratorium sollte noch in dieser Stunde aufhören zu bestehen. Mit Güte oder mit Gewalt sollte das Jaköble aus seiner Werkstätte vertrieben werden, und wenn er nicht zur Buße und Umkehr bereit sei, so wollte man ihn auch aus dem Kloster ausstoßen.

Mit erhobenem Kreuzlein näherte sich der Abt der Stätte, wo der böse Geist sein Wesen trieb. Alle Mönche folgten und waren erwartungsvoll gespannt auf die Dinge, die sich nun ereignen würden.

Aus dem Innern erklangen gar merkwürdige Töne. Noch mehr wie sonst mußte der Besitzer des unvergleichlichen Rezeptes sich in die Geheimnisse seines Gebräus vertieft haben, so greulich tönten die höchst weltlichen Lieder aus der rauhen Kehle.

Da begann der Abt seine Beschwörung. Er erklärte feierlich, daß er und das Kloster sich lossagten von diesen Greueln, deren Schmutz niemals wieder in die heiligen Räume Eingang finden solle. Er übergab das Jaköble und sein Werk dem Satan, sofern er sich nicht bessere und von seinem verderblichen Treiben abließe.



Da — mitten in der Beschwörung — tönte aus dem Gemach, das die Brüder umstanden, ein furchtbarer Krach; die Fensterscheiben zersprangen, und dicker Rauch quoll aus dem Innern hervor.

Erschrocken fuhren die Mönche zurück und griffen zu Eimern und Löschgeräten, um die Flamme zu dämpfen, die züngelnd zum Fenster hinausfuhr und ihre Lohe bis zum Dach hinaufschickte.

Mit vereinten Anstrengungen ward man des Brandes endlich Herr und drang durch Fenster und Tür in Jakobles Heiligtum. Zerbrochene Gefäße, Scherben, verbogene Metallstücke, halbverbrannte Gerätschaften und Möbel lagen auf der Erde zerstreut, eine dicke rote Flüssigkeit, die einen betäubenden Duft verbreitete, ergoß sich dampfend über die Dielen. Und inmitten dieses Durcheinanders lag die regungslose Gestalt des Jaköble mit geschwärztem Gesicht und aus den Höhlen hervorgequollenen Augen. Es war ein schrecklicher Anblick, vor dem die Mönche unwillkürlich zurückwichen.

Keines der angewandten Mittel vermochte das Jaköble, der durch seine eigene Unvorsichtigkeit die Explosion der feuergefährlichen Stoffe herbeigeführt haben mochte, wieder ins Leben zurückzurufen. Er war dahingefahren als ein Opfer seines Berufs, dem er mit nur allzu großem Fleiße obgelegen hatte.

Freilich, die Brüder behaupteten in vollster Überzeugung, das Jaköble habe der Teufel geholt. Wollte doch einer von ihnen mitten in dem schredlichen Rauch und den bläulichen Flammen eine rote Hahnenfeder gesehen haben, und in der ganzen Umgegend sprach man die Vermutung andächtig nach.

Mit dem Jaköble war das Geheimnis zu Grabe getragen worden. Keiner hätte es verstanden, den Trank aus den vielerlei Ingredienzien in der bekannten Feinheit und Güte herzustellen.

Damit war aber die Einnahmequelle, die dem Kloster so großes Gedeihen gebracht hatte, versiegt.

Langsam, im Laufe der Jahre, kehrte die Behausung der Andreasbrüderschaft in den Zustand zurück, in dem sie vorher gewesen war. Nicht nur die Brüder selber wurden wieder arm, sondern auch die Heiligen in der Kapelle zogen wieder das altersgraue, betrübte Röcklein an, das Gras sproßte üppig im Klosterhofe, und der Dachreiter fiel von seinem luftigen Platze, um nicht ein zweites Mal eine fröhliche Auferstehung zu feiern.

Und als die Stürme des großen langen Krieges Deutschlands Fluren verwüsteten, blieb von dem ganzen Kloster nichts übrig als elende Trümmer und herabgebrannte Grundmauern. Die Mönche zerstoben in alle Welt hinaus.

Bei Lloyds.

Im Hause der Riesenregistratur des Weltverkehrs.

Von W. H. Seinborg.

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wohl jedem binnenländischen Zeitungsleser ist es schon aufgefallen, daß Nachrichten, die von überfälligen Dampfern, von Strandungen, Schiffszusammenstößen und anderen Seekatastrophen zu erzählen wissen, gleichsam zur Bekräftigung ihrer Glaubwürdigkeit sehr oft mit den Worten beginnen: „Wie Lloyds berichten —“ oder: „Nach einer bei Lloyds eingegangenen Meldung —“. Er mag sich bei solcher Gelegenheit wohl den Kopf darüber zerbrochen haben, wer denn eigentlich diese rätselhaften „Lloyds“ sein könnten, die über alle Ereignisse des Seeverkehrs, gleichviel in welcher Weltgegend sie sich zugetragen haben mögen, schneller und zuverlässiger orientiert zu sein pflegen als andere Sterbliche.

Der Seemann freilich, der mit überseeischen Handelsgeschäften befaßte Kaufmann oder der Bewohner einer Hafenstadt würde auf diese Frage nur ein Lächeln des Mitleids haben ob so unbegreiflicher Unwissenheit, denn ihnen allen ist der Name „Lloyds“ gleichbedeutend mit der Vorstellung einer Einrichtung, ohne die das Transportwesen und der Handelsverkehr über See heute überhaupt kaum noch denkbar wären. Ist es auch in erster Linie die englische Schiffahrt, der die großartigen und in ihrer Vollkommenheit kaum zu übertreffenden

Einrichtungen der unter der Bezeichnung „Lloyds“ bekannten Gesellschaft zu gute kommen sollen, so sind diese Einrichtungen doch längst zu einem unschätzbaren Segen für die Handelsflotten aller seefahrenden Völker geworden, und es ist darum auch für den Bewohner

An der Barriere.

des deutschen Binnenlandes wohl der Mühe wert, sich mit ihrem Wesen und ihrer Eigenart etwas näher vertraut zu machen.

Aus bescheideneren Anfängen mag kaum je eine weltumspannende Organisation hervorgegangen sein als diese. Ungefähr um die Zeit, da die jungfräuliche Königin Elisabeth aus dem Leben schied, hielt ein ge-

wisser Lloyd, von dessen Herkunft und Anfängen uns Genaueres nicht überliefert ist, in der Towerstraße zu London ein Kaffeehaus, das sich von anderen ähnlichen Lokalen vornehmlich durch sein zumeist aus Seefahrern bestehendes Stammpublikum unterschied. In einem Zeitalter, das den Telegraphen noch nicht kannte und in dem das Zeitungswesen noch nicht über seine allererstlen Anfänge hinaus war, spielte die mündliche Nachrichtenübermittlung natürlich eine ungleich größere Rolle als heutzutage, und es währte nicht lange, bis das Kaffeehaus in der Towerstraße zu einem Mittelpunkt für den Austausch aller jener Neuigkeiten geworden war, die für seefahrende Leute ein Interesse haben konnten.

Der Ehrgeiz des klugen und rührigen Lloyd aber war auf höhere Ziele gerichtet als auf den Ruhm eines tüchtigen Gastwirts, und als er erst einmal inne geworden war, worin für die Besucher die besondere Anziehung seines Lokals bestand, verfiel er auf die vortreffliche Idee, alle von seinen seebefahrenen Gästen mitgebrachten Neuigkeiten in einer Zeitung zu sammeln, die er unter dem Titel „Lloyd's News" dreimal wöchentlich erscheinen ließ.

Dieses Blatt, nach der „London Gazette" die älteste aller englischen Zeitungen, muß von vornherein bei dem Publikum, für das es bestimmt war, großen Anklang gefunden haben, denn sein Herausgeber war sehr bald in der Lage, sein Nachrichtenmaterial durch die Meldungen auswärtiger Korrespondenten zu erweitern, und schon in der Nummer vom 10. Oktober 1696 — einem der wenigen auf uns gekommenen Exemplare des merkwürdigen Unternehmens — finden wir neben Berichten aus fast allen größeren Hafenplätzen Englands und Irlands einen Brief aus Barbados, der für

die damaligen Leser sicherlich darum nicht weniger interessant war, weil er von den Abenteuern einer durch Geistererscheinungen beunruhigten Schiffsbesatzung zu erzählen weiß.

In freilich sehr wesentlich veränderter und vergrößerter Gestalt existiert diese Zeitung unter dem Titel „Lloyd's List" noch heutigentags, und sie wird den Namen ihres unternehmenden und weitsichtigen Begründers vermutlich auch noch einer sehr fernen Zukunft übermitteln.

Auch das bescheidene Kaffeehaus verlor mehr und mehr den Charakter einer bloßen Vergnügungsstätte. Zu den Steuerleuten und Kapitänen, die anfangs sein Hauptpublikum ausgemacht hatten, gesellten sich nach und nach auch solche Personen, die, ohne selbst Seeleute zu sein, durch ihre Geschäftsinteressen auf das engste mit der Handelsschiffahrt verbunden waren. Namentlich die rasche Entwicklung des Seeversicherungswesens war es, die dem Kaffeehause des wackeren Lloyd zu einer stetig wachsenden Bedeutung verhalf. Denn hier fanden sich neben den Schiffseigentümern auch die Assekuranten ein, die es unternahmen, auf ihr Risiko Schiff und Ladung gegen Verlust zu versichern, sowie die Makler, deren Tätigkeit darin bestand, die Versicherungsabschlüsse zwischen den Eigentümern und den Underwriters, den Assekuranten, zu vermitteln.

Die armseligen Räume in der Towerstraße hatten diese großartige Wandlung freilich nicht mehr gesehen. Schon im Jahre 1692 war Lloyd selbst nach der Lombardstraße verzogen. 1770 wurde das seinen Namen tragende Unternehmen nach Pope's Head Alley verlegt, und als sich drei Jahre später der Stamm seiner regelmäßigen Besucher zu einer organisierten Gesellschaft mit festen Statuten zusammenschloß, wurden die

von dieser Gesellschaft bezogenen früheren Geschäftsräume der Britischen Heringsfischereigesellschaft in schicklicher Dankbarkeit gegen den geistigen Urheber der schon damals zu hoher Blüte gelangten Institution unter der lakonischen und doch für jeden Engländer hinreichend verständlichen Bezeichnung „Lloyds" der allgemeinen Benutzung eröffnet.

Durch Parlamentsakte vom Jahre 1871 erlangte die Gesellschaft die im britischen Gesetzbuch vorgesehenen Korporationsrechte, und nun vermochte sie sich ungehindert zu jener großartigen Institution auszubilden, als die sie heute die gerechte Bewunderung der ganzen handeltreibenden Welt genießt. —

Aber noch immer haben wir dem Leser nicht gesagt, was „Lloyds" denn eigentlich sind. Von einer Anzahl angesehener und kapitalkräftiger Assekuranten in der gegenwärtigen Form begründet, sind sie doch keine Versicherungsgesellschaft geworden, sondern eine Gesellschaft von Versicherern geblieben, deren jeder sein Geschäft durchaus auf eigene Rechnung und Gefahr betreibt. Die Korporationsakte bestimmt als den Zweck der Gesellschaft:

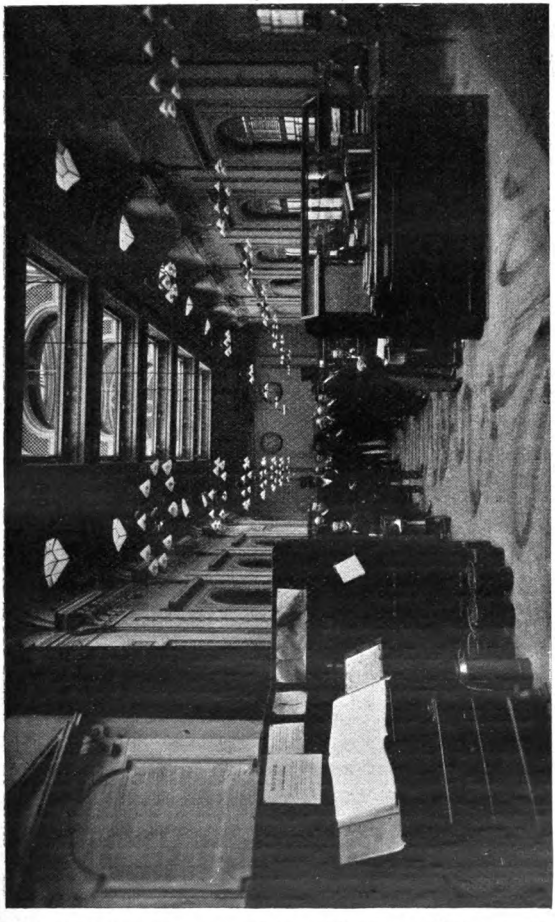
1. den Betrieb von Seeversicherungsgeschäften durch die Mitglieder der Gesellschaft;

2. den Schutz der Interessen dieser Mitglieder in allen auf ihre Geschäftssphäre bezüglichen Angelegenheiten;

3. die Sammlung, Veröffentlichung und Verbreitung von Nachrichten und Auskünften in Sachen der Schiffahrt.

Dieser anscheinend untergeordnete und nebensächliche dritte Punkt des Statuts hat durch die Mitglieder und die Leiter der Gesellschaft in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung jene Auslegung und Behandlung erfahren, die „Lloyds" im Verlauf weniger Jahrzehnte

zu einer der nützlichsten und segensreichsten unter allen öffentlichen Institutionen gemacht haben.



Der „Unterschriftensaal".

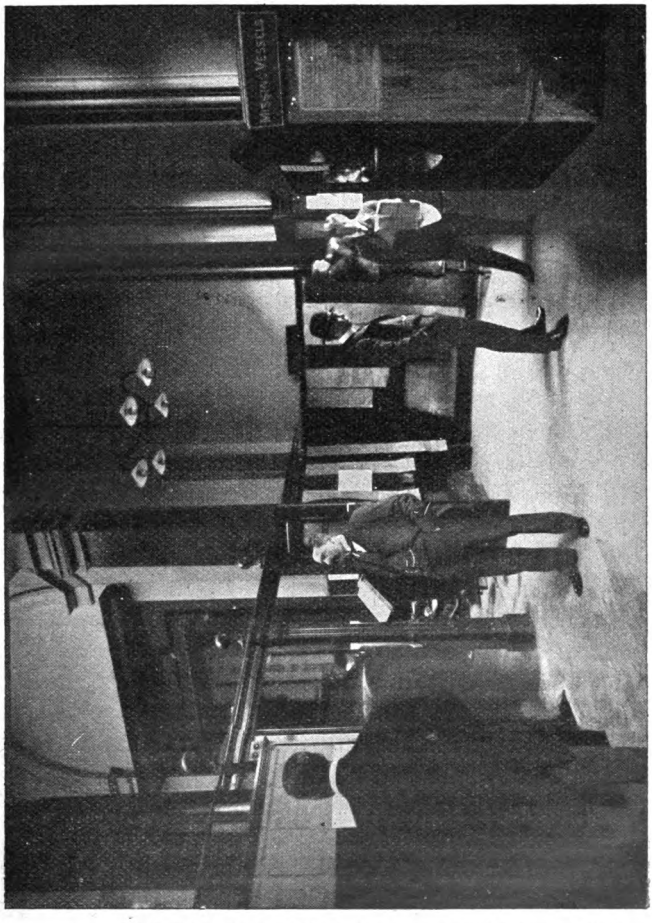
Vielleicht wird dem Leser die Berechtigung dieser etwas enthusiastisch klingenden Anerkennung am ehesten

einleuchten, wenn er uns zu einem kurzen Besuch in die der Londoner Börse unmittelbar benachbarten Geschäftsräume der Gesellschaft begleitet. Sie sind keineswegs mit überladener Pracht ausgestattet, aber hell und luftig. Der an die erbarmungswürdige Enge der Londoner Citykontore gewöhnte englische Geschäftsmann mag sie auch als ausreichend geräumig ansehen für den zu manchen Stunden beinahe beängstigend lebhaften Verkehr.

Dieser Verkehr ist um so bezeichnender für die Bedeutung des Instituts, als das Betreten der eigentlichen Geschäftsräume nur den Mitgliedern der Sozietät und den zugelassenen Maklern, sowie ihren beglaubigten Vertretern ohne weiteres gestattet ist. Jeder andere muß vor einer am Ende der Haupttreppe befindlichen Barriere dem in eine feierliche Scharlachrobe gekleideten Hüter des Heiligtums den Namen des Assekuranten oder des Maklers nennen, mit dem er zu sprechen wünscht. Dieser Name wird auf einen Zettel geschrieben — natürlich neben dem des Besuchers — und einem anderen Beamten, dem auf einem erhöhten Platze des für die Versicherungsabschlüsse bestimmten langgestreckten Saales postierten „Rufer", übermittelt. Der schmettert ihn mit sehr vernehmlicher Stimme in das summende Gewühl zu seinen Füßen, und der auf solche Art Verlangte begibt sich, sofern er Zeit und Lust dazu hat, an die Barriere hinaus, um dort in möglichster Kürze die Angelegenheit zu erledigen, wegen deren man ihn zu sprechen wünschte, oder um den Ankömmling, falls er dazu berufen erscheint, unter seiner Verantwortung mit in das Allerheiligste zu nehmen.

In dem Unterschriftenraume — das Wort underwriting bedeutet im Englischen zugleich den Abschluß einer Versicherungspolice — hat eine erhebliche Anzahl

von Schreibtischen Aufstellung gefunden, um deren jeden sich während der Geschäftsstunden eine Anzahl



Die „Schreckenskammer" oder der „Kirchhof".

von der Gesellschaft als Mitglieder angehörigen Assekuranten zu gruppieren pflegt. Diese Leute betreiben,

wie schon erwähnt, das Versicherungsgeschäft lediglich auf eigene Rechnung, aber sie bieten durch ihre Mitgliedschaft dem Versicherungsnehmer fast dieselben Garantien wie eine große, wohlfundierte Gesellschaft. Denn der Aufnahme in die Sozietät wird nur gewürdigt, wer sich über die Tadellosigkeit seines Rufes, über seine kaufmännische Solidität und über den Besitz genügender Geldmittel in vollkommen einwandfreier Weise auszuweisen vermag. Außerdem muß jedes neu eintretende Mitglied als Sicherheit für die prompte Erfüllung seiner Verbindlichkeiten eine Summe hinterlegen, die in keinem Fall weniger als hunderttausend Mark betragen darf. Der Gesamtbetrag dieser im Interesse der Assekurierten hinterlegten Sicherheiten beläuft sich zurzeit auf mehr als siebzig Millionen Mark.

Um den einzelnen Versicherer vor übergroßen Verlusten zu schützen, die zu dem Gewinn aus den Prämien in keinem Verhältnis stehen würden, ist es Praxis, daß — abgesehen von seltenen Ausnahmefällen — der einzelne nicht das ganze Risiko einer Schiffsversicherung übernimmt, sondern sich durch seine Unterschrift auf der Police nur für einen verhältnismäßig kleinen Teil der gesamten Versicherungssumme engagiert. Sache der Makler ist es, die erforderliche Anzahl der Unterschriften für ihren jeweiligen Auftraggeber, den Schiffseigentümer, zusammenzubringen. Sie müssen in erster Linie darauf bedacht sein, daß der Name, der die Liste der Unterschriften eröffnet, bei den übrigen Assekuranten einen guten Klang hat, da sich das Geschäft alsdann viel schneller und glatter abzuwickeln pflegt.

Die Summe der Kenntnisse und Erfahrungen, über die ein Versicherer verfügen muß, um die Größe seines Risikos richtig abwägen und sich nach Möglichkeit vor

empfindlichen Verluſten ſchützen zu können, iſt ganz enorm. Abgeſehen davon, daß er in der Geographie ſelbſtverſtändlich ſehr gut beſchlagen ſein muß, iſt es

Der „Rufer“ und die „Grabglocke“ der verſchollenen Schiffe.

ſeine Pflicht, über die Beſchaffenheit jedes einzelnen Hafens der Welt genau unterrichtet zu ſein, zu wiſſen, welche Zeiten für dieſe oder jene Reiſeroute — die Verſicherungen werden immer nur für die nächſte bevorſtehende Reiſe eines Schiffes abgeſchloſſen — die

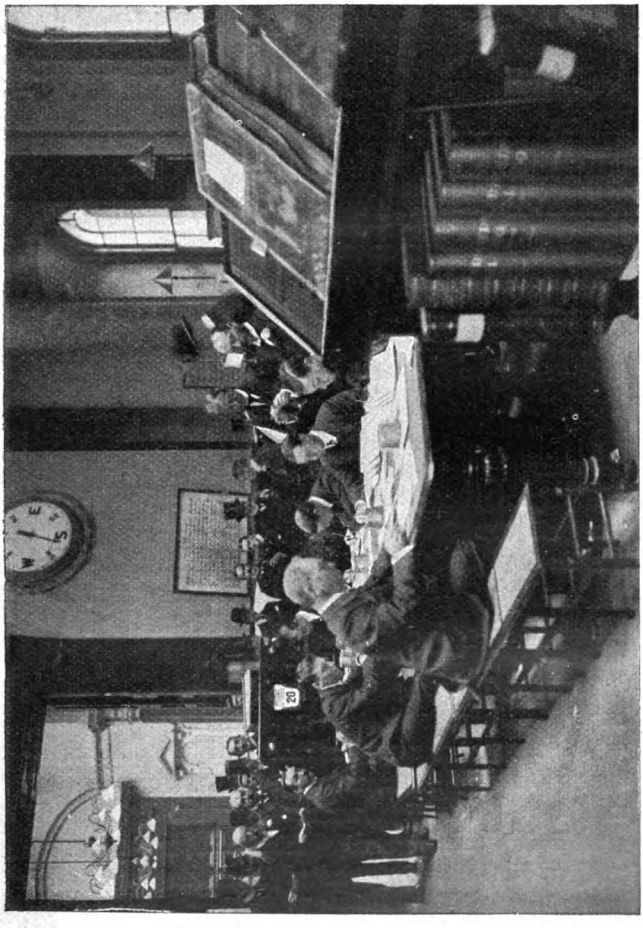
günstigen und welche die gefahrdrohenden sind, und die Navigationsverhältnisse aller in Betracht kommenden Meere zu kennen. Außerdem muß er die gründlichsten Warenkenntnisse besitzen, muß ein vorzüglicher Rechner sein und über die Geschidlichkeit gebieten, sich an der Hand der vorhandenen Hilfsmittel mit möglichst geringem Zeitverlust über die Beschaffenheit des zu versichernden Schiffes, über die Personalien des Kapitäns und über hundert andere Dinge zu orientieren, die für seinen Entschluß, sich an der Versicherung zu beteiligen oder sie abzulehnen, von Bedeutung sein können.

Jeder der Herren pflegt denn auch zur Erleichterung seiner schwierigen und verantwortlichen Arbeit von einem ganzen Stab bezahlter Gehilfen umgeben zu sein; das Beste aber muß natürlich immer die eigene Erfahrung und der in langer Praxis geübte Scharfblick tun, so daß es begreiflich erscheint, wenn die Autorität älterer und angesehener Underwriters das ausschlaggebende Moment für die jüngeren Mitglieder zu bilden pflegt.

Trotzdem würde auch die gründlichste Erfahrung des einzelnen weder einen ausreichenden Schutz gegen die betrügerischen Praktiken gewissenloser Versicherungsnehmer bilden noch den mannigfachen anderen Gefahren dieses eigenartigen Berufes wirksam genug begegnen können, wenn nicht die Einrichtungen der Gesellschaft ihren Mitgliedern in so vollkommener Weise zu Hilfe kämen. Diese Einrichtungen aber bestehen in einer Kontrolle des gesamten Seeverkehrs, wie sie umfassender und gründlicher nicht gedacht werden kann.

Eine Hilfstruppe von mehr als zweitausend Lloydsagenten ist über alle Hafenplätze der Erde verteilt, und jeder von ihnen hat die Verpflichtung, auch das kleinste auf die Seeschiffahrt bezügliche Ereignis des ihm übertragenen Bezirks, das Einlaufen und die Ausfahrt jedes

Schiffes, alle Havarien und sonstigen Unfälle unverzüglich zu melden. Die Auswahl dieser Agenten erfolgt



Das „Kapitänsregister".

mit größter Gewissenhaftigkeit durch ein besonderes Komitee, und trotz der verhältnismäßig geringen Be-

züge fehlt es niemals an geeigneten Bewerbern, da es in der kaufmännischen Welt kaum eine bessere Empfehlung gibt als die Bestellung zum Lloydsagenten.

Außerdem hat die Regierung der Vereinigten Königreiche ihren gesamten Küstensignaldienst den Zwecken „Lloyds" nutzbar gemacht, und die Leitung der Gesellschaft hat auch mit einer Anzahl fremder Regierungen Vereinbarungen getroffen, die ihre Agenten in den Stand setzen, das amtliche Signalwesen, soweit es für maritime Zwecke in Verwendung kommt, unmittelbar für ihre Meldungen an die Zentralstelle zu benutzen.

Unendlich viel größer als die Zahl der bezahlten Korrespondenten aber ist die der freiwilligen und unbezahlten. Die überwiegende Mehrheit der englischen Schiffskapitäne und nicht wenige aus anderen seefahrenden Nationen betrachten es als eine Ehrenpflicht, von jedem bemerkenswerten Erlebnis auf See, von jeder Begegnung mit einem anderen größeren Schiffe, von jeder Beobachtung eines Wracks und so weiter aus dem nächsten Hafen auf dem kürzesten Wege eine Meldung an „Lloyds" gelangen zu lassen, so daß man dort zu jeder Stunde über ein Nachrichtenmaterial verfügt, wie es sich an keiner anderen Stelle zusammenfindet und zusammenfinden kann.

Der Bestimmung gemäß wird alles in sachdienlicher Weise verarbeitet, registriert und bekannt gegeben. In einem dem Unterschriftensaale benachbarten Raume, den man auf den bezeichnenden Namen der „Schreckenskammer" oder des „Kirchhofs" getauft hat, erfolgt der sofortige Aushang aller Depeschen, die sich auf Havarien, Strandungen, Schiffsuntergänge und sogenannte überfällige Fahrzeuge, das heißt solche, die ihren Bestimmungshafen nicht zur vorgesehenen Zeit erreicht haben, beziehen. Die Mel-

dungen der letzteren Kategorie sind um des durch sie hervorgerufenen Zustandes der Ungewißheit willen fast noch aufregender als alle anderen Unglücksbotschaften, zumal wenn es sich um Dampfer handelt, deren Reisedauer nur durch unvorhergesehene Unglücksfälle eine beträchtliche Verlängerung erfahren haben kann.

Sind die Eigentümer des Schiffes durch das Ausbleiben des Fahrzeugs im Bestimmungshafen und durch das Fehlen jeder Nachricht zu der Überzeugung gelangt, daß ein solcher Unglücksfall vorliegen müsse, so erscheint in der „Schreckenskammer" ein Anschlag des Inhalts, daß man sich in sorgenvoller Erwartung einer Nachricht über den Verbleib des Dampfers befindet. Diese Benachrichtigung geschieht stets an einem Mittwoch. Ist bis zum gleichen Tage der folgenden Woche noch immer keine Kunde über das Schicksal des Schiffes eingelaufen, so wird der erste Anschlag durch einen anderen ersetzt, auf dem in beredter Kürze zu lesen steht, daß der Dampfer X., der den Hafen Y. an dem und dem Tage mit der Bestimmung nach Z. verließ, seit dem und dem Tage verschollen sei. Damit gilt der Verlust des Schiffes als amtlich kundgegeben, die Versicherungssummen sind fällig, und die Mannschaft ist im Sinne des Gesetzes als tot zu betrachten.

Im Unterschriftensaale aber tritt der „Rufer" an die auch auf unserem Bilde sichtbare Schiffsglocke, die man sechzehn Jahre nach dem Untergang des zu ihr gehörigen Fahrzeugs vom Grunde der Nordsee heraufgeholt hat, läßt sie einmal anschlagen und verkündet den Namen des verlorenen Schiffes, das an dem nämlichen Tage auch in das große „Verlustbuch" der Gesellschaft, vielleicht das traurigste von allen Büchern, die je geschrieben wurden, eingetragen wird.

Tritt aber — es geschieht leider sehr selten — der

wunderbare Fall ein, daß ein solches für verschollen erklärtes Schiff doch noch auf See gefunden wird oder wieder im Hafen erscheint, so wird das frohe Ereignis unter zweimaligem Läuten der Schiffsglocke im Unterschriftensaale bekanntgegeben. Doch nur unter den ältesten Assekuranten sind etliche, die sich eines solchen Vorkommnisses zu erinnern vermögen.

Eine von „Lloyds" mustergültigen Einrichtungen ist auch das „Lloydsregister der englischen und ausländischen Schiffahrt", ein jährlich neu erscheinendes Werk von erstaunlicher Vollständigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit, und das „Kapitänsregister", dessen genaue biographische Angaben über alle geprüften Kapitäne der britischen Handelsmarine allerdings in erster Linie für englische Schiffseigentümer von Wichtigkeit sind.

Es ist noch nicht zu lange her, daß gewissenlose Schiffsreeder, um die hohe Versicherungssumme für Schiff und Ladung einzustreichen, hinfällige und altersschwache Fahrzeuge in See gehen ließen, unbekümmert um das Schicksal der Besatzung, die sie durch ihre verbrecherische Handlungsweise oft einem geradezu sicheren Verderben preisgaben. Wenn derartige Schurkereien heute nahezu unmöglich geworden sind, so darf das Verdienst in erster Linie dem von „Lloyds" organisierten und durchgeführten Überwachungssystem zugeschrieben werden, das zwar gleich allen anderen Institutionen dieser einzig dastehenden Gesellschaft vornehmlich bestimmt war, den Interessen ihrer Mitglieder zu dienen, das aber gleich jenen der Allgemeinheit zu gute kommen mußte, weil der — sagen wir es immerhin — egoistische Zweck der ganzen Lloydsorganisation, die Unfälle auf See im Interesse der Versicherung tunlichst zu verringern, glücklicherweise zugleich ein humanitäres Werk von nicht hoch genug anzuschlagender Bedeutung ist.

Der Milliardär.

Novelle von F. Clemens.

▽ ▽ (Nachdruck verboten.)

1.

Andrew Taylor junior legte die verhängnisvolle Depesche tief erschüttert aus der Hand. Er hatte so gut wie keine inneren Berührungspunkte mit dem plötzlich Verstorbenen gehabt, er war geistig und moralisch der Sohn seiner Mutter, nicht seines Vaters, und während der letzten Jahre hatte sogar eine bemerkbare Spannung zwischen ihnen bestanden, da der Milliardär die humanen Bestrebungen seines einzigen Sprößlings und Erben nicht billigte, weil er sie für unpraktische, törichte, zwecklose Utopien hielt. Aber der Heimgegangene war doch nun einmal sein Vater gewesen, und bei der plötzlichen Nachricht seines Todes überwältigten den jungen Taylor alle Empfindungen eines getreuen Sohnes.

Vielleicht traf es ihn um so härter, weil er sich des Mangels voller Sympathien für den alten Mann, den er Vater nannte, bewußt war. Er klagte sich an, daß die Schuld möglicherweise doch an ihm gelegen, daß er mehr Entgegenkommen und Zärtlichkeit hätte zeigen müssen.

Aber nur in der ersten Aufwallung des Schmerzes, dann kehrte seine Vernunft zurück, und die Erinnerung an die kalte Gleichgültigkeit, womit der Tote seine zartfühlende, großherzige Mutter selbst in ihren letzten

Stunden behandelt, an den brutalen Hohn, den er ihm selber bei jeder Regung seines warmen Herzens bezeigt, milderte seinen Schmerz bis zum Grade einer durch das beiderseitige Verwandtschaftsband gerechtfertigten seelischen Bewegung.

Daran, daß er durch das unerwartete Ableben von Andrew Taylor senior der Erbe von mehr als einer Milliarde geworden war, dachte Andrew gar nicht, mit Kummer erfüllte ihn der Gedanke, daß er seine geliebten Studien, denen er seit mehreren Jahren an der Harvarduniversität zu Cambridge mit Eifer oblag, nun wahrscheinlich werde aufgeben müssen.

Doch was half es? Milliardär zu werden, ist mehr als bloßes Glück, es ist direkt ein Beruf, denn die Verwaltung eines so ungeheuren Vermögens erfordert die ganze Lebenstätigkeit. Bereits mit dem nächsten Zuge reiste er nach New York ab, erfüllte seine Pflicht als Sohn, indem er die irdischen Überreste seines Vaters in feierlicher Weise dem Familienbegräbnis überantwortete, und widmete sich dann mit Unterstützung einiger der hervorragendsten und bewährtesten Beamten seines Hauses der Regelung der Hinterlassenschaft und der durch den Todesfall entstandenen Geschäfte.

Tag für Tag begrub er sich in ein wahres Chaos von Akten und Verträgen — mit manchem tief aus der Brust geholten Seufzer zwar, aber doch auch wieder mit erklärlichem Interesse.

Eines Morgens saß er, seine Havanna im Munde, eben wieder über einem dickleibigen Hauptbuch, als der erste Prokurist der Firma Taylor, Mr. Hydgrave, mit einem unscheinbaren, in blauen Karton gebundenen Quartbuch zu ihm hereintrat.

„Was bringen Sie da, Mr. Hydgrave?"

„Ich weiß nicht recht — es scheinen Aufzeichnungen

privater Natur," entgegnete der Prokuriſt, ihm das Buch übergebend.

Andrew ſchlug den Band auf und blätterte darin. „Ah — das iſt die Schrift meines Großvaters!" rief er mit plötzlich erwachendem Intereſſe. „Mr. Hydgrave, das iſt ſicherlich das Tagebuch, das mein Vater wiederholt erwähnt hat. Wo haben Sie es gefunden?"

„Unter Stößen alter Briefe in dem großen Schrank im ehemaligen Privatkontor Ihres Herrn Vaters."

„Ganz recht — es iſt das Tagebuch. Das iſt eine Entdeckung von Wichtigkeit für mich, Mr. Hydgrave. Mein Großvater Henry Taylor iſt, wie Sie wiſſen, der Begründer unſeres Reichtums. Er war urſprünglich ein armer Hauſierer und hat ſich durch ſeine Intelligenz und geſchäftliche Gewandtheit zum mehrfachen Millionär aufgeſchwungen; mein Vater hat dann mit dem ererbten Vermögen fortgefahren zu arbeiten und durch glückliche Spekulationen die Summe verhundertfacht. Schon lange habe ich gewünſcht, den Inhalt dieſes Tagebuchs kennen zu lernen, der ein bedeutſames Dokument menſchlicher Schaffenskraft und echt kaufmänniſchen Geiſtes darſtellen dürfte. Ich danke Ihnen."

Der Prokuriſt entfernte ſich, Andrew aber ließ die Arbeit, der er bisher obgelegen, ruhen und vertiefte ſich in die vergilbten Blätter des Tagebuchs. Mit ungeteilter Aufmerkſamkeit durchflog er Seite für Seite.

Doch der Ausdruck ſeines Geſichts wurde immer düſterer und dunkler, während er las, und ſchließlich warf er das Buch mit zornfunkelnden Augen auf ſeinen Schreibtiſch.

„Das ſind ja recht erfreuliche Bekenntniſſe!" murmelte er. „Es iſt beſſer, ich ſchenke mir das übrige. Dieſes Buch iſt beſſer im Feuer als in einer Bibliothek

aufgehoben. Indessen — die ersten Seiten will ich doch noch einmal studieren."

Er nahm das Buch von neuem vor und versenkte sich in seine Mitteilungen. Er hatte recht: die Beichte seines Großvaters enthüllte nicht gerade Momente, die einen Mann von der ehrenhaften Denkart unseres Andrew mit Genugtuung hätten erfüllen können. Er ersah aus ihr nicht mehr und weniger als die beschämende Tatsache, daß der Grund zu dem gewaltigen Vermögen der Taylors von seinem Großvater durch einen Streich gelegt worden war, den der smarte Amerikaner zwar für einen recht schlauen und ergötzlichen hielt, der aber seinem Enkel als ein schnöder und beklagenswerter Vertrauensbruch erscheinen mußte.

Henry Taylor war, als er noch als Hausierer die weiten Gauen der Vereinigten Staaten durchwanderte, regelmäßig in dem Hause eines Freundes eingekehrt, von dem er auch einen Teil seiner Handelsartikel bezog. Jack Hamilton — so lautete der Name dieses Freundes — betrieb ein kaufmännisches Geschäft in Detroit. Seine Erfolge konnten jedoch besondere nicht genannt werden, wie sein Freund, der Verfasser des Tagebuchs, geringschätzig bemerkte, infolge seines unpraktischen Wesens. Er verstand es nicht, Konjunkturen auszunützen, er war zu vertrauensvoll, gutmütig und pedantisch.

Als Henry Taylor eines Tages wieder bei ihm eintraf, teilte er ihm mit, er habe von seinem Bruder Charles, einem unruhigen Kopf, der ihm lange Jahre aus den Augen entschwunden war, dem Umfang nach bedeutende Ländereien in Colorado geerbt. Wie er bereits vernommen, seien dieselben im wesentlichen wertlos, denn mit geringer Ausnahme bestünden sie aus sterilem Gebirgsland. Er selber könne natürlich

nichts damit anfangen und sei entschlossen, sie zu verkaufen, wenn er einen halbwegs annehmbaren Preis dafür erhalte. Immerhin erscheine es notwendig, sich zunächst einmal von dem Stand der Dinge durch den Augenschein zu überzeugen, und da er selber nicht abkömmlich sei, schlage er Taylor vor, in seinem Auftrage nach Colorado zu reisen und die Besitzungen zu besichtigen. Natürlich sei er erbötig, die Kosten der Reise zu tragen und den Freund für seine Bemühungen zu entschädigen.

Henry Taylor ging auf das Angebot ein und begab sich nach Colorado, damals ein sowohl zeitraubendes als mühsames Unternehmen. Als er zurückkehrte, bestätigte er dem Freunde in allen Stücken dessen Ansichten über den ererbten Landbesitz. Er brachte auch zum Beweis für seine Mitteilungen Auskünfte und Bescheinigungen von Behörden und Amtspersonen bei und faßte die Ergebnisse seiner Beobachtungen dahin zusammen, daß es sich allerdings empfehle, zuzugreifen, sobald sich ein einigermaßen annehmbarer Käufer für das Land einstelle.

Jack Hamilton hegte ein unbegrenztes Vertrauen zu seinem Freunde und beauftragte ihn, sich nach einem Käufer umzusehen, denn er komme ja weit herum und finde wohl eher eine günstige Gelegenheit als er. Taylor versprach, sein möglichstes zu tun, und ein glücklicher Zufall wollte, daß er schon nach wenigen Tagen einen Käufer vorzustellen vermochte, einen gewissen Grace, der sich angeblich in Colorado niederlassen wollte, und auch rasch mit dem Kaufmann handelseinig wurde. Nach Lage der Sache durfte Hamilton mit dem erlangten Preise wohl zufrieden sein und war es anfangs auch, bis er erfuhr, daß sein Vertrauensmann und Freund ihm einen argen Streich gespielt

habe. Zwar die Auskünfte Taylors über den wirtschaftlichen Wert der Ländereien, über Bodenbeschaffenheit, Klima und so weiter stimmten vollkommen mit den Tatsachen überein, aber einen Umstand von besonderer Wichtigkeit hatte er dem Eigentümer vorenthalten: er hatte nämlich auf dem untersuchten Gebiet eine Silbermine entdeckt und beschlossen, diesen glücklichen Umstand zu seinem eigenen Vorteil auszubeuten. Der Verkauf an Grace war nur ein Scheinmanöver, der wirkliche Käufer war er selbst, denn bereits zwei Tage nach der Veräußerung des Landes an Grace übertrug dieser das Besitzrecht an ihn gegen eine Entschädigung von fünfzig Dollars, die er — natürlich selber ohne eine Ahnung von der Existenz der Mine — für seine Mitwirkung erhielt. Die erforderliche Kaufsumme hatte sich der schlaue Yankee unter Hinweis auf den von ihm gefundenen Schatz natürlich mit leichter Mühe verschafft. Das Geheimnis einer solchen Entdeckung macht einen Menschen in Amerika schon kreditwürdig.

Taylor versuchte zwar später bei Hamilton den Anschein zu wecken, er habe das Dasein des Silberschatzes erst später entdeckt, die Tatsache aber des Scheinkaufs sprach viel zu sehr gegen ihn, als daß der Betrogene den wahren Sachverhalt nicht hätte erraten sollen. Entrüstet und erbittert kündigte er ihm Freundschaft und Vertrauen, sein Besitzrecht aber erlangte er nicht wieder, denn Recht und Moral deckten sich wie so oft, so auch in diesem Falle nicht, das Verfahren Taylors und der Kauf waren rechtlich unanfechtbar.

Der Autor des Tagebuchs schien stolz auf diesen Streich, er prahlte damit und betonte ausdrücklich, daß er — bis dahin ein armer Teufel — durch ihn erst in die Lage gekommen sei, seine Talente zu entwickeln.

„Denn selbst ein Genie," meinte er philosophisch, „muß in den meisten Fällen zu Grunde gehen, wenn es die Mittel zur freien Entfaltung seiner Kraft nicht besitzt. Ich erlangte durch meine List mit einem Schlage den Erfolg, ich beutete die Mine aus, die mir insgesamt für etwa zweihunderttausend Dollars an Silber lieferte, worauf ich sie, da der Ertrag im Verhältnis zu den Betriebsunkosten immer weniger lohnend erschien, mit gutem Profit verkaufte. So legte ich den Grund zu dem Vermögen unseres Hauses!" —

Andrew saß wohl eine Stunde sinnend da, dann machte er sich verschiedene Notizen; endlich erhob er sich, nahm das Tagebuch und schleuderte es zornig ins Feuer des Kamins.

„Die Schande der Taylor soll wenigstens in meinem Inneren begraben sein!" rief er erregt. „O, könnte ich sie ebenso vernichten wie dies frivole Schriftwerk!"

Unruhig schritt er auf und ab.

„So also bin ich der Milliardär geworden, der ich bin!" murmelte er. „Durch einen Spitzbubenstreich hat mein Großvater den Grund zu meinem Reichtum gelegt! Wer weiß, ob er ohne diese Täuschung seines vertrauensvollen Freundes überhaupt je in den Besitz von Betriebskapital und ohne solches zur Erwerbung von Vermögen gelangt wäre! Was ich besitze, besitze ich also zu unrecht! Alle übrigen Spekulationen, die er unternommen, mögen sich als kaufmännisch übliche rechtfertigen lassen, diese Tat aber nicht, sie ist eine direkt unmoralische, und ich bin als Erbe für ihre Folgen verantwortlich. Nicht juristisch, aber moralisch, nicht dem Gesetz, aber meinem Gewissen! Freilich wird es sehr schwer sein, jemals die Grenzen meiner Verschuldung gegen jenen Hamilton und seine Nachkommen festzustellen und herauszurechnen, auf wie viel unseres

Besitzes er rechtmäßig Anspruch hat — man kann hier nicht bloß mit einfachen Ziffern operieren, sondern muß auch geistige Faktoren in Rechnung ziehen. — Doch das kommt erst in zweiter Linie. Fest steht, daß ich hier eine heilige Verpflichtung überkommen habe, ohne deren Erfüllung ich niemals meines Eigentums, auch wenn ich davon einen noch so humanen Gebrauch mache, froh werden kann. Erkundigen wir uns daher vor allen Dingen einmal nach der geschädigten Person, sehen wir, was aus Hamilton und seiner Familie geworden ist — wer weiß, vielleicht ist der arme Mann im Elend zu Grunde gegangen!"

Kurz entschlossen trat der junge Milliardär zum Telephon, ließ sich mit dem Auskunftsbureau von Bridger & James verbinden und ersuchte um recht genaue Auskünfte über die Nachkommen eines ehemaligen Kaufmanns Jack Hamilton in Detroit, dort wohnhaft im Jahre 1849 in einer dicht am Fluß belegenen Straße, gebürtig aus Chicago und verheiratet mit Annie Crooker aus Detroit.

„Ist das alles, was Sie an Anhaltspunkten besitzen, Mr. Taylor?" fragte Bridger zurück.

„Alles."

„Dann wird es nicht ganz leicht sein, das gewünschte Resultat zu erzielen."

„Aber doch möglich. Betreiben Sie nur die Nachforschungen ganz energisch, auf die Kosten kommt es nicht an."

Mehr bedurfte es nicht, um die berühmte Findigkeit Bridgers zu ihren höchsten Leistungen anzuspornen. Er nahm die Ausführung des Auftrags persönlich in die Hand, reiste nach Detroit und weiter, fragte, forschte und so weiter, trat auch noch mit dem geschicktesten Detektiv und Reporter der Stadt erfolgreich

in Verbindung und arbeitete unermüdlich auf sein Ziel los.

Trotzdem vergingen etwa sechs Wochen, bis er seine Aufgabe vollendet hatte.

Wiederholt forschte Andrew telephonisch im Bureau nach, und immer lautete die Antwort: „Mr. Bridger ist noch nicht zurück."

Am Anfang der siebenten Woche aber ließ sich Bridger persönlich bei dem jungen Milliardär melden. Dieser nahm ihn sogleich an und erkundigte sich voll Spannung, ob er ihm die gewünschte Auskunft überbringe.

Bridger nickte vergnügt. „War eine verwünschte Sache, Sir — hat Schweiß und Dollars gekostet. Aber der Auftrag ist erfüllt."

„Vortrefflich, Mr. Bridger. — Sie haben die Spuren Jack Hamiltons also nach so vielen Jahren doch noch gefunden?"

„Jawohl. An sich schon ein Kabinettstück in Amerika, wo sich die Bevölkerung inzwischen verdreifacht hat, und vor allem in Detroit, das von zwanzigtausend Einwohnern auf dreihunderttausend gewachsen ist. Trotzdem war die Ermittlung des Kaufmanns Jack Hamilton noch verhältnismäßig leicht gegenüber den Schwierigkeiten, welche die Ausfindigmachung seiner Nachkommen veranlaßte. Es gab noch einige Personen, die sich aus ihrer Kindheit seiner erinnerten. Dann aber mußte ich ins Dunkle springen, denn Mr. Hamilton geriet mit der Zeit in geschäftliche Schwierigkeiten und mußte endlich sein Geschäft ganz aufgeben. Er verließ Detroit und zog nach Chicago, seinem Geburtsort, wo er im Jahre 1866 ganz verarmt gestorben ist."

„Verarmt, sagen Sie?"

„Jawohl. Er erwarb seinen Lebensunterhalt kümmerlich als Agent einer Versicherungsgesellschaft."

„Der Bedauernswerte! — Hatte er Kinder?"

„Zwei Söhne und eine Tochter. Die Tochter starb mit neunzehn Jahren an der Schwindsucht, der jüngste Sohn George verunglückte kurz vor des Vaters Tod auf einem Mississippidampfer, auf welchem gelegentlich einer Wettfahrt der Kessel platzte. Er war noch unverheiratet und hat keine Familie hinterlassen. Bleibt nur der älteste Sohn William. Er hatte mit der Gestalt des Vaters, wie man mir sagte, auch dessen Naturell ererbt — er war kein smart veranlagter Mensch, fleißig, ehrlich, liebenswürdig, intelligent, aber kein spekulativer Kopf in amerikanischem Sinne. Der Arme trieb alles mögliche, um seine Familie durchzubringen, er zog von Chicago nach New York, von New York nach Boston, von Boston nach Baltimore; dann versuchte er sein Glück im Westen und hatte ein Hotel in San Francisco. Endlich ließ er sich in Saint Louis nieder, wo er mit dem negativen Erfolg, welcher die Unternehmungen dieser ganzen Familie auszuzeichnen scheint, eine Musikschule gründete. Ich vergaß zu erwähnen, daß er von Jugend auf leidenschaftlich diese Kunst betrieben hatte und dafür ein ausgezeichnetes Talent besaß."

„Auch die Musikschule ging nicht?"

„Er verstand sich nicht auf die Reklame. Das wenige Geld, das er aus Kalifornien mitgebracht, setzte er dort zu und ernährte sich zuletzt als Musiklehrer. Er starb 1898."

„Ebenfalls ohne Abkömmlinge?"

„Nein. Seine Frau und ein Sohn sind ihm im Tode vorausgegangen, aber eine Tochter lebt. Sie ist die einzige Überlebende des Hamiltonschen Geschlechts."

Andrew erhob sich erfreut von seinem Sessel. „Also

doch jemand. Wie alt ist die Tochter? Wo wohnt sie? An wen ist sie verheiratet?"

Bridger lächelte. „Sie ist an gar niemand verheiratet, Sir. Sie heißt Essie Hamilton, ist vierundzwanzig Jahre alt und wohnt bei einem Bruder ihrer Mutter in Baltimore, wo sie sich an der John Hopkins-Universität dem Studium der Rechte widmet. Ihr Onkel ist unbemittelt und kann ihr im wesentlichen nur Wohnung und Kost gewähren, aber sie verdient sich, was sie zu ihrem Studium und sonst braucht, durch Unterrichtgeben. Sie wird als eine ebenso tüchtige wie ehrenwerte junge Dame geschildert. — Genügen Ihnen diese Auskünfte, Mr. Taylor?"

„Vollkommen. Sie haben doch die Beweise für ihre Richtigkeit mitgebracht?"

„Da sind alle bezüglichen Dokumente: Bescheinigungen von Behörden wie von Privatleuten, Rechnungen und so weiter."

Andrew prüfte aufmerksam die ihm vorgelegten Bescheinigungen, während er die Rechnungen ungesehen beiseite legte.

„Sehr gut, Mr. Bridger," erklärte er endlich. „Ihre Ermittlungen sind zuverlässig. Ich danke Ihnen, ich bin mit Ihrer Tätigkeit in hohem Maße zufrieden. Darf ich um Ihre Liquidation bitten?"

„Da ist sie," sagte Mr. Bridger, und der Milliardär schrieb seine Zahlungsanweisung darunter, ohne die Summe auch nur eines Blickes zu würdigen.

Fünf Tage später, nach Erledigung der dringendsten Arbeiten, fuhr er nach Baltimore.

2.

Andrew Taylor ließ sich an der John Hopkins-Universität unter dem Namen Charles Andrew als

Student der Rechtswissenschaft eintragen. Er hatte schon in Cambridge Jurisprudenz studiert und brachte für die seiner wartenden Arbeiten alles notwendige Verständnis und die erforderlichen Vorkenntnisse mit.

Daß er nicht unter seinem wahren Namen auftrat, hatte seine wohlüberlegten Gründe. Andrew wünschte den Charakter Essie Hamiltons erst genau zu sondieren, bevor er sich in Verhandlungen mit ihr einließ. „Gesetzt," sagte er sich, „ihre persönlichen Eigenschaften sind solche, daß der plötzlich auf sie niederfallende Goldregen ihr Gemüt verhärtet und das gefährliche Pfand in ihrer Hand Fluch statt Segen stiftet, so ist es besser, das alte Unrecht bleibt ungesühnt, oder ich lege mir selbst eine Sühne durch Verwendung des ihr zukommenden Kapitals zu edlen Zwecken auf. Mindestens müssen ihre persönlichen Eigenschaften einen Einfluß auf die Größe der Summe äußern, die ich in ihre Hände lege, denn diese Summe ist keineswegs ohne weiteres festzustellen. Auch den scharfsinnigsten Mathematiker dürfte wohl eine solche Aufgabe in Verlegenheit setzen. Miß Hamilton wird zwar als ehrenwert und tüchtig geschildert, aber innerhalb dieses Rahmens können mit gutem Fug die verschiedenartigsten Charaktere Platz finden. Man kann tüchtig und ehrenwert sein und doch unendlich engherzige Anschauungen haben."

Essies Adresse hatte er von Bridger erfahren. Er begab sich, kaum in Baltimore angelangt, nach der betreffenden Straße, und da er am gegenüberliegenden Hause die Ankündigung vorfand, daß hier Wohnungen für Studierende zu vermieten seien, belegte er auf der Stelle ein Zimmer. Durch unauffällige Erkundigungen stellte er bald fest, daß der Verwandte Miß Hamiltons die Wohnung im dritten Stockwerk inne

habe und daß das junge Mädchen sich großer Achtung in der Nachbarschaft erfreue. Auch ihre Persönlichkeit stellte er schnell genug fest, denn er erblickte dieselbe Dame im Kolleg, die er täglich Morgens aus dem ihm bezeichneten Gebäude treten sah, und seine Wirtin bestätigte seine Mutmaßung, als er ihr das Fräulein vom Fenster aus zeigte.

Essie Hamilton konnte, ohne geradezu eine Schönheit zu sein, als eine Person von nicht geringer Anziehungskraft gelten. Die schlanke Figur, der feingeformte Kopf, das klare freundliche Auge, das üppige hellblonde Haar, der zarte Teint erschienen als geeignete Form für den in ihrem sanften und doch energischen Blick, in ihren ausdrucksvollen Zügen sich kundgebenden geistigen Inhalt. Sie war sehr einfach gekleidet und schien allen Schmuck, der sonst das Vergnügen ihres Geschlechts und Alters ausmacht, zu verschmähen. Andrew sah sie fast nie anders als mit Büchern oder einer Mappe unter dem Arm, auch zeigte ihr hastiger Gang, daß sie den Wert ihrer Zeit gewissenhaft einschätzte.

Die Anknüpfung persönlicher Beziehungen ist in Amerika noch leichter als bei uns und konnte selbst für einen Menschen von Andrews natürlicher Zurückhaltung nicht schwer fallen. Beide hatten denselben Weg, und der junge Milliardär richtete es so ein, daß er diesen mit ihr zu gleicher Zeit antrat.

So begegnete man sich, bemerkte sich, er begann höflich zu grüßen, sie dankte ebenso höflich — was war selbstverständlicher, als daß er sich nach einigen Wochen die Freiheit nahm, sie beim Nachhausegehen einzuholen und sich ihr anzuschließen.

„Verzeihung, mein Fräulein," führte er sich höflich grüßend ein, „wir gehen denselben Weg — darf ich

mir erlauben, Sie zu begleiten? Ich bin fremd hier und wünschte mich über einiges zu informieren."

Sie maß ihn mit einem forschenden Blick und erwiderte: „Bitte, ich stehe gern zu Diensten."

Dann ging sie ruhig weiter, und er schritt an ihrer Seite dahin.

„Sie hören gleich mir die Vorlesungen des Professors Carvey," hub er nach kurzer Überlegung an.

„Gewiß."

„Ich war bisher in Cambridge und bin hier mitten in eine Materie hineingeraten, die ich noch nicht völlig beherrsche. Wenn die Vorträge für mich nicht ohne Frucht sein sollen, so muß ich das Versäumte privatim nachholen."

„Das wird notwendig sein."

„Ich habe darüber bereits mit Professor Carvey gesprochen; er empfahl mir einige Werke, die ich aber leider zurzeit nicht in der Bibliothek vorfand, und sie mir zu kaufen —"

Er hielt verlegen inne.

„Aufrichtig gesprochen, ich bin in meinen Mitteln etwas beschränkt," erklärte er endlich. „Und hier bin ich ganz unbekannt."

„Welche Werke sind es?" fragte sie, ihn plötzlich verstehend.

Er nannte die Titel einiger Bücher.

„Ein paar davon kann ich Ihnen leihen," versetzte sie artig. „Die übrigen besitze ich nicht; aber ich denke, die ersteren werden für Ihre Absicht hinreichen."

„Ich würde Ihnen herzlich dankbar sein, mein Fräulein."

Sie lächelte. „Man muß sich doch gegenseitig aushelfen!" sagte sie. „Allzu reich ist meine Bibliothek ja auch nicht, aber was ich mein nenne, steht Ihnen gern

zur Verfügung. Auch soweit ich selber den Ausführungen des Professors zu folgen vermocht habe, bin ich Ihnen gern gefällig."

„Wie liebenswürdig! — Aber Ihre Zeit ist, wie ich bemerkt habe, kostbar. Sie erteilen Unterricht?"

„Ich muß, denn auch meine Mittel sind beschränkt. Mein Onkel ist arm, da muß ich mir durchhelfen, so gut es eben geht. Später hoffe ich's ihm vergelten zu können, obgleich für eine Frau die Aussichten ungünstiger sind wie für die Männer."

Damit lenkte sie das Gespräch wieder auf die Vorlesungen. In angeregter Unterhaltung wandelten beide dahin, bis sich Andrew vor der Wohnung Essies verabschiedete.

„Ich will," setzte er hinzu, „Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen."

„Sie ist heute auch besonders knapp, da ich sogleich Stunden zu geben habe," bekräftigte Miß Hamilton. „Im übrigen stehe ich gern zu Ihren Diensten."

„Wir haben ja die tägliche gemeinsame Wanderung," rief Andrew kühn. „Wenn Sie mir gestatten, Ihnen morgen wieder das Geleit zu geben, so bin ich im stande, von Ihrer Güte Nutzen zu ziehen, ohne daß ich Sie Ihrer Zeit beraube."

Dazu gab die junge Dame ohne Zögern ihre Zustimmung, und von nun an begaben sich die jungen Leute, als verstehe sich das ganz von selbst, täglich zusammen nach der Universität, wie sie auch täglich gemeinschaftlich nach Hause gingen. Naturgemäß entstand bald eine größere Vertraulichkeit zwischen ihnen; Andrew stellte sich als „Charles Andrew" vor, er stattete ihr hin und wieder in der Wohnung ihres Onkels Mr. Greet einen Besuch ab, beide unternahmen häufig gemeinsame Spaziergänge.

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

So fand der junge Milliardär mehr als ausreichende Gelegenheit, sich über den Charakter der Enkelin Jack Hamiltons zu unterrichten. Aber es war ihm bald nicht mehr allein darum zu tun, und bevor er es sich nur selber zu gestehen wagte, hatten Essies Reize den bisher völlig neutralen Zustand seines Herzens verwandelt; er empfand eine täglich wachsende Neigung für sie, deren Entstehung nicht wundernehmen kann bei einem Manne, der, bis dahin nur mit seinen Studien und Ideen beschäftigt und sich ganz außer dem Bereich weiblichen Umganges haltend, plötzlich täglicher Begleiter und Gefährte eines schönen jungen Mädchens ist — besonders, wenn ihn von vornherein ein so eigenartiges Interesse in die Nähe dieses jungen Mädchens hinführt.

Ob auch Essie ihn gern sah? Er wußte es nicht. Ein Liebender weiß so etwas niemals. Sie zeigte sich immer so stetig in ihrem Wesen, sie schien so ruhig und freundlich — nirgends ein Symptom von Befangenheit, von Unruhe, kein Erbleichen, kein Erröten. Ihm deuchte manchmal, sie habe gar kein Herz, wenigstens kein der Liebe zugängliches, denn daß sie im höchsten Maße liebenswürdig und menschenfreundlich war, dafür hatte er Beweise genug.

Sie standen jetzt auf einem Fuße hinreichender Vertraulichkeit, daß er sich eines Tages die Frage gestatten konnte: „Warum arbeiten Sie nur so übermenschlich, Miß Hamilton? Eine Dame von Ihren Reizen geht so sicher in den Hafen der Ehe ein wie ein Schiff bei ruhigem Wetter. Und dann war alles vergeblich."

„Vergeblich — o nein!" antwortete sie heiter. „Wenn mein Mann nun arm ist oder später in Not gerät oder krank wird? Dann brauche ich meine Kenntnisse. — Und heirate ich nicht — was das wahrschein-

lichste ist — so ist doch Bildung ein Artikel, von dem man nie zu viel haben kann."

„Sehr wahr. Aber warum halten Sie es für wahrscheinlich, daß Sie nicht heiraten?"

„Weil ich arm und schon vierundzwanzig Jahre alt bin. Wäre ich so begehrenswert, hätten die Herren der Schöpfung mich wohl kaum so lange warten lassen."

„Sollten Sie wirklich noch keine Anträge gehabt haben?"

„O ja — einen, vor ein paar Jahren. Aber ich wies ihn ab."

„Und darf ich wissen — weshalb?"

„Ich konnte den Betreffenden nicht lieben. Seitdem ist keiner wieder gekommen."

„Wissen Sie auch, woran das liegt?"

„Da wäre ich neugierig."

„An Ihrer Unerschütterlichkeit. Es wagt sich niemand an Sie heran, man denkt, Sie hätten gar keine Gedanken für so profane Dinge wie die Ehe und die Männer übrig."

„Ich bin allerdings immer so beschäftigt und betreibe meine Studien aus Notwendigkeit mit solchem Ernst, daß ich wenig Muße finde, Träumereien nachzuhängen. Trotzdem besitze ich kein Herz von Stein."

„Aber Sie stellen gewiß hohe Ansprüche?"

„Nicht doch. Der Mann, den ich liebte, könnte so arm sein, wie er wollte, aber —"

„Aber?"

„Zur Liebe gehören eben immer zwei. Ich stelle mir es so furchtbar schwer vor, daß sich nun gerade aus der großen Masse der Menschen heraus just die zwei zusammenfinden, die sich gegenseitig lieben. Ich denke mir: liebst du jemand, so liebt er dich nicht, und

liebt dich jemand, so liebst du vielleicht ihn nicht. Und ich glaube, so ist es auch."

Andrew faßte sich ein Herz und sagte leise: „Und vielleicht befinden Sie sich eben wieder im letzteren Falle."

„Wieso?"

„Ich meine, es liebt Sie jemand und Sie lieben ihn nicht."

Sie warf ihm einen Blick voll Verwunderung zu, als sie jedoch in sein glühendes Antlitz blickte, senkte sie betroffen die Augen zu Boden und schwieg.

„Und fragen Sie gar nicht, wer der Jemand sein könnte?" stammelte er nach einer Pause ängstlicher Erwartung.

„Mr. Andrew, treiben Sie keinen Scherz mit einem armen Mädchen!" rief sie da mit eigentümlich zitternder Stimme und eilte raschen Schrittes voraus, denn sie waren gerade beide auf einem Spaziergange begriffen.

Er holte sie wieder ein.

„Halten Sie mich für fähig, mit so heiligen Dingen zu scherzen, Miß Hamilton? Ich rede im Ernst. Überlegen Sie sich meine Worte — ich liebe Sie aus innigster Seele. Sagen Sie mir gar nichts jetzt, Sie könnten sich übereilen, es kommt Ihnen zu plötzlich, und das möchte Ihr Urteil zu meinen Ungunsten beeinflussen. Wissen Sie, was Sie tun können?"

„Und was?"

„Wenn Ihre Antwort Ja lautet, so setzen Sie morgen den Hut mit der großen blauen Feder auf, den Sie heute tragen. Und wenn sie Nein ist, so — so erscheinen Sie in Ihrem braunen Mützchen, das ich, wie Sie wissen, für den Tod nicht ausstehen kann. Wollen Sie?"

Nach einer Pause des Nachdenkens gab sie ein kurzes „Ja“ zum Bescheid, worauf sie in die fast heftig gesprochenen Worte ausbrach: „Ich will Ihnen willfahren. Dafür aber lassen Sie mich jetzt allein. Ich kann nun nicht mehr mit Ihnen gehen. Bleiben Sie stehen, lassen Sie mir eine Viertelstunde Vorsprung, sonst holen Sie mich mit Ihren Siebenmeilenstiefeln doch wieder ein!“

Gehorsam blieb er stehen, während Essie einen Eilmarsch nach der Stadt antrat. —

Natürlich konnte er kaum den anderen Tag erwarten. Schon eine Stunde vorher lag er am Fenster, denn heute wagte er nicht, sie abzuholen, wie er sonst häufig getan.

Endlich trat sie heraus — o weh: sie war im bloßen Kopfe!

Warum gab sie ihm keine Antwort? Sollte das bedeuten, daß sie noch nicht mit ihrem Entschlusse fertig sei? Das wäre zugleich ein gutes und ein schlimmes Zeichen gewesen. Ein gutes, weil es bewies, daß sie mit sich ernstlich zu Rate ging, seinen Antrag also nicht ohne weiteres ablehnte, ein schlechtes, weil es im Annahmefalle keine allzu heftige Neigung für ihn vermuten ließ.

Enttäuscht wollte er schon zurücktreten, da bemerkte er, wie sie plötzlich den Hut mit den blauen Federn aufsetzte, den sie bisher hinter dem Rücken verborgen gehalten. Einen lauten Jubelruf stieß er aus. Der Schalk hatte ihn nur necken wollen!

Eine Minute später war er auch schon unten und eilte an ihre Seite.

„Essie, ich danke Ihnen!“ raunte er ihr leidenschaftlich zu. „Sie lieben mich wirklich?“

„Hätte ich sonst ja gesagt?“ gab sie ebenso leise zurück.

„Freilich, was sollte Sie sonst zu mir führen — ich habe ja so wenig zu bieten. O Essie, ich wagte so viel Glück gar nicht zu hoffen, Sie waren stets so gleichmäßig, so ruhig —"

„Haben Sie lesen gelernt?" fragte sie trocken.

„Ja."

„Dann aber gewiß nicht in den weiblichen Herzen!" versetzte sie in der früheren Weise. Dann lachte sie, und ihre Augen leuchteten auf, als er hineinblickte.

„Essie, heute schwänzen wir!" rief er hastig. „Heute kann ich kein Wort in mich aufnehmen, ich würde immer nur hören: Essie liebt mich! — Kommen Sie, wir machen einen Spaziergang. Wir haben einander so viel zu sagen."

Sie willigte nach kurzem Bedenken ein, und zum ersten Male Arm im Arm schritten sie dahin.

Noch am selben Abend verlobten sie sich in Gegenwart des Onkels und der Tante, und Andrew war der glücklichste der Sterblichen.

— — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später, als er einmal wieder mit seiner Braut nach der Universität pilgerte, denn ihre Studien wünschte Essie unter allen Umständen zu beendigen, fragte er plötzlich: „Liebe Essie, du hast dich noch gar nicht nach meinen Verhältnissen erkundigt."

„Wozu?" fragte sie naiv.

„Du mußt doch wissen, mit wem du es zu tun hast."

Sie lachte. „Mit wem ich's zu tun habe? Doch mit dir!"

„Gewiß. — Aber alles weitere? Bin ich arm oder reich?"

„Arm, denke ich."

„Nun ja. Aber was habe ich für Aussichten? Aus

welcher Familie ſtamme ich? Beſitze ich vielleicht wohlhabende Verwandte? Alles das ſind Dinge, die dich intereſſieren ſollten."

„Denkſt du? Ich habe an derartiges gar nicht gedacht. Ich liebe dich, Charles, für dich habe ich mich entſchieden, alles weitere darf mich nicht kümmern. Was gehen mich deine Verhältniſſe an! Könnte ich dich zurückweiſen, wenn ſich nun plötzlich herausſtellte, daß mir dieſe Verhältniſſe nicht gefallen?"

„Und wenn ich nun der Sohn eines Mörders wäre?"

„So hätteſt du mir das früher eröffnen müſſen. Dann hätte ich dich vielleicht nicht lieben können. Da es jedoch der Fall iſt, würde auch dieſer Umſtand an der Tatſache nichts mehr zu ändern vermögen."

„Auch noch andere Fälle ſind möglich. Da habe ich einen Freund, der ſich in ein Mädchen verliebte, deſſen Vater von ſeinem Vater eine ſchwere Kränkung zugefügt worden war. Er hatte ihn, glaube ich, um ſein Vermögen betrogen. Sobald das Mädchen das erfuhr, löſte ſie das Verhältnis auf."

„Dann kann ihre Liebe nicht echt geweſen ſein. Sollen wir den Fluch der Vererbung auch noch auf dieſes Gebiet übertragen?"

„Dich würde alſo ein derartiger Vorgang nicht beeinfluſſen?"

„Wie töricht du heute ſprichſt, Charles!" ſchalt ſie liebevoll und drückte ihm zärtlich die Hand.

„So wäre ja eigentlich die harte Nuß geknackt," murmelte Andrew vor ſich hin, als er Abends in ſeinem Zimmer auf und ab ging. „Eine beſſere Sühne kann ich Eſſie doch wohl nicht leiſten, als wenn ich ſie zur Mitbeſitzerin meines ganzen, aus der Silbermine ihres Großvaters entſproſſenen Reichtums mache. Und doch bin ich noch nicht voll befriedigt. Sie iſt arm und nimmt

daher selbstverständlich an meiner eigenen vorgeblichen Armut keinen Anstoß. Wie nun aber, wenn ihr plötzlich Reichtum geboten wird, wenn ihr der Milliardär Andrew Taylor seine Hand anträgt an Stelle des armen Studenten Charles Andrew? Würde ihre Liebe zu mir solcher Versuchung standhalten? Läßt sie der Milliardär den künftigen Rechtsanwalt vergessen, so wird sie natürlich den einen mit oder vielmehr durch den anderen verlieren, aber dann muß sie den ihr rechtmäßig zustehenden Vermögensanteil erhalten, und es ist am besten, sie selber stellt den Grad meiner Verschuldung und ihrer Berechtigung fest. — Ja, ja, das ist eine famose Idee!" sprach der junge Mann vor sich hin. „Die Frau eines Milliardärs kann unendlichen Segen stiften, aber auch in demselben Maße schaden, wenn sie der Versuchung eines solchen Glückes nicht moralisch gewachsen ist. Ich muß diese Prüfung noch vornehmen, eine Enttäuschung würde mich unendlich unglücklich machen. Ich will sie lieber jetzt ertragen, als ein ganzes Leben unter ihr leiden."

Und Andrew Taylor — als ein Mann, der seine Pflichten so ernst und streng erfaßte, daß er lieber seine Milliarde geopfert, als einen Pfennig zu Unrecht besessen hätte — setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch und warf mit flüchtigen Federstrichen folgendes Telegramm auf ein Blatt:

„Mr. Hydgrave. Kommen Sie sofort hierher zu Charles Andrew."

3.

Andrew und Essie saßen einander in einem Café, das sie manchmal der Lektüre der Zeitungen halber besuchten, gegenüber, jedes in den Inhalt seines Lieblingsblattes vertieft.

Ein elegant gekleideter Herr, der eben eingetreten

—

war, ging vorüber. Er erblickte Andrew, blieb plötzlich stehen, betrachtete den jungen Mann einige Augenblicke scharf, dann eilte er auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter.

„Mr. Andrew — sind Sie es wirklich?"

Andrew fuhr, anscheinend überrascht, empor. „Ah, Sie sind es, Mr. Hydgrave! Was führt denn Sie nach Baltimore?"

„Ein eigenartiger Auftrag. — Aber wenn Sie gestatten —"

„Bitte, wird uns sehr angenehm sein. Erlauben Sie — Mr. Hydgrave, Essie, ein alter Bekannter von mir — meine Braut, Miß Hamilton."

„Miß Hamilton?" wiederholte der Fremde verwundert.

„Ja — was ist an dem Namen Erstaunliches?"

„O — nichts. Ich kannte nur zufällig auch eine Miß Hamilton — in Philadelphia."

„Der Name ist ja häufig genug."

Der neue Ankömmling nahm am Tische Platz. Andrew und Essie legten die Zeitungen aus der Hand, und bald war eine lebhafte Unterhaltung im Schwunge.

„Richtig," begann Andrew nach einer Weile, „Sie sprachen ja von einem eigentümlichen Auftrag, der Sie hierher gebracht. Darf man erfahren, was das für einer ist?"

„O gewiß — das heißt, bis auf den Namen derjenigen, die mich beauftragten und an die der Auftrag gerichtet ist."

„Selbstverständlich."

„Es handelt sich nämlich um einen sehr reichen Mann in New York, der, eben Erbe des großen Vermögens seines Vaters geworden, plötzlich entdeckt, daß die Grundlage zu seinem Reichtum durch eine seiner strengen

Moral im höchsten Grade verwerflich erscheinende Tat gelegt worden ist — durch einen Betrug, welchen sein Vater an einem anderen Mann begangen hat. Kaum ist er zu dieser Erkenntnis gelangt, so forscht er emsig nach diesem Mann und seinen Nachkommen. Der Mann ist tot, doch ein Sohn von ihm lebt, und zwar hier in der Stadt. Diesen soll ich aufsuchen, um im Auftrag meines Klienten das begangene Unrecht zu sühnen."

„Ein sehr interessanter, aber, wie ich fürchte, mißlicher Auftrag."

„Warum mißlich?"

„Weil ich es für äußerst schwierig halte, das Maß der Sühne in gerechter Weise zu bestimmen. Es handelt sich doch jedenfalls um einen Betrug des Geldes wegen —"

„Allerdings."

„Folglich kann die Sühne auch nur in Zahlung einer entsprechenden Geldsumme bestehen. Aber wie groß soll diese Summe bemessen werden? Das scheint mir eben das Mißliche. Sie wissen, ich studiere die Rechte, aber ich müßte als Richter in einer solchen Sache wohl in Verlegenheit geraten."

„Ein Vergleich —"

„Ich bitte Sie, ein Vergleich ist keine gerechte Sühne. Er schließt ein Nachgeben von beiden Teilen in sich. Von einem Vergleich kann aber schon gar nicht die Rede sein, da ja nur ein Anerbieten von einer Seite vorliegt, während die andere Partei gar keinen wirklichen Rechtsanspruch hat."

„Wohl wahr — auch will mein Mandant nicht schenken, er will ein Unrecht ausgleichen, ohne mehr zu opfern, als wirklich nötig ist. Die Frage ist nun, wie hoch die Summe des Ausgleichs zu bemessen ist."

„Ein merkwürdiger Fall!“ rief Essie voll Interesse.

„Das ist er,“ bestätigte ihr Bräutigam lebhaft. „Stelle dir einmal vor, liebe Essie, es handelte sich um dich. Du wärest der Sohn, welcher plötzlich ohne Ahnung von der seiner wartenden Überraschung mit einem so seltsamen Sühneangebot bedacht wird. Wie würdest du dich verhalten? Was würdest du fordern?“

„Liegt ein Rechtsanspruch vor?“ fragte Essie.

„Absolut nicht, nur ein moralischer.“

„Dann würde ich gar nichts fordern — höchstens nehmen, was man mir bietet.“

„Und wenn mein Bevollmächtigter durchaus so weit gehen will, als der wirkliche Anspruch beträgt, als die Summe ausmacht, um welche seiner Meinung nach der Betrogene mit Zins und Zinseszinsen und unter Einrechnung dessen, was der Geschädigte mit dem Gelde hätte erwerben können, gebracht worden ist?“ bemerkte Hydgrave.

Essie lachte. „Um diesen Betrag auszurechnen, wird ein sehr guter Mathematiker notwendig sein.“

„Sie fühlen sich außer stande dazu, Miß Hamilton?“

„Ja.“

„Und wenn Sie nun — Sie sind ja ebenfalls Rechtsstudentin — in einem solchen Prozeß entscheiden müßten — was dann?“

„Dann würde ich einen mathematischen Sachverständigen laden lassen,“ zog sich die junge Dame lächelnd aus der Schlinge.

„Das heißt den gordischen Knoten durchhauen, aber nicht lösen,“ warf Andrew ein.

„Übrigens wird ja ein Prozeß nicht entstehen können,“ erklärte Hydgrave. „Entweder mein Mandant oder der Sohn des Betrogenen wird die kitzlige Frage, die ich hier aufgeworfen, zu beantworten haben.

Oder vielleicht ein Rechtsgelehrter, den man heranzieht, denn die Aufgabe ist weniger eine mathematische als eine moralische. Sie würden mir also gar nicht zu raten vermögen, Miß Hamilton?"

„Vielleicht doch. Aber dazu ist es nötig, die Angelegenheit vollständig zu überschauen," erwiderte Essie.

Dieser Ansicht stimmte Hydgrave bei, ebenso Andrew, und man ließ das Thema fallen.

— — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag des folgenden Tages saß Essie in ihrem kleinen Zimmer in eifriger Tätigkeit vor ihren Büchern, als es klopfte und auf ihre Aufforderung Hydgrave eintrat.

„Ich bitte um Entschuldigung, Miß," hub er in ernstem Tone an. „Ich störe, wie ich sehe, aber ich muß Sie in einer wichtigen Angelegenheit durchaus sprechen."

Essie bot ihm einen Stuhl an und fragte sodann erstaunt, was er begehre.

„Sie entsinnen sich unseres gestrigen Gesprächs, Miß Hamilton — wegen der einem Sohn für den an seinem Vater verübten Betrug zu gewährenden Sühne."

„Gewiß, mein Herr."

„Nun wohl, deswegen bin ich hier."

„Deswegen?"

„Ja, Sie erinnern sich, daß mich die Nennung Ihres Namens überraschte?"

„Ich erinnere mich."

„Das geschah aus einem anderen Grunde, als ich angab. Der Sohn, von dem ich redete, ist nämlich ein Enkel oder richtiger eine Enkelin — und diese Enkelin sind Sie!"

„Ich?"

„Ja, Sie. Gestern wußte ich das noch nicht, ich

erstaunte nur über die Übereinstimmung der Namen, die ich für einen Zufall hielt. Als ich Sie jedoch Essie rufen hörte, ward ich schon stutziger. Nun weiß ich aus den eingezogenen Erkundigungen, daß Sie in der Tat die Person sind, an die meine Sendung lautet."

„Ich — wirklich?"

„Sie sind doch die Enkelin Jack Hamiltons aus Detroit?"

„Die bin ich allerdings."

„Ist Ihnen nicht bekannt, daß Ihr Großvater befreundet war mit einem gewissen Henry Taylor?"

„Der meinem Großvater das Land abkaufte, das er in — in Colorado geerbt hatte. Meinen Sie diese Angelegenheit?"

„Dieselbe."

„Mein Vater hat mir davon erzählt."

„So wissen Sie auch, daß jener Taylor ein reicher Mann geworden ist mit dem Gelde, das er aus der Silbermine gezogen hat, die er auf dem Besitztum entdeckt hatte?"

„Ich hörte davon."

„Dachten Sie gestern, als ich meine Mission erwähnte, nicht an jene Begebenheit?"

„Nein."

„Sie scheinen überhaupt nicht allzu genau unterrichtet zu sein. Ich will Ihnen alles erzählen." Hydgrave berichtete den ganzen Fall, doch ohne hervorzuheben, daß der Sohn jenes Taylor als Milliardär gestorben sei. Er sprach von ihm zunächst nur als Mann von großem Reichtum. „Sein Enkel," schloß er, „fühlt das Bedürfnis, der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Sie sehen also, welche Bedeutung die Frage, die ich gestern an Sie richtete, für Sie besaß, und ich wiederhole hiermit diese Frage."

Essie dachte nach.

Hydgrave fuhr fort: „Es steht außer Zweifel, daß das ganze Vermögen der Taylors mit dem Ertrag der Silbermine begründet, also durch diese verdient worden ist. Meinen Sie nicht, daß von Rechts wegen Sie die Besitzerin des Vermögens der Taylors sein müßten?“

Essie dachte immer noch nach. „Ich glaube nicht, daß ich so weit gehen könnte in meinen Ansprüchen, wenn ich überhaupt welche habe,“ versetzte sie endlich.

„Warum nicht? Wenn Sie von der juristischen Seite ganz absehen und nur die moralisch-ethische bedenken?“

„Ich denke, wenn überhaupt ein Anspruch vorliegt, so könnte er sich doch nur auf das Vermögen erstrecken, das mein Großvater und Vater mit dem Ertrag der Mine erworben hätten, nicht auf das, was die Taylors erworben haben. Denn die Frage ist, ob meine Vorfahren ebensoviel verdient hätten wie die Taylors.“

Hydgrave nickte ernsthaft. „Das scheint mir sehr richtig. Ihre Vorfahren könnten aber auch noch mehr als die Taylors damit erworben haben.“

„Mein Großvater und Vater waren Menschen wie ich, ideal veranlagte, unpraktische Naturen. Sie besaßen absolut kein Talent zur Spekulation, auch keine Neigung. Vielleicht — ja sogar wahrscheinlich — hätten sie nicht nur nicht verdient, sondern sogar eingebüßt; hätte sie nicht Taylor, dann hätte ein anderer sie darum betrogen. Sie waren zu vertrauensvoll und großherzig.“

„Ich leugne nicht, daß dies möglich ist.“

„Ferner — wer will ergründen, wie das Schicksal hier gespielt hat? Die Taylors haben Glück gehabt, und das hätte meinem Vater und Großvater fehlen

können, ja würde ihnen wohl zuversichtlich gefehlt haben, denn die Hamiltons haben nie Glück gehabt."

„Auch möglich."

„Sie sehen also, daß unser Anspruch im Grunde ein recht zweifelhafter ist — auch vom moralischen Gesichtspunkte aus. Jedenfalls würde er sich nie in Ziffern darstellen lassen."

„Vielleicht doch. Das eine wenigstens steht fest, daß Taylor Ihren Großvater um die Silbermine und ihre Erträgnisse betrogen hat. Folglich haben Sie wenigstens Anspruch auf diese Erträgnisse nebst Zinsen und Zinseszinsen, wenn wir auch gänzlich absehen von dem Gelde, welches Sie mit diesem Gelde zu erwerben vermocht hätten."

Essie lächelte. „Steht es denn fest, daß mein Großvater selber diese Silbermine entdeckt hätte? Meiner Überzeugung nach nicht. Er wäre nie nach Colorado gekommen, sondern hätte vermutlich das ererbte Land unter allen Umständen verkauft, und womöglich nicht einmal zu einem so hohen Preise, als ihm Taylor oder sein Mittelsmann gezahlt hat. Denn dieser Preis, sagen Sie, sei an sich ein angemessener gewesen."

„Sehr richtig — indessen —"

„Daraus folgt, daß sich ein Anspruch meinerseits an das Erbe jener Taylors unmöglich begründen läßt — auch nicht moralisch. Eine Summe, die er mir zahlt, würde immer nur ein Geschenk bleiben, und ein Geschenk anzunehmen, bin ich zu stolz. Ich möchte es am wenigsten aus der Hand eines Mannes nehmen, der sich einbildet, damit ein Unrecht zu sühnen, das tatsächlich begangen worden ist. Dieses Unrecht hat er aber erstens zu sühnen keine Veranlassung, denn er hat es nicht begangen, und wohin sollte es führen, wenn wir unsere Verpflichtungen in solchen Fällen

bis in ferne Generationen tragen wollten? Zweitens ist das Unrecht an meinem Großvater begangen worden, dieser ist tot, hat nichts von der Sühne mehr, und doch an ihm allein könnte diese Sühne vollzogen werden. Das Unrecht bleibt also bestehen, und wenn mir jener Taylor sein gesamtes Vermögen überantwortete. Noch mehr: dann würde wieder ein neues Unrecht das alte ablösen, und das läge auf meiner Seite. Ich müßte mir Vorwürfe machen, einen Enkel für das verantwortlich zu machen, was sein Großvater begangen hat. Ich könnte mit gutem Gewissen sein Geld nicht nehmen."

Hydgrave seufzte. „Man sieht, jede Sache in der Welt hat ihre zwei Seiten," erklärte er. „Und doch ist nicht in Abrede zu stellen: ein Unrecht liegt objektiv vor — und da Sie die Erbin der Armut Ihres Großvaters sind, wie Sie die seines Reichtums gewesen wären, so sind Sie zweifellos zum Schadenersatz berechtigt. Nehmen Sie die Sache nicht so leicht, erwägen Sie alles, was ich Ihnen gesagt habe. Ich werde morgen früh wieder vorsprechen."

— — — — — — — — — — — — —

Hydgrave hielt Wort. Pünktlich war er zur Stelle.

„Nun, Miß, haben Sie sich die Frage überlegt?"

„Hin und her," entgegnete die junge Dame, „doch bin ich zu keinem anderen Resultat gelangt."

„Sie wollen also die Ihnen gebotene Sühne zurückweisen?"

„Mein Herr, ich sehe nicht ein, warum ich mir den Kopf über Mr. Taylor zerbrechen soll. Wie sollte ich meine Forderung begründen und in Zahlen ausdrücken? Außerdem ist es immer mein höchster Stolz gewesen, aus mir selbst etwas zu entwickeln. Sie sehen, auch in mir fließt das Blut der Hamiltons."

„Wenn ich Ihnen nun aber eröffne, daß Taylor Milliardär ist, daß es sich also nicht etwa um eine Lappalie, sondern um ein Vermögen für Sie handelt?"

„Diese Seite der Frage spielt hier keine Rolle, sondern nur die prinzipielle. Will Taylor ethisch sein, so will ich es auch."

„Sie brauchen ja das Geld nicht zu behalten, können es verschenken, Armen geben und so weiter."

„Wohl wahr — aber ich vermag vor mir selber eine solche Forderung nicht zu verantworten. Lassen wir die törichte Sache! Sie bedeutet eine Schrulle Taylors, nicht mehr und nicht weniger."

„Doch vielleicht nicht, Miß. Haben Sie mit Ihrem Bräutigam darüber gesprochen?"

„Ich konnte nicht, denn er ist verreist und kommt erst morgen zurück."

„Das ist mir eigentlich lieb. Denn, offen gestanden, ich habe noch eine zweite Aufgabe zu erfüllen, der ich mich, da Sie doch verlobt sind, sehr ungern entledige."

„Welcher?"

„Taylor hat die Schwierigkeit, die Höhe seiner Verpflichtung zu bestimmen, vorausgesehen, ebenso Ihre Uneigennützigkeit. Er will aber nicht Ihr Schuldner bleiben, will kein Gut genießen, das er für unrecht erworben ansieht. So läßt er Ihnen durch mich noch ein Anerbieten unterbreiten — aber zürnen Sie mir nicht, Miß, ich muß mich eben meines Auftrages entledigen — übrigens, Taylor ist ein junger Mann von recht angenehmem Äußeren und höchst ehrenwertem Charakter; auch kennt er Sie bereits persönlich, ist hier gewesen und hat Sie beobachtet —"

„Kommen Sie zur Sache! Was ist der langen Rede Sinn?" fragte Essie erstaunt.

„Einfach der, daß er Ihnen seine Hand anbietet, Miß Hamilton."

Essie lachte erst laut auf, dann färbte das Rot der Entrüstung ihre Wangen.

„Ich sollte eigentlich jedes weitere Wort verweigern," rief sie aufgebracht. „Aber Sie haben recht, Sie sind nur Vermittler — und Ihr Auftraggeber weiß nichts davon, daß mein Herz vergeben ist. Er mag es sehr gut meinen, und sein Antrag entspringt einer edlen Gesinnung, darum will ich ihm antworten, und so höflich ich kann. Benachrichtigen Sie ihn, daß ich ihm danken lasse — für alles, hören Sie wohl? Meine Hand verkaufe ich nicht, sondern verschenke sie. Sagen Sie ihm das."

„Miß, verfahren Sie nicht so voreilig! Sprechen Sie mit Ihren Verwandten — meinetwegen auch mit Ihrem Bräutigam. Er ist verständig und edeldenkend —"

„Er soll nichts von Ihrem Besuche erfahren. Schon die bloße Erwähnung wäre eine Beleidigung für ihn."

Hydgrave empfahl sich, aber er gab seine Absicht noch nicht auf. Er sprach mit dem Onkel und der Tante Essies, die ganz anderer Ansicht waren als diese selbst. Sie stellten ihr vor, daß Andrew, so brav er auch zu sein scheine, doch nur ein armer Teufel sei, daß sie jahrelang aufeinander warten müßten und dann doch wahrscheinlich nur ein arbeitsreiches, aussichtsloses Leben vor sich hätten. Sie solle und dürfe ein so außergewöhnliches Glück nicht von der Hand weisen.

Hydgrave sprach schließlich sogar mit dem Bräutigam selbst — wenigstens teilte dieser eines Morgens seiner Braut mit, es sei der Fall gewesen, und er selber werde gern zurücktreten, wenn sie auf den Antrag eingehen wolle. Er sei arm, sie wisse es, er könne ihr für ihre Zukunft nichts bieten als seinen ehrlichen

Willen und daher die Verantwortung für einen so heroischen Entschluß nicht übernehmen.

„Wenn du so sprichst, liebst du mich nicht!“ rief Essie empört.

„O Essie!“

„Dann keine Silbe mehr davon!“

Hydgrave, der sich trotz der Entrüstung, mit welcher ihn die junge Dame nunmehr behandelte, nicht zurückschrecken ließ, bat sie schließlich, ihren ablehnenden Bescheid wenigstens Taylor persönlich zu übermitteln.

„Damit er sich selber überzeugt,“ schloß er, „daß ich in seinen Diensten nicht lässig gewesen bin, denn ich bin ein langjähriger Beamter seines Hauses. Er wird morgen selbst vor Ihnen erscheinen, um Ihre endgültige Antwort in Empfang zu nehmen. Tun Sie es mir zuliebe, ihn zu empfangen.“

„Er könnte sich die Mühe sparen,“ lachte Essie. „Aber empfangen will ich ihn. Er soll die gebührende Antwort erhalten.“

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Vormittag betrat Hydgrave in Begleitung Andrews das Zimmer Essies.

„Sie wünschen?“ fragte ihn Essie kurz.

„Sie haben versprochen, Taylor persönlich Ihre definitive Entscheidung oder vielmehr Ihren bestimmten Entschluß, auf seine Hand zu verzichten, kundzugeben.“

„Gewiß. Wo haben Sie den Herrn?“

„Gestatten Sie, daß ich ihn vorstelle. Hier steht Mister Andrew Taylor!“

Essie starrte bestürzt ihren Bräutigam an.

Dieser aber faßte lächelnd ihre Hand und sagte: „Du willst mich also durchaus nicht haben, Essie?“

„Dich? — Du bist — Sie sind der Milliardär Taylor?“ sagte das junge Mädchen ganz verwirrt.

„Ich bin es — und habe mich von deiner Liebe und deinem hohen Sinn überzeugt. Aber du — wirst du den Milliardär ebenso lieben können wie den armen Studenten?“

Essies verlegene Augen begegneten seinem flehenden Blick. Da konnte sie nicht widerstehen, sie warf sich aufjauchzend in seine Arme.

„Milliardär oder Student!“ rief sie mit leuchtenden Augen. „Ich liebe nur den Menschen in dir! Und den liebe ich so innig, daß ich dich heiraten werde — trotzdem du Milliardär bist!“

Der Zürichsee.

Ein Landschaftsbild aus der Schweiz.

Von O. Vögelin.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Die Schweiz ist sehr reich an Seen, kleineren wie größeren; nicht weniger als fünfzehn davon haben einen Flächeninhalt von über 1000 Hektar. Und doch herrscht unter den bedeutendsten derselben eine Mannigfaltigkeit, daß keiner dem anderen ähnlich ist, daß jeder seine besondere Eigenart aufweist.

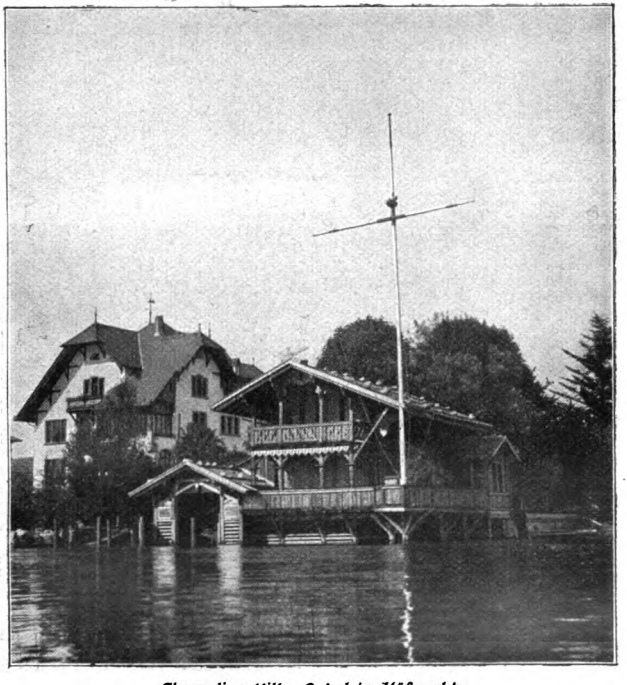
Eine hervorragende Stellung unter den schweizerischen Seen nimmt ohne Zweifel der Zürichsee ein. Eingebettet zwischen zwei etwa 700 Meter hohen Hügelketten, besitzt er zwar nicht die Romantik eines Vierwaldstättersees, nicht den intimen Reiz eines Thuner- oder Brienzersees, nicht die erhabene Größe eines Boden- oder Genfersees, nicht die Einsamkeit und Ruhe eines Wallensees, nicht die unendliche Weichheit der Ufer eines Luganersees, wohl aber die Anmut und Lieblichkeit einer Rheinlandschaft unterhalb Mainz. Schon Klopstock und Goethe waren entzückt vom Zürichsee, wenn sie ihre literarischen Freunde in Zürich und Stäfa besuchten. Voll Wonne und seliger Lust befuhren sie im leichten Kahn das blaue Wasser, sei es, daß sie am frischen Sommermorgen den See hinauf den Alpen entgegenruderten, die Brust

geschwellt von Reiselust, oder sei es, daß sie in lauer Sommernacht dem traulichen Lichterschein der Stadt zusteuerten, wenn im Westen die dunkle Silhouette des Ütliberges sanft vom dämmernden Abendhimmel sich abhob, und der Geist ungestört im weiten Reiche der Träume weben konnte. „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht auf die Fluren verstreut," so rang es sich aus dem Herzen Klopstocks, als er die Fahrt nach der idyllischen Au machte. Doch „schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt," so fuhr er fort. Denn was ist alle Natur ohne fühlende Wesen, ohne liebende Menschen? Wir bewundern die Pracht des Hochgebirges, aber wir möchten nicht oben wohnen, wir sind entzückt von manchem schönen Fleck Erde, aber sein Klima, die Unsicherheit des Aufenthaltes treiben uns wieder fort. Am Zürichsee aber, aus dem Natur und Menschen ein Paradies geschaffen, möchten wir ausrufen: „Hier ist gut sein, hier wollen wir Hütten bauen!"

Vierzehn Dörfer mit zusammen 47,000 Einwohnern umrahmen seine Fläche; dazu kommt am einen Ende das Städtchen Rapperswil, am anderen die Großstadt Zürich. Auch ohne diese beträgt die Bevölkerungsdichtigkeit der Seegemeinden 331 Köpfe auf den Quadratkilometer, eine Zahl, die nur von wenigen Gegenden der Welt übertroffen wird. Tatsächlich reiht sich von Zürich aus an beiden Ufern wohl 7 Kilometer weit sozusagen Haus an Haus. Eine breite, ebene Straße führt rings um den See herum, auf der an schönen Sommersonntagen ein ungemein reges Leben herrscht.

Wir wollen nun einen kurzen Gang durch die Ufergemeinden machen. In Küßnacht, eine Stunde oberhalb Zürichs am rechten Ufer gelegen, befindet sich

das zürcherische Staatsseminar, in dem die Zöglinge in einem vierjährigen Kursus auf den Lehrerberuf vorbereitet werden. Hart am See hat sich der bekannte deutsche



Ehemalige Villa Bebel in Küßnacht.

Reichstagsabgeordnete Bebel eine Villa bauen lassen, die allerdings jetzt in anderen Besitz übergegangen ist.

Das gleich darauf folgende Erlenbach besitzt ein vegetarisches Sanatorium mit Licht-, Luft- und Sonnenbädern. In dem reizend am See gelegenen Landgut Schipf war Goethe bei seinem Freunde Escher ein gern gesehener Gast.

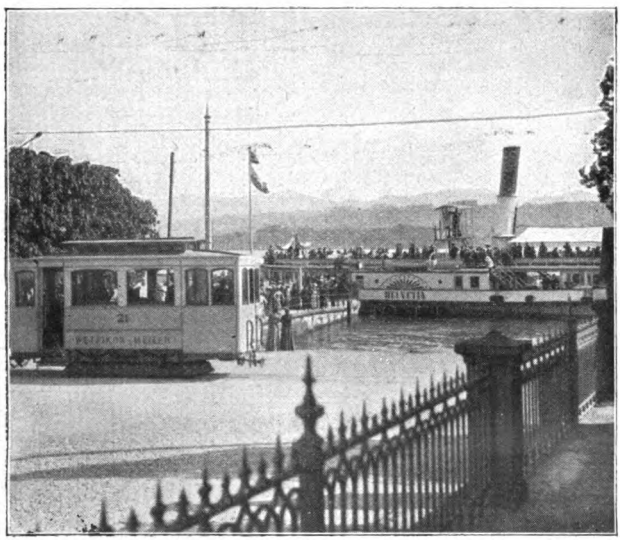
Mariafeld, eine halbe Stunde seeaufwärts, beherbergte in den Fünfzigerjahren Richard Wagner, der bei der Familie des kunstsinnigen Doktor Wille und seiner schriftstellerisch tätigen Gemahlin in einer Zeit

Landgut Schipf bei Erlenbach.

seelischer Niedergedrücktheit freundliche Aufnahme fand, ebenso wie der deutsche Freiheitsdichter Georg Herwegh.*)

*) In einem alten Patrizierhause, dem „Seehof" in Meilen, weilte einige Zeit Konrad Ferdinand Meyer, und unter dem mächtigen Kastanienbaum am See hat er seinen Jürg Jenatsch gedichtet.

Mitten aus einer weinbautreibenden Gegend heraus erhält die Sache der Abstinenz wirksame Unterstützung, indem in dem nun folgenden Meilen die Fabrik zur Herstellung alkoholfreier Trauben- und Obstweine jährlich über eine Million Flaschen des erfrischenden



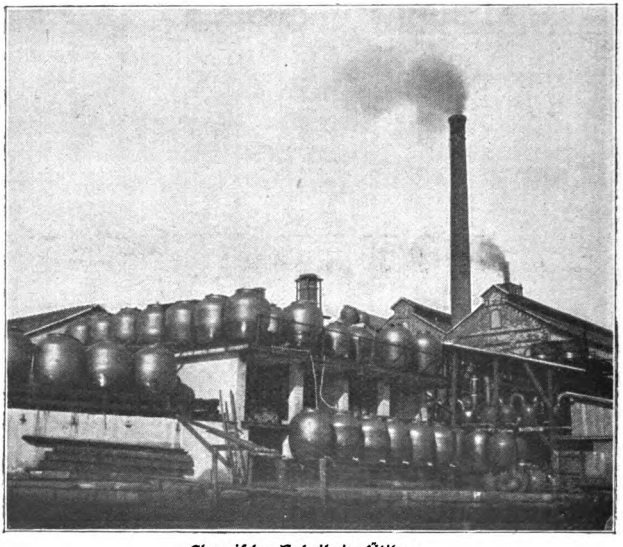
Am Dampfschiffsteg in Meilen.

Getränkes auf den Markt wirft; die Gesellschaft besitzt nun auch eine Zweigfabrik in Worms am Rhein. Eine Stelle von höchster kulturgeschichtlicher Wichtigkeit ist die „Rohrhab" bei Meilen, indem hier im Winter 1853 die ersten Spuren von Pfahlbauten gefunden wurden.

Eine große chemische Fabrik in Utikon sendet ihre Produkte, hauptsächlich künstlichen Dünger, in alle Welt hinaus. In Stäfa lesen wir an einer Gedenktafel, daß Goethe im Herbste des Jahres 1797 bei seinem

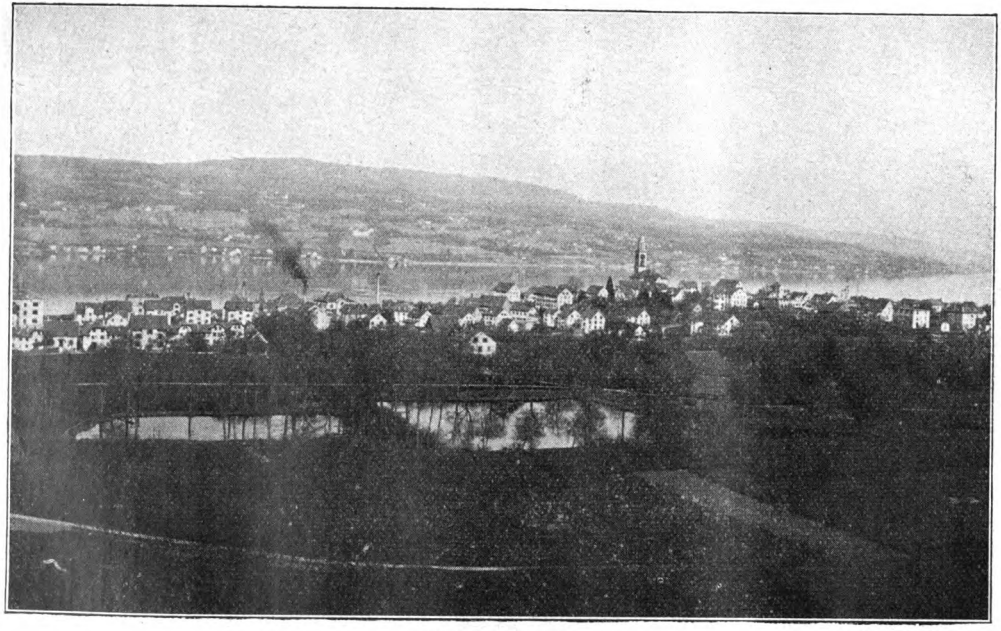
Freunde Meyer hier geweilt habe. Von da aus war es auch, daß er am 14. Oktober 1797 an Schiller zum erſten Male von der Idee ſchrieb, den „Wilhelm Tell“ epiſch zu behandeln.

Das Charakteriſtikum des rechten Seeufers iſt der



Chemiſche Fabrik in Ütikon.

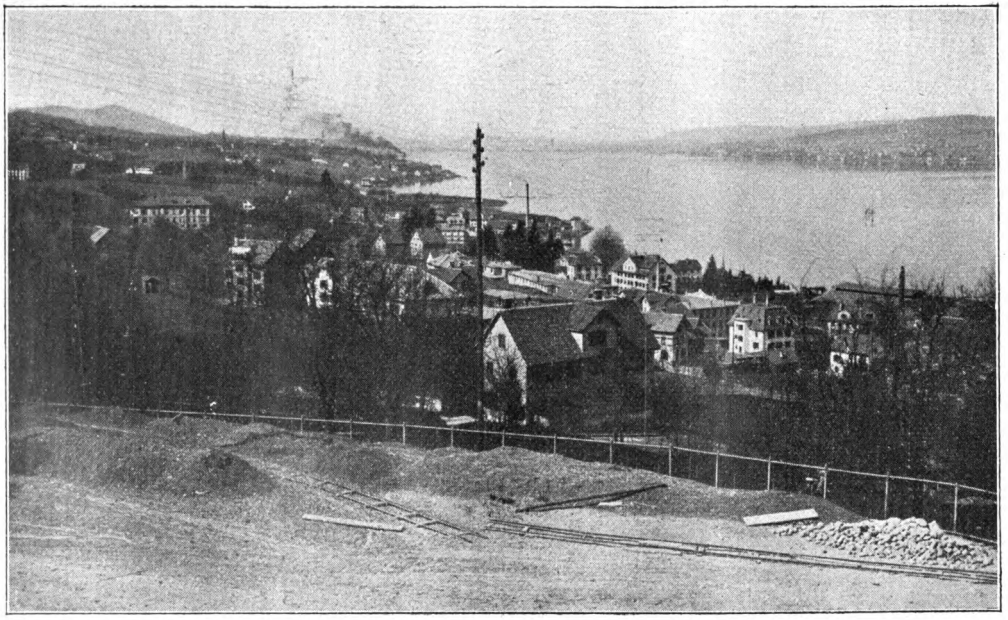
Weinbau; von Rapperswil bis gegen Zürich hinunter zieht ſich ein ununterbrochener Rebberg. Das Hauptgewächs iſt weißer Wein. Vom „Meilener“ ſagt ein alter Chroniſt: „Ich halte davor, daß um den gantzen Zürich-See herum, in keiner Pfarr, mehrere Weinräben zu finden als aber in diſer und wachſet daſelbſt der edelſte und beſte weiße Wein, ſo vaſt einen Guſt haben ſolle, wie der Ungarrſche Tokayer Wein, lauth eines Ungarrſchen Herren ſelbs eigner Bekanntnus.“



Blick auf Thalwil.

Im Gegensatz zum rechten Ufer finden wir am linken den Obstbau vertreten; Tausende von Apfel-, Birn-, Kirsch-, Zwetschgen- und Nußbäumen bedecken die Abhänge der Hügelkette, und wenn im Frühlinge die Bäume ihren Blütenschmuck angelegt haben, möchte „das Herz zerspringen vor lauter Lust". Ganz am rechten Ort befindet sich deshalb auch die schweizerische Obst- und Weinbauschule in Wädenswil. Dies ist mit 7585 Einwohnern die größte Gemeinde am Zürichsee. Viel stärker als am rechten ist die Industrie am linken Ufer vertreten. Ein typisches Beispiel für eine industrielle Gemeinde bildet Thalwil, der Hauptsitz für die Seidenfabrikation. Dieses Dorf zählte im Jahre 1850 nur 1889 Einwohner, heute aber über 6800. Sehr industriell ist auch Horgen mit 6883 Einwohnern. In Kilchberg, nahe bei Zürich gelegen, wohnte Konrad Ferdinand Meyer, und im Nidelbad hielt sich im Sommer 1874 der Komponist Brahms auf. Richterswil, an einer herrlichen Bucht gelegen, war in früheren Jahren der Hafenplatz der zahlreichen Pilger, die aus Süddeutschland und dem Elsaß nach dem weltberühmten Einsiedeln wallfahrteten. Heute benützt der Pilger die modernen Verkehrsmittel, die ihn in kürzester Zeit in den hochgelegenen Wallfahrtsort bringen.

Am oberen Ende des Sees liegt das Städtchen Rapperswil. Wie eine Sage aus dem Mittelalter, so mutet es uns an mit seinen altersgrauen Mauern und Türmen, mit seinem lindenbeschatteten Burghügel, an dessen Hang sich munter Hirsch und Reh tummeln. Doch keines Ritters Wurfgeschoß erreicht die zierlichen Tiere; sorgsam werden sie gehegt und gepflegt von dem rührigen Verkehrs- und Verschönerungsverein Rapperswil.

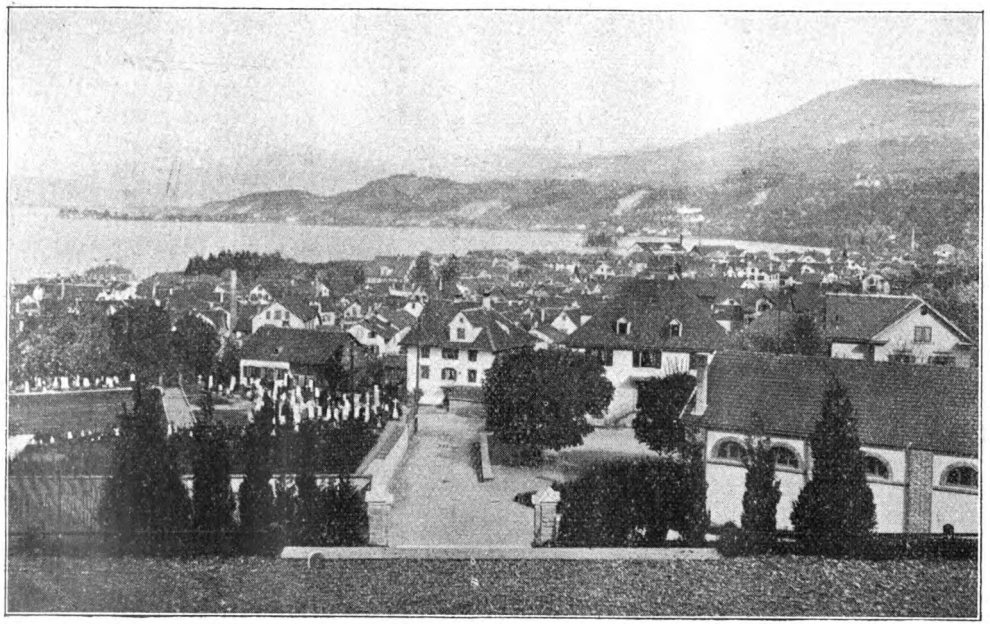


Der untere Teil des Zürichsees bei Horgen.

Das Schloß Rapperswil birgt das Polenmuseum; stolz erhebt sich im Schloßhof das Polendenkmal, in dessen einer Nische das Herz des polnischen Nationalhelden Kosziusko ruht. Recht sehenswert ist das Museum, in dem alles zusammengetragen ist, was den Polen lieb und wert ist. Über zehntausend Bände zählt allein die Bibliothek.

Zwischen Rapperswil und der gegenüberliegenden Landzunge von Hurden ist der See so wenig tief, daß schon im Jahre 1358 Herzog Rudolf IV. von Österreich eine hölzerne Brücke darüber erbauen ließ. An ihre Stelle trat im Jahre 1878 ein 800 Meter langer und 11 Meter breiter Damm mit Eisenbahn, Fahrstraße und Trottoir. Das Juwel im glänzenden Ring des Zürichsees ist unstreitig die Insel Ufenau, dem Benediktinerstift Einsiedeln gehörend. Hier verlebte Ulrich v. Hutten seine letzten Tage, nachdem ihm sein Freund, der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli, dieses Eiland als letzte Zufluchtsstätte seines unsteten Lebens angewiesen hatte. K. F. Meyers herrliches Gedicht „Huttens letzte Tage" hat die Ufenau mit dem Zauber der Poesie geschmückt. Kein Besucher des Zürichsees wird es unterlassen, seinen Fuß auf diese klassische Stätte zu setzen, Maler und Dichter werden gleicherweise Motive finden, die sie künstlerisch verwerten können. Ein Abend auf der Ufenau wird jedem Naturfreund unvergeßlich bleiben. Die poesievolle Stimmung, die ihn umfangen hält, wenn leise die vom Abendgold überschütteten Wellen am Ufer verlaufen, entrückt ihn dem kummervollen Erdenleben, und ist Balsam für sein Herz. — —

Es ist Sonntagnachmittag. Stolze Dampfer befahren den blauen See. Festlich geputzte Menschen bewegen sich freudig auf den Schiffen. In der Nähe



Richterswil.

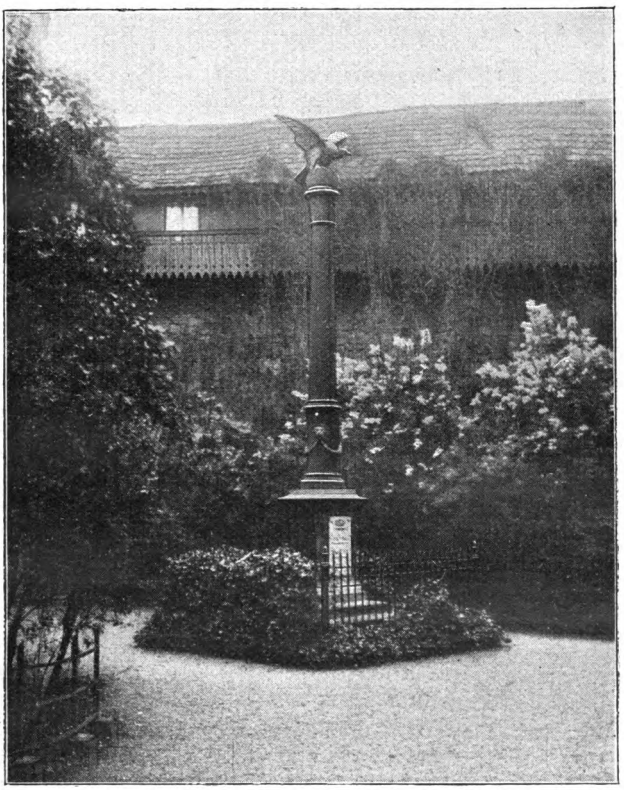
der Dörfer werden dieſe von hübſchen Ruderbooten umſchwärmt, die ſich ein Vergnügen daraus machen, von den Wellen, die das Schiff erzeugt, geſchaukelt zu werden, oder badende Knaben ſchwimmen auf das Fahrzeug zu. In der Ferne tauchen weißſchimmernde

Rapperswil, vom Damm aus geſehen.

Segelboote auf, „Seeklübler“ ſchießen in ihren ſchmalen Boten an uns vorüber. Aber auch die breiten, ſchwer beladenen Laſtſchiffe ruhen nicht im ſicheren Hafen; ob Sonntag oder Werktag — das iſt dem rauhen Schiffsvolk gleich; heute weht ein günſtiger Wind, der muß benützt werden.

Seitdem an beiden Ufern entlang die Schienenſtränge führen, hat die Schiffahrt freilich abgenommen, nicht zum Schaden für den Fremdenverkehr; denn da

kein Gütertransport mehr stattfindet, ist der Aufenthalt auf den Schiffen viel angenehmer geworden, und die Fahrzeiten sind abgekürzt. So bietet sich dem Fremden



Das Polendenkmal im Schloßhof zu Rapperswil.

die schönste Gelegenheit, den Zürichsee nach allen Richtungen hin rasch und bequem zu befahren und seine Reize zu erforschen; die Dampfbootgesellschaft, die ihren

Sitz in Zürich hat, tut ihr möglichstes, um dem Fremden den Aufenthalt auf ihren Schiffen, von denen viele Restauration an Bord haben, so angenehm als möglich zu machen, und auch das Schiffspersonal ist höflich und zuvorkommend. Empfehlenswert ist der Kurs, der im Sommer täglich zwischen zwei und drei Uhr Zürich verläßt und mit Anhalten an allen größeren Ortschaften bis nach Rapperswil fährt.

Beliebte Ausflugsziele sind außer den Dörfern die schon genannte Insel Ufenau und die viel näher an Zürich liegende Halbinsel Au. Ihre poetische Verklärung erhielt sie durch den Besuch Klopstocks. Inmitten einer üppigen Vegetation, beschattet von zahmen Kastanienbäumen, erhebt sich das gastliche Wirtshaus mit seiner weitschauenden Terrasse. In Meilen finden wir sogar einen Feigenbaum, der im Freien überwintert. Die mittlere Jahrestemperatur der Ufer beträgt 9 Grad Celsius, und die jährliche Niederschlagsmenge 1000 Millimeter.

Zum Schutze der kostbaren Weinkulturen besteht am rechten Ufer seit fünf Jahren eine Wetterwehrgenossenschaft, welche über 58 Wetterwehrstationen verfügt. Jede ist mit einem zweiläufigen Geschütz versehen, dem ein großer Blechtrichter aufgesetzt ist. Wer zur Zeit eines Gewitters den Zürichsee befährt, kann sich billig fragen, ob Europas Friede gestört worden sei, denn er glaubt den Donner einer Riesenschlacht zu hören.

Eine Reihe von reizenden Aussichtspunkten ladet zum Besuche ein. Unter diesen sind besonders drei erwähnenswert: der Ütliberg (873 Meter) bei Zürich, der Pfannenstiel (800 Meter) bei Meilen und der Etzel (1100 Meter) bei Richterswil. Alle drei sind leicht zu besteigen und bieten eine hübsche Rundsicht dar, jeder wieder nach seiner Art. Auf dem Pfannenstiel befindet

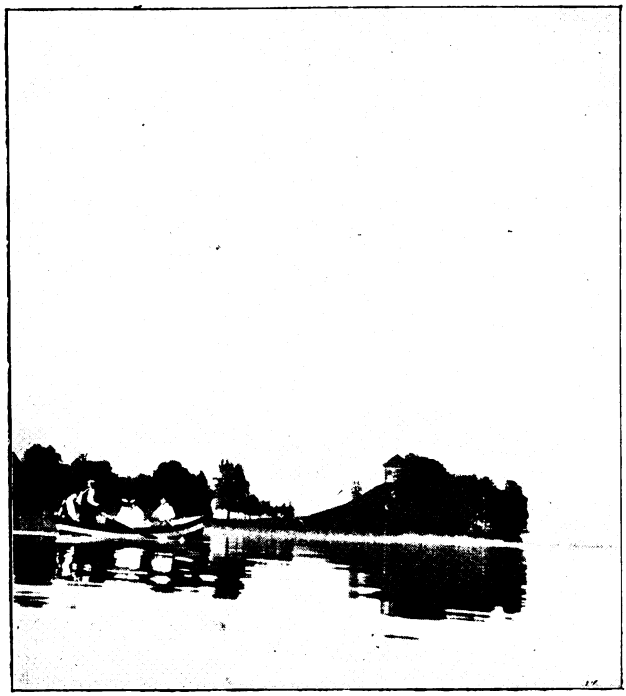
Schulhaus, Kirche und Schloß von Rapperswil.

sich an einem erratischen Block eine Bronzetafel, welche besagt, daß hier das Lieblingsplätzchen des berühmten Naturforschers und Zürcher Hochschulprofessors Lorenz Oken (1779—1851) gewesen sei. Heute wird der liebliche Punkt kurzweg „Okenshöhe" genannt. Von den tiefer gelegenen Ausflugsorten sei nur die Pension Belvoir ob Rüschlikon erwähnt. Wer auf der prächtigen Terrasse des Hotels steht, glaubt auf das Häusergewirr einer Weltstadt zu blicken, die sich um das Ende eines Sees herumzieht. Dabei ist dieser Punkt über eine Stunde von Zürich entfernt, dessen Häusermeer am Abhange des Zürichberges grüßend herüberblinkt — das Gegenstück zu der Insel Ufenau und doch auch wieder nicht, denn auch hier oben, im Angesichte des Getriebes der Welt, der rauchenden Fabrikschlote, der pustenden Eisenbahnen, der eng zusammengedrängten menschlichen Wohnungen herrscht Ruhe. Gleich hinter der Pension breitet sich eine einsame Hochfläche mit Moorboden und tiefem Waldesschatten aus — ein Kontrast von Leben und Einsamkeit, wie er nicht leicht wieder zu finden ist.

Wir wollen den Zürichsee nicht verlassen, ohne ihn auch bei Nacht gesehen zu haben. Wer alsdann von Meilen nach Zürich fährt, glaubt, ein Stück des funkelnden Sternenhimmels habe sich auf das Ufer gelegt. Hunderte von leuchtenden Punkten in wechselvoller Anordnung fesseln unseren Blick. Es sind die Straßenlaternen der Ortschaften von Zürich bis nach Horgen, die eine ununterbrochene Illumination bilden, deren elektrische Lichter plötzlich aus dem Dämmer der Abendstunden aufflammen.

Unvergeßlich aber wird jedem Fremden eine nächtliche Fahrt am Abend des 1. August sein. An diesem Tage feiert der Schweizer das Andenken an die Grün-

dung des Schweizerbundes. Die Salondampfer „Helvetia“ und „Wädenswil“ machen an diesem Abend eine Rundfahrt mit Musikbegleitung. Rauschend durchfurcht der Kiel des Schiffes das dunkle Wasser; Glockenschläge



Die Insel Ufenau.

von einem nahen Kirchturm verkünden die neunte Stunde, und alsbald erklingen von allen Seiten die harmonischen Glockengeläute aller umliegenden Ortschaften. Freudenfeuer auf den höchsten Höhen verkündigen uns, daß auch dort patriotische Herzen schla-

gen. Lange Lichterreihen umsäumen die Hügelterrassen; rot und grün beleuchtet tauchen plötzlich Kirchen und Villen aus dem dunklen Grunde auf, da und dort steigt mächtig aufstrebend eine Fontäne in die Höhe, deren herniederrauschende Wassergarbe magisch in bengalischem Lichte leuchtet. Raketen steigen auf, Böllerschüsse ertönen, und tausendstimmige Hurrarufe begrüßen vom Ufer aus das vorbeifahrende Schiff, das den Salut ebenso mit Freudenschüssen und Feuerwerk erwidert. Mit bunten Lampions behangene Gondeln versetzen uns im Geiste nach Venedig.

Solche und ähnliche Bilder erfreuen uns bei jeder Ortschaft. Die ganze Veranstaltung erheischt wenig Vorbereitung und Kosten und macht doch in ihrer harmonischen Großartigkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf Herz und Gemüt.

Wir schließen unseren Aufsatz mit den Worten von Jakob Frei:

Ich bin in stiller Sommernacht
Den See entlang gegangen,
Wo mondlichtschimmernd angefacht
Die Wasser leis erklangen.
Und auf der feuchtbeglänzten Bahn
Glitt leichten Laufs ein Kahn hinan,
Aus dem ein milder Mädchensang
Bald fern, wie traumverloren klang:
Rufst du, mein Vaterland —

Heroische Liebe.

Eine Backfischgeschichte. Von Gertrud Breyda.

▽ ▽ (Nachdruck verboten.)

Grete war verliebt.

Nicht, als ob ihr das zum ersten Male passiert wäre — o nein! Grete war sechzehn Jahre alt und Schülerin einer ersten Klasse für höhere Töchter, da hat man seine Erfahrungen.

Bis jetzt waren diese aber immer beschämend harmloser Natur gewesen, so „niederträchtig zahm", wie Gretes Freundin Alma meinte, daß man durchaus Schritte tun mußte, um seinen Ruf als „Mädel, das was weg hat", zu retten.

Das erste Mal war's der Lehrling drüben in der Apotheke gewesen. Zwei Jahre waren seitdem vergangen, und Grete zuckte mitleidig-verächtlich die Achseln, wenn sie an die kurzen Kleidchen dachte, in welchen die unerbittliche Mama sie damals noch einhergehen ließ, diese kompromittierenden Hängerkleidchen, und überhaupt das ganze kindliche Aussehen, das ihr so manchen verzweifelten Seufzer erpreßt hatte.

Nun — — ihm hatte sie freilich doch mächtig gefallen! Wenn sie langsam, ganz langsam auf dem Schulwege an der Apotheke vorüberkam, einen „zündenden" Blick hinter die Spiegelscheiben warf und einen nicht minder feurigen aus zwei dunklen Augen dafür in Empfang nahm — o, das waren selige Augenblicke!

Für ihren damaligen unreifen Standpunkt — ver-

steht sich! Heute hätte sie einem so harmlosen Abenteuer keinen Geschmack mehr abgewinnen können.

Und wenn dann manchmal auf dem Heimwege der schlanke, schwarzlockige Jüngling heraustrat, sie mit einer eleganten Verbeugung begrüßte und ihr mit ebenso gewählten wie innigen Worten ein Päckchen Schokolade oder eine kleine Tüte Honigbonbons überreichte — als Neffe des Apothekers durfte er sich das erlauben —, da kam sie sich wie eine junge Königin vor, die huldvoll die Gabe eines ihr auf Tod und Leben ergebenen Vasallen annimmt, was sie aber nicht hinderte, mit echt kindlichem Appetit die Süßigkeiten zu verzehren.

Alma hatte sie dann über das Unwürdige eines solchen Verhältnisses aufgeklärt. Der grüne Junge hatte schlecht gepflegte Fingernägel, ein durchaus unmännliches Wesen, sagte ihr nur Dinge, die sie „eventuell" jedem wiedererzählen konnte, und trug Krawatten, die ihm zu seinem Teint gar nicht standen.

„Was, den Menschen liebst du? Ich bin einfach starr!" rief die Freundin empört aus, als sie Grete eines Morgens zur Schule abholte, und beantwortete deren Erwiderung, es sei eigentlich mehr freundschaftliches Wohlwollen, mit einem strengen: „Hoffentlich denkst du auch so, wie du redest!"

Als Grete dann auf dem Rückwege wieder an der verfänglichen Stelle vorüberkam, tat sie es mit abgewandtem Gesicht und hoheitsvoll erhobenem Näschen, blieb auch fortan bei dieser Taktik, und die Sache war zu Ende.

Das zweite Mal — vor einem Jahre — war's Reinhold Schneider, ein Mitschüler von Gretes Bruder Artur. Der brachte ihn eines Nachmittags mit in den Garten, wo sie nach vorangegangenem Meinungsaustausch einen deutschen Aufsatz verfaßten, welcher Meinungsaus-

tausch ihnen übrigens schlecht bekommen sollte; der Ordinarius der Prima liebte so etwas nicht und merkte es sofort. Grete trat damals mit dem Vesperbrot an den Gartentisch, streifte Reinholds noch ein wenig knabenhaftes, aber ausdrucksvolles Gesicht mit einem raschen Kennerblick und fühlte mit untrüglicher Deutlichkeit, daß in diesem Augenblick ein Pfeil aus Amors Köcher ihr Herz traf. Dem Primaner ging es ganz ebenso, wie er Grete später erzählte. Warum auch nicht? Sie sah nun schon bedeutend imposanter aus, die Kleider waren länger, und an Stelle der Hänger waren Matrosenblusen getreten. „Einiges läßt ja meine Erscheinung noch zu wünschen übrig," gestand sie sich vor dem Spiegel, „aber ich kann ohne Überhebung sagen, daß ich doch ziemlich erwachsen aussehe." —

Nun folgte eine schöne Zeit mit heimlich ausgetauschten Händedrücken und pathetischen Liebesworten — Küsse wagten sie beide nicht. Artur, der für solche Sachen keinen Sinn hatte, tat, als ob er nichts merkte, was ja schließlich sehr nett von ihm war; dann plötzlich — auch aus entwölkter Höhe kann der zündende Blitz herniederfahren — erklärte er eines Tages, Reinhold sei ein ungefälliger Kerl, ein „Verräter", der ihm in der Klasse Unannehmlichkeiten bereitet habe und mit dem er nichts mehr zu tun haben möge. Das Schwesterlein nahm leidenschaftlich für den Angegriffenen Partei, was den erzürnten Jüngling noch mehr aufbrachte, bis er schließlich drohend bemerkte, er wisse überhaupt „den ganzen Kitt" und werde Papa alles sagen, wenn Grete nicht sofort Schluß mache. Da hatte diese erschreckt geschwiegen, denn mit dem strengen Papa war nicht zu spaßen, und so war auch dieser Liebestraum ausgeträumt. —

An diese Episoden in ihrem an Romantik leider so

armen Backfischleben dachte die blonde Grete, während sie vor dem aufgeschlagenen Übersetzungsheft saß und träumerisch an ihrem Federhalter kaute. Das war ja alles nur Kinderspiel gewesen, eine Art Parodie auf die süßesten Regungen eines jungfräulichen Herzens, von dessen ganzer Empfindungsfähigkeit sie erst jetzt einen Begriff bekommen hatte. Aber diesmal war es Ernst — heiliger Ernst — heroischer Ernst!

Denn Gretes jetzige Liebe war eine heroische Liebe.

„Ich kann nicht Fürstendiener sein!" Wie die feurig-männlichen Töne seines himmlischen Organs ihr noch im Ohr klangen, wie heroisch, wirklich heroisch er dem düsteren, menschenfeindlichen König Philipp, dem alten Ekel, gegenüberstand, während er das sagte! Ja, das Theater war wirklich ein Bildungsmittel, der Herr Direktor hatte ganz recht, und Schiller war ein großer Dichter, das konnte ihm niemand absprechen. Zwar die Eschstruth war ihr immer viel ergreifender, viel spannender vorgekommen, aber seit der Don Carlos-Aufführung von gestern abend galt ihr Schiller ebensoviel.

„Nun, Grete? Noch immer nicht fertig?" fragte in diesem Augenblick die Stimme der Mutter.

Das junge Mädchen seufzte. „Ach, heute bekomme ich es doch nicht mehr 'raus," sagte sie mißvergnügt; „ich bin so abgespannt."

Im Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, wurde ein höhnisches Räuspern laut. „Abgespannt! Ich möchte wissen, wovon!" brummte Artur sehr hörbar. „Wenn du jetzt herumflanieren solltest, dazu wärst du wohl nicht zu abgespannt."

„Darf ich ein bißchen spazieren gehen, Mama?" fragte die Kleine einschmeichelnd. „Ich könnte ja gleich alles zum Abendbrot mitbringen," fügte sie diplomatisch hinzu, als sie das mütterliche Antlitz sich verdüstern sah.

„Meinetwegen — vielleicht kommst du besser gelaunt zurück. Ein so trübseliges Gesicht liebe ich gar nicht an einem jungen Mädchen," war die Antwort.

Grete trug mit einem Seufzer der Erleichterung die Bücher fort und griff nach Hut und Handschuhen. Draußen überlegte sie einen Augenblick. Ob sie Alma abholte? Die schlug zwar in letzter Zeit manchmal einen empörend besserwissenden Ton an, tat sehr blasiert und wählte als Einleitung für ihre Sätze gern die Worte: „Wenn man die Menschen kennt und das Leben hinter sich hat," aber immerhin war sie ein interessantes Mädchen, und merkwürdigerweise erlebte man fast immer etwas, wenn man mit ihr ausging.

Grete ging also bis zu Almas Haus, ließ den bekannten Signalpfiff ertönen, und bald gingen die Freundinnen die Straße entlang.

„Bummeln?" fragte Alma kurz.

„Nein, Besorgungen," erwiderte Grete, was einen schnell vorübergehenden Schatten auf Almas Zügen hervorzauberte, aber „besser als nichts", entschied sie dann mit philosophischer Fassung.

„Alma," sagte Grete plötzlich und drückte den Arm der Freundin, „ich muß dir etwas sagen."

„Na?"

„Ich liebe! Aber so, wie noch nie!"

„Ach, das denkt man immer," sagte Alma mit absprechender Handbewegung. „Du bist so leicht verliebt und hast dazu noch einen so mäßigen Geschmack. Zuerst der Apothekenfritze, dann der Schuljunge! Wer ist es denn diesmal?"

„Es ist unedel von dir, mir meine jugendlichen Übereilungen vorzuhalten!" flammte Grete empört auf. „Dergleichen ist doch heute ein überwundener Standpunkt für mich, und wenn du von Liebe wirklich was

Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.

verstehst, mußt du merken, daß es sich diesmal um Ernstes handelt."

Der blasierte Ausdruck, auf den Alma sich so viel einbildete, verschwand plötzlich und machte einem neugierigen Lächeln Platz. „Also sag doch, Grete!"

Die Kleine zögerte geheimnisvoll. Dann stieß sie mit plötzlichem Entschlusse hervor: „Norbert Sonnenfels!" und blickte ihre Freundin von der Seite an, um den Effekt ihrer Mitteilung zu beobachten.

Triumph! Alma, die Unfehlbare, sah aus, als ob sie, die kleine Grete, ihr endlich einmal imponiert hätte. Warum überhaupt, dachte diese in einer plötzlichen kühnen Anwandlung von Oppositionslust, ließ sie sich denn immer von der anderen, wenn auch älteren, einschüchtern? War das nicht eher ein Beweis dafür, daß es mit Almas geistigem Übergewicht doch nicht so weit her war, in Anbetracht der unleugbaren Tatsache, daß die beiden trotz des Altersunterschiedes Klassengefährtinnen waren? Na also!

„Norbert Sonnenfels — das läßt sich hören!" bemerkte Alma anerkennend. „Das ist doch mal was anderes als die kindischen Schwärmereien. Wie bist du denn auf diese Idee gekommen?"

Grete lächelte mitleidig. „Ich selbst bin nicht auf die Idee gekommen! Es ist ganz wuchtig über mich gekommen! Gestern abend im Theater. Ach, du hättest nur sehen sollen, wie süß, wie hinreißend er als Marquis Posa aussah! Zum Fressen himmlisch! Und ich gebe dir mein Wort, daß ich Mittel und Wege finden werde, ihn zu sprechen."

„Du, laß das lieber bleiben!" meinte die Gefährtin weise. „Erstens ist so was immer gewagt und kann 'rauskommen und —"

„Ich habe mir aber vorgenommen, für meine Liebe

keine Gefahr zu scheuen. Ich will auch gar nichts anderes, als ihn sehen und sprechen. Das kann doch kein großes Wagnis sein? Na, und zweitens?"

„Zweitens möchte ich wetten, daß du schauderhaft enttäuscht bist, wenn du ihn außerhalb der Bühne siehst. Bei Schauspielern ist es immer so, verlaß dich drauf!"

„Woher weißt du denn das?" fragte die Kleine beleidigt. „Immer beteuerst du, daß du noch nie verliebt warst, was ja auch wahr sein mag; denn darin bist du kalt wie eine Hundeschnauze. Aber alle in unserer Klasse sagen, daß ich etwas von Liebe verstehe, und das will ich dir auch beweisen."

Die andere zog es vor, gar nicht zu antworten, und die beiden Mädchen gingen schweigend nebeneinander her, für die Vorübergehenden ein Bild lieblicher Eintracht, im Herzen jedoch den bösen Geist der Zwietracht bergend. Alma ärgerte sich darüber, daß Grete anfing, sich gegen ihre bis dahin anerkannte Autorität aufzulehnen, und Grete fühlte sich durch ihre Liebe zu einem Helden auf einmal weit über die Gefährtin hinausgehoben.

Zum Glück meldete sich rechtzeitig der Gedanke an die Prosa des Lebens, an Schweizerkäse, Butter und Wurst, die Grete einzukaufen hatte, und erstickte den Zank im Keime. Und nun hatte Alma, die kluge Alma, wirklich einen famosen Einfall, auf den ihre unpraktische Freundin nie gekommen wäre: sie bat den zierlich gescheitelten Kommis um das Adreßbuch, und unter Herzklopfen suchten die Backfische die Adresse des Herrlichsten von allen. Norbert Sonnenfels, Schauspieler, Bahnhofstraße 8, verkündigte das Adreßbuch. Almas Überlegenheit war wieder einmal glänzend bewiesen; nur war es nicht schön von ihr, daß sie die dankbare Anerkennung der Freundin mit den Worten: „Also wem

hast du es zu verdanken, daß du einen Schritt weiter gekommen bist?" geradezu herausforderte, was Grete auch nur mit rätselhaftem Murmeln beantwortete.

Als sie die Treppe zur väterlichen Wohnung hinaufstieg, hatte sie das dunkle Gefühl, als ob die Bande der Freundschaft, die sie nun schon mehrere Jahre mit Alma verbanden, sich ein wenig gelockert hätten. Schade war's ja, aber schließlich — was bedeutete es gegen das erhebende Bewußtsein, eine heroische Liebe im Herzen zu tragen, für welche man ein unerhört kühnes Wagnis zu unternehmen bereit war! Welcher Unterschied bestand nun noch zwischen Grete und Klärchen, dem anfangs so schüchternen Kinde, aus welchem die Liebe zu Egmont so rasch eine Heldin machte? Grete konnte absolut keinen Unterschied finden. Und hatte der Herr Doktor nicht erst gestern in der Lektürestunde Klärchen in begeisterten Worten bewundert? Hatte nicht die ganze erste Klasse dem Verhalten des Mädchens das Prädikat „hochgradiger Schneidigkeit" zuerkannt?

Grete hob selbstbewußt das blonde Köpfchen. Was Klärchen konnte, das konnte sie auch!

Schon die nächsten Minuten brachten ihr Gelegenheit, ihre neuerrungene Seelengröße zu beweisen. Mama schalt über ihr langes Ausbleiben, denn Papa und Artur warteten auf das Abendbrot; der gute Papa las zwar geduldig die Zeitung, aber der materiell gesinnte Bruder, der immer nur ans Essen dachte, gab sich nicht die geringste Mühe, seine mißvergnügte Ungeduld zu verbergen, und empfing den Backfisch mit der unzarten Frage: „Na, hast du dich endlich mit deiner Alma ausgequatscht?" Er liebte Alma keineswegs, ihre „affektierte Weisheitsmiene" war ihm ein Dorn im Auge.

Zum Unglück erwies sich der Käse als minderwertig;

Grete hatte in ihrer weltentrückten Stimmung gar nicht darauf geachtet, was für ein Stück ihr der Geſcheitelte gab, und ſo hatte es denn nach Arturs vernichtendem Ausſpruche die Form eines „gleichſchenkeligen Dreiecks mit dicken Rinden als Katheten“. Gretes entrüſteten Proteſt ſchlug der Jüngling mit den Worten „Geometrie wenig genügend“ ebenſo erfolgreich wie lakoniſch nieder, denn dieſer fatale Paſſus war aus der letzten Zenſur des Backfiſches leider nicht wegzuleugnen. Als ſie, verlegen und trotzig zugleich, die Augen niederſchlug, gewahrte ſie auf ihrer hübſchen roſa Bluſe einen großen Fettfleck, der ſein Daſein wahrſcheinlich der Tatſache verdankte, daß Grete die Butter allzu feſt an ihr heißes Herz gedrückt hatte. Wenn nur Mama ihn nicht bemerkte, ehe er mit Benzin herausgerieben war!

Ja, die Liebe, die Liebe!

Grete ſchlief nicht viel in dieſer Nacht. Sie, die es ſonſt zuverſichtlich mit jedem Murmeltier aufnehmen konnte, warf ſich unruhig hin und her und begriff zum erſten Male den von zahlreichen Lyrikern geäußerten Wunſch, das volle Herz den Sternen auszuſchütten. Daß es beim Wunſche blieb, dafür ſorgte das kräftige brüderliche Schnarchen, das warnend aus dem Nebenzimmer drang. Durch Arturs Schlafgemach führte der einzige Weg ins Freie, und Artur pflegte mehr geräuſchvoll als feſt zu ſchlafen. Außerdem hatte das Dienſtmädchen geſagt, daß in einer der letzten Nächte eine Maus an der Schwelle des Zimmers genagt hätte, und einer Begegnung mit dieſem Tiere fühlte ſich Grete nicht gewachſen.

„Lieber in einem Tigerkäfig übernachten als in

einem Zimmer, wo Mäuse sind," hatte sie schaudernd geäußert, was Artur zu der ironischen Frage veranlaßte: „Meinst du einen Tigerkäfig oder einen Käfig mit einem Tiger drin?" —

Aber auch diese Nacht ging, wie eben alle Nächte, vorüber; sie erreichte sogar ihr Ende, ohne daß Grete auf die brennende Frage: „Wie gelange ich zu ihm?" eine Antwort gefunden hätte. Als sie, blaß und überwacht aussehend, an den Frühstückstisch trat, sah der Vater sie prüfend an und fragte, ob ihr etwas fehle.

„Du siehst aus, als ob du eine unglückliche Liebe oder einen verdorbenen Magen hättest," bemerkte Artur.

Sein Schwesterlein erwiderte nicht unzutreffend: „Oder wie du nach deiner ersten Zigarre," so daß der Jüngling, von peinlichen Erinnerungen bestürmt, der „Kleinen" zum ersten Male die Antwort schuldig blieb. Zu dieser Genugtuung gesellte sich dann noch das vor dem Spiegel gewonnene erhebende Gefühl, „riesig interessant" auszusehen; einem verständnisvollen Blick konnte es unmöglich verborgen bleiben, daß Grete etwas „erlebt" hatte, wenn es auch vorläufig nur ein inneres Erlebnis war. Daß es jedoch in die Tat umgesetzt werden sollte, verstand sich bei einer heroischen Liebe von selbst. Amor würde sie schon erleuchten.

Dafür blieb aber heute seitens der weisen Pallas jede Erleuchtung aus. Grete blamierte sich im Laufe des Vormittags in der Schule mehrmals durch falsche Antworten oder verlegenes Schweigen, und einmal erregte sie sogar allgemeine Heiterkeit, als sie auf die Frage des Lehrers, wer bei Mollwitz siegte, zunächst den braven Pädagogen fassungslos anstarrte und dann träumerisch antwortete: „Marquis Posa." Ihren Spitznamen „Marquise" hatte sie damit glücklich weg, wie sie in der Pause erfahren mußte, und Almas gutgemeinte,

übrigens in diskretem Flüstertone gehaltene Randbemerkung: „Was erträgt man nicht um seiner Liebe willen!“ war ihr nur ein mäßiger Trost.

Überhaupt war es ihr jetzt gar nicht lieb, eine Mitwisserin ihres süßen Geheimnisses zu haben. Alma würde gewiß, wenn die Sache „zum Klappen kam“, dabei sein wollen, und so etwas verlor viel von seinem Reiz, wenn es sich unter mehr als vier Augen abspielte.

„Mit der Marquise ist es nicht ganz geheuer,“ flüsterten die Backfische untereinander, als Grete nicht wie sonst auf ihre Neckereien einging, sondern sich mit weltschmerzlichem Lächeln „in allen toten und lebenden Sprachen“ ausschwieg. Nicht einmal Alma, die Intima, im Klassenjargon wegen ihres kühlen Herzens das „Gletschermädel“ genannt, durfte sich rühmen, ihre Freundin zum Auftauen gebracht zu haben, und das ärgerte das Gletschermädel unaussprechlich oder vielmehr, es verletzte ihr Selbstgefühl aufs empfindlichste.

Als sie schließlich in gereiztem Tone sagte: „Wenn ich dir etwa lästig bin, kann ich ja gehen,“ und die zerstreute Antwort erhielt: „Wie du willst,“ stand sie zuerst sprachlos; dann aber, durch die spöttischen Blicke der Gefährtinnen inspiriert, raffte sie sich zu einer rednerischen Leistung auf, wie sie im Bereiche der ersten Klasse noch nicht vernommen worden war. Sie schlug die schönen dunklen Augen tragisch zum Himmel auf und sprach in düster-prophetischem Tone: „Mögest du niemals an dir die Wahrheit des Schillerschen Wortes erfahren: Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein!“ Sprach's und ließ die Undankbare stehen. Daß es Goethe und nicht Schiller war, der das gesagt hatte, fiel ihr erst nachträglich ein; Namen tun ja nichts zur Sache.

Für solche Äußerungen hatte unsere Heldin nur ein

müdes Lächeln. Sie selbst wußte am besten, warum sie heute so einsilbig unter den munteren Mädeln einherging: während sie sich alle, als ob Essen der Zweck des Daseins wäre, ihr Frühstück schmecken ließen, entstand in ihrer Seele die erste Strophe eines schwungvollen lyrischen Gedichtes, welches sie dann im Laufe des Vormittags unter dem Deckmantel eifrigen Nachschreibens fertig dichtete. Es fing mit der schmeichelhaften Versicherung an:

„Hoch über des Daseins öder Prosa
Lebst du mir im Herzen, himmlischer Posa,"

erwog dann die Möglichkeit, ob eine „zarte, weiche Mädchenseele" der Beachtung eines Helden würdig sei, und verstieg sich zu dem kühnen Vorschlage, mit der Verfasserin auf „ein seliges Eiland" zu entfliehen. —

Heute ging Grete zum ersten Male seit Jahren allein nach Hause, und obgleich sie logischerweise das Gletschermädel nicht hätte vermissen sollen, war es ihr doch ein unangenehmes Gefühl, sich das Gedicht, das sie ihr gar zu gern vordeklamiert hätte, verkneifen zu müssen. Aber auch dieses Opfer wollte sie ihrer Liebe bringen; zwischen Freundschaft und Liebe darf ein vernünftiger Mensch überhaupt nicht schwanken.

„Habt ihr schon Sonnenfels als Marquis Posa gesehen?" hörte sie hinter sich Paula Reimanns helle Stimme.

„Nein, aber nächste Woche gehe ich!" antwortete das Zwitscherstimmchen der kleinen Lilli, die in der Klasse neben Grete saß.

„Ach, das meine ich doch nicht! Photographiert meine ich!" rief Paula. „Bei Gebrüder Fiebig im Schaukasten hängt er. Er sieht famos aus."

„Das Papier ist geduldig," ließ sich jetzt Alma hören.

„Überhaupt, ich bitte euch, Kinder, ein Schauspieler! Gepudert, geschminkt, ausgestopft, Perücke —"

„Um Gottes willen, hör auf! Du bringst einen ja um alle Illusionen!" wehrte Lilli ab. „Aber das ist ja freilich wahr, daß Gebrüder Fiebig auf ihren Bildern furchtbar schmeicheln."

Grete durchfuhr es wie ein elektrischer Schlag. Das photographische Atelier von Gebrüder Fiebig befand sich so ziemlich am anderen Ende der Stadt; jetzt war es ein Uhr, und um halb zwei wurde gegessen. Wenn sie schnell, sehr schnell lief, konnte sie das Bild sehen und noch zur Zeit daheim sein. Also vorwärts! Sie drückte den Hut fester auf den Blondkopf, zog den Bücherriemen stramm und sauste davon.

Die Backfische, die sittsam, wie es die Ehre der ersten Klasse erheischte, einhergingen, blickten der Davonrasenden entsetzt nach. „Bei der Marquise rappelt es," sagte dann Paula, die zuerst die Sprache wiederfand.

Alma räusperte sich ironisch. „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß!" meinte sie mit vielsagendem Lächeln; aber dem neugierigen Drängen der beiden anderen setzte sie felsenfesten Widerstand entgegen. „Was mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden ist, das kriegt man mit keiner hydraulischen Presse aus mir 'raus," erklärte sie und errang sich damit die achtungsvolle Bewunderung ihrer Gefährtinnen. Ja, das Gletschermädel hatte etwas riesig Imposantes, das mußte man zugeben. —

Indessen rannte Grete einen kleinen Jungen über den Haufen und erntete von dessen offenbar „übelnehmisch" veranlagten Mama die Zurechtweisung: „Paß doch auf, du großes, langes Ding!" Das vertrauliche Du, das einer jungen Dame ihres Alters wahrlich nicht mehr zukam, berührte sie ziemlich unangenehm, wäh-

rend sie die Bezeichnung „großes, langes Ding" im Bewußtsein ihrer „tadellosen" Figur verschmerzen konnte; fatal aber war es, daß eine Schar Gassenbuben der also schmeichelhaft Angeredeten ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatte und sich nun johlend dem Dauerlauf anschloß.

Das ging der Marquise denn doch über den Spaß. Aber sollte sie umkehren? Drei Minuten vor dem Ziele? Nein und abermals nein! Das wäre ja fast so schimpflich wie Fahnenflucht gewesen, und wer einen Helden liebt, muß mehr als so lumpige Unannehmlichkeiten ertragen können.

Lumpige Unannehmlichkeiten? Ach, Grete wußte nicht, was ihr noch bevorstand. Kaum war das kühne Wort gedacht, da prallte der stürmische Backfisch recht unsanft mit einem jungen Manne zusammen, der sofort stützend den Arm um sie legte, um sie vor jähem Sturze zu bewahren.

„Habt ihr's gesehen? Geküßt haben sie sich!" kreischte das Gefolge frohlockend.

O, diese infame Lüge! Während Grete sich zornig nach den Bengeln umdrehte, zog der junge Mann artig den Hut und fragte teilnehmend: „Haben Sie sich weh getan, gnädiges Fräulein?"

Gütiger Himmel, diese Stimme kannte sie doch! Verstört blickte sie auf und gerade in Reinhold Schneiders entgeistertes Gesicht. Dem kam die Begegnung ebenso unerwartet. Was mußte er von ihr denken? O, diese Schande!

„Nein, ich danke," stieß sie tonlos hervor und setzte ihren Weg fort, jetzt aber in gemäßigtem Tempo, denn der Schreck war ihr gehörig in die Glieder gefahren. Und das hatte auch sein Gutes, denn nun wurde ihren Trabanten die Sache langweilig, und sie ließen von ihrem Opfer ab.

Endlich stand Grete am Ziele ihrer Sehnsucht. Ihr Herz klopfte hörbar vor wonniger Erregung, und vor ihren Augen hüpften und zuckten tausend rote Flämmchen, so daß sie einige Sekunden brauchte, um die Bilder im Schaukasten zu erkennen. Aha — dort! Gerade in der Mitte als Pracht- und Zugstück, was ja eigentlich selbstverständlich war. Gebannt in seliger Verzückung blickte die Kleine ihr Idol an. Ja, das war seine hohe, prachtvoll gewölbte Stirn, hinter welcher niemals ein alltäglicher Gedanke wohnen konnte wie hinter irgend einer Kaffernstirn, womit die Stirnen sämtlicher übrigen Erdenbewohner gemeint waren; das waren seine „ambrosischen" Locken, die er mit unnachahmlicher Bewegung zurückzuschütteln verstand; das waren seine himmlischen Augen, die gleichzeitig „zum Verlieben feuergefährlich" und „zum Heulen schwermütig" blicken konnten; das waren seine herb geschlossenen Lippen, aus denen, wenn er sie öffnete, süßer Wohllaut hervorströmte.

Schade, daß Grete die Zeit fehlte, sich richtig satt zu sehen, denn es mußte schon ziemlich spät geworden sein. Wenn sie sich jetzt gewaltsam losriß, blieb ein Stück Herz hängen — schauerlich-schmerzlicher Gedanke! Ach, wenn sie doch das Bild mitnehmen könnte! Was es wohl kosten mochte? Diese elegant ausgeführte Kabinettphotographie würde nicht billig sein; aber sie gab gern ihr Taschengeld bis auf den letzten Pfennig dafür hin und „darbte" dafür den Rest des Monats.

Im nächsten Augenblick stand sie schon im Empfangszimmer des Photographen und fragte errötend nach dem Preis des Bildes. Der bieder aussehende ältliche Herr lächelte so eigentümlich, als er dem Backfisch in das hübsche Gesichtchen sah, auf dem Verlegenheit und heroische Entschlossenheit um den Vorrang

stritten. Sollte er etwas ahnen? Es war in der Tat recht peinlich.

„Zwei Mark," lautete seine Auskunft.

Zwei Mark! Die Posaune des Jüngsten Gerichtes konnte dem ärgsten Bösewichte, dem verstocktesten Vatermörder und Brunnenvergifter nicht vernichtender in die Ohren klingen als der armen Grete dieser Bescheid. Nein, zwei Mark besaß sie nicht! Sie erhielt eine Mark fünfzig Pfennig monatlich Taschengeld, und heute, am Achtzehnten, waren schon neunzig Pfennig ausgegeben. Und wofür ausgegeben? Für Ansichtskarten und Bonbons. Sie ärgerte sich „schlagrührend", wenn sie daran dachte. Aber was war zu tun? Das beste war wohl, heroische Fassung zu bewahren, um einen ehrenvollen Rückzug anzutreten.

Ganz geknickt schlich sie die Treppe hinab, bis ihr plötzlich einfiel, daß sie alle Ursache hatte, sich zu beeilen.

Dunkelrot und atemlos erreichte sie endlich ihre Haustür, und in diesem Augenblick — o Schreck! — tat eine nahe Turmuhr drei Schläge. Es war also dreiviertel zwei. Unpünktlichkeit war dem Papa verhaßt — na, das konnte ein nettes Drama geben!

Unheilverkündendes Schweigen, nur vom Klappern der Teller unterbrochen, empfing sie im Eßzimmer. Sie ging mit gesenktem Blick an ihren Platz, zerrte in ratloser Bestürzung an der Serviette, rückte mit dem Stuhle, warf einen flehenden Blick auf die Mama — den Vater wagte sie gar nicht anzusehen — und stieß endlich hervor: „Bitte — ich — es ist sehr spät — aber ich kann nichts dafür —" dann brach sie in Tränen aus.

Nun fand Papa Worte. Und was für welche! In den schärfsten Ausdrücken rügte er die Unpünktlichkeit seiner Tochter, wobei er ihr in Aussicht stellte,

daß sie in Zukunft „wie ein kleines Kind“ durch das Dienstmädchen aus der Schule abgeholt werden sollte.

„Wo warst du überhaupt so lange?“ fragte er zuletzt.

Ein neuer Tränenstrom war Gretes Antwort.

„Na, laß nur das Weinen,“ mischte sich die Mutter ein, die offenbar ein menschliches Rühren fühlte, „und iß endlich deine Suppe! Wie sie schmecken wird, nachdem du sie so reichlich mit Salzwasser verdünnt hast, das ist deine Sache.“

Grete war froh, als die Mahlzeit vorüber war und sie ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte. Diese waren leider recht tragischer Natur. Eigentlich hatte sie sich in der letzten Viertelstunde schmachvoll benommen, „wie eine richtige Heulsuse“, stellte sie mit tiefer Beschämung fest. Wenn ihr Held das wüßte! O Gott! — Ach, wenn Grete das Bild nicht kaufen konnte, starb sie mit unfehlbarer Sicherheit am gebrochenen Herzen, so jung und schön! Woher aber sollte sie eine Mark vierzig nehmen? Eines solchen Kredits erfreute sich ja kaum die Firma Rothschild. Und bei dieser Vorstellung flossen ihre Tränen aufs neue.

„Zum Kuckuck, jetzt ist's aber genug!“ fuhr der Vater vom Sofa auf, wo er sein gewohntes Mittagschläfchen hielt. „Soll die Heulerei denn ewig dauern? So sag doch wenigstens, was dir fehlt!“

„Eine Mark vierzig,“ schluchzte Grete.

„Was?“ Er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Eine Mark vierzig,“ wiederholte das Töchterchen, und ihr Ton drückte den Gipfelpunkt menschlicher Verzweiflung aus. „Ich habe sechzig Pfennig, aber ich brauche noch eine Mark vierzig, sonst — kann — ich — nicht —“ sie hielt inne, vom Kummer überwältigt.

„Willst du mir nicht sagen, wozu du das Geld brauchst?“ fragte Papa in milderem Tone.

Doch diese nicht unberechtigte Erkundigung steigerte ihren Jammer derartig, daß der Vater, nervös geworden und des Schlafes bedürftig, auf die Antwort verzichtete und mit den Worten: „Hoffentlich gibst du es nicht für Dummheiten aus," die fragliche Summe auf den Tisch des Hauses niederlegte.

Der Kleinen stockte der Atem vor freudiger Überraschung. War denn ein solches Glück möglich? Ihr fielen Schillers Worte ein: „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit." Ob es dem Dichter wohl damals ähnlich wie ihr ergangen war?

„O du lieber, einziger Papa!" jauchzte sie, fiel dem Vater um den Hals und schmiegte ihre tränennasse Wange an seine Krawatte, wo als sichtbares Zeichen der Dankbarkeit eine feuchte Spur zurückblieb. Und als ob die klassischen Zitate in der Luft lägen, meinte er kopfschüttelnd: „Bei euch Mädchen geht das doch wirklich mit fabelhafter Geschwindigkeit: ‚Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt!' Nun laß mich aber schlafen." —

So schnell wie heute hatte Grete noch nie ihre Schularbeiten gemacht.

„Schon fertig?" fragte die Mutter mit ungläubigem Staunen, als Grete, die sonst stundenlang träumend vor ihren Büchern und Heften sitzen konnte, heute nach überraschend kurzer Zeit ihre Schulsachen wegräumte.

Das Töchterlein nickte. Ja, das war schnell gegangen. Sie hatte ihre guten Gründe dazu. Das Geld in ihrer Tasche schien nämlich von einer geheimnisvollen, magischen Kraft beseelt zu sein, welche es unwiderstehlich nach seinem Bestimmungsorte, der Geschäftskasse von Gebrüder Fiebig, hindrängte. Man sieht also, daß der Zug des Herzens, der bekanntlich

des Schicksals Stimme ist, sich auch auf leblose Gegenstände übertragen kann.

Zwanzig Minuten später war der Kauf abgeschlossen. Grete war rechtmäßige und überglückliche Besitzerin des heißersehnten Kleinodes. Hatte sie den Weg zum Photographen in fliegender Eile zurückgelegt, so nahm sie sich zum Rückwege um so mehr Zeit; nicht weniger als elfmal machte sie halt, um sich an dem Anblick seiner Züge zu berauschen. Leider mußte sie es meistens bei einem flüchtigen, wenn auch um so innigeren Blick bewenden lassen, denn man kann doch der profanen Menge kein Schauspiel geben, dazu war die Sache viel zu heilig. War der Ort jedoch gerade günstig, so trat sie in ein Haus, wo sie sich eine gründliche Besichtigung und einige feurige Küsse gestatten durfte, die übrigens nicht gerade zur Konservierung des Bildes beitrugen, wie sie bei der elften Station mit Betrübnis feststellte.

„Was machst du denn hier?" unterbrach eine wohlbekannte Stimme ihre Betrachtung.

„Ach, Alma!" rief Grete überrascht und ohne selbst recht zu wissen, ob ihre Überraschung angenehmer oder unangenehmer Natur war. „Was machst du denn hier?" umging sie die Antwort.

„Ich? Na, in diesem Hause wohnt doch mein Onkel," lächelte das Gletschermädel kühl, denn die zwischen ihr und Grete eingetretene Entfremdung, die sie im ersten Augenblick total vergessen hatte, tauchte in ihrem Gedächtnis auf. Und nun hatte sie, die sich sonst nie etwas vergab, ihre Beleidigerin zuerst angeredet — wie fatal!

Die Marquise blickte sie von der Seite an. Alma hatte sie zuerst angesprochen, das war unleugbar. Warum also sollte sie die Unversöhnliche spielen? Sie wollte auf den „unverkennbaren Annäherungsversuch"

freundlich eingehen; das war erstens edel und zweitens angenehm, denn es brannte ihr auf der Seele, der Gefährtin ihre neueste Errungenschaft zu zeigen.

„Sieh mal!" sagte sie nach einigem Zögern und hielt Alma das Bild hin.

„Donnerwachsstock — der Sonnenfels!" stieß diese hervor. „Hat er es dir gegeben? Ist ein Autogramm drauf?"

„Ein Autogramm? — Nein!" entgegnete Grete verblüfft.

„Warum hast du ihn denn nicht darum gebeten?"

„Ich war noch gar nicht bei ihm," versetzte die kleine Marquise in gleichsam entschuldigendem Tone. „Ich habe das Bild eben jetzt gekauft, denn daß er mir eines schenkt, kann ich doch nicht verlangen. Morgen um fünf Uhr, zur Besuchszeit, will ich hingehen und ihn um seine Unterschrift bitten." Sie sagte das so seelenruhig, als hätte dieser Plan schon längst fix und fertig vor ihr gelegen und wäre nicht erst in diesem Augenblick in ihrem Köpfchen entstanden.

Das Gletschermädel konnte ihr einige Worte der Anerkennung nicht versagen. „Übrigens begleite ich dich ein Stückchen," fügte sie hinzu; „ich sollte zwar zu Onkel Gustav gehen, aber ob ich den alten Oberzulu heute oder ein anderes Mal besuche, ist ja hochgradig schnuppe. Er hat so wie so immer etwas an mir auszusetzen." Man hätte denken können, der gute alte Onkel habe sich damit einer Majestätsbeleidigung schuldig gemacht, so entrüstet klangen diese Worte.

Darauf hätte Grete zwar etwas erwidern können; aber Schweigen ist Gold.

„Was wirst du denn morgen anziehen?" ging Alma sogleich auf einen der wichtigsten Punkte der Angelegenheit über.

„Ach, ich weiß noch nicht recht," meinte Grete zögernd. „Ich könnte ja mein weißes Batistkleid nehmen; hübsch ist es, aber es sieht so kindisch aus. ‚Sehr niedlich und jugendlich,' sagte die Schneiderin, als ich mit Mama zur Anprobe dort war. Jugendlich! Als ob es mir darum zu tun wäre! Ich hätte die öde Person auf der Stelle fordern können."

„Himmelsträubend!" pflichtete das Gletschermädel bei. „Die alte Vogelscheuche denkt wohl, weil sie den Puder und die Schminke pfundweise auf dem Gesicht herumschleppt, wollen andere auch um jeden Preis ‚jugendlich' aussehen!" Sie rümpfte verächtlich das Näschen. „Aber weil wir gerade von Puder und Schminke sprechen, Sonnenfels wird wohl auch —"

„Alma!" rief Grete empört und mit derartig erhobener Stimme, daß ein wohlbeleibter Herr, der vor ihnen her ging, entsetzt zusammenfuhr und vor Schreck seinen Spazierstock fallen ließ. „Wie kannst du mich nur so kränken!"

„Kränken? Nichts liegt mir ferner," versicherte die Freundin gemütlich und verständnislos. „Aber ich will dir was sagen: Wenn du dich am Nachmittag so fein machst, merkt deine Mutter den Kitt, und dann wird Essig draus. Überhaupt ist besondere Toilette gar nicht nötig. Aufgedonnerte Weiber bekommt Sonnenfels in seinem Berufsleben genug zu sehen. Du kannst ihm höchstens durch Einfachheit imponieren."

„Ich soll doch nicht etwa im Schulkleide hingehen?" fragte die Marquise, das Wort „Schulkleid" so verächtlich betonend, als mute man ihr zu, in Sträflingstracht durch die Stadt zu wandeln.

„Nein, so meine ich's natürlich nicht. Aber du ziehst zum Beispiel die rosa oder hellblaue Bluse an, die du so zum täglichen Ausgehen trägst. Damit die Sache

nicht auffällt, hole ich dich ab, und dann gehen wir zusammen hin."

Das also war des Pudels Kern! Alma wollte gern dabei sein. Daher die versöhnliche Stimmung, deren sie sich sonst absolut nicht rühmen konnte, daher ihre Bereitwilligkeit, den Besuch beim „Oberzulu" aufzugeben, der ihr jedesmal eine Mark einbrachte! Grete hatte ja gleich als ahnungsvoller Engel geargwohnt, daß etwas dahinter steckte.

„Na ja — meinetwegen," sagte sie in wenig verbindlichem Tone, den das Gletschermädel, kühl bis ans Herz hinan, einfach überhörte. Die Unterhaltung wollte auch nicht recht wieder in Fluß kommen, da die Stimmung einmal zerrissen war, und so trennte man sich bald.

„Es gibt keine selbstlose Freundschaft mehr," sagte sich Grete düster. „Und überhaupt: alles trügt! Alles außer der Liebe. Die ist das einzig Wahre. Na, morgen! Da werden wir ja sehen!"

In dieser Nacht hatte Grete einen seltsamen Traum. Marquis Posa hielt ihre Hefte in der Hand, blätterte darin und schüttelte bekümmert den Kopf. Dann fand er das Gedicht, las es und sagte: „Die Versfüße stimmen nicht. Und das Ganze ist ein grober Mißbrauch der Gedankenfreiheit. Sire, geben Sie vorläufig noch keine Gedankenfreiheit!" Damit ging er rechts, zweite Kulisse, ab, während König Philipp höhnisch lächelte und das gesamte Publikum nach der Parkettloge blickte, in der Grete saß. —

Verstört erwachte sie und schaute sich um. Sie hatte ein so merkwürdiges Gefühl, als ob ihr heute etwas Außergewöhnliches bevorstände. Ach ja, richtig, heute

war der große Tag, der ihr die Erfüllung ihres Herzenswunsches bringen sollte.

Merkwürdig, jetzt war es ihr auf einmal ganz lieb, daß ihr Alma durchaus ihre Begleitung „aufdrängen" wollte, wie sie gestern das Anerbieten ihrer Freundin recht wenig liebevoll kritisiert hatte. Zu zweien hat man doch gleich mehr Mut.

Ja, fehlte es ihr denn an Mut? Sie mußte sich gestehen, daß ihr heute bei weitem nicht so forsch wie gestern und vorgestern zu Mute war; aber der „richtige Schwung" würde sich im entscheidenden Augenblick schon wieder einfinden.

Dieser Vormittag dehnte sich geradezu ins Endlose. „So was habe ich noch nicht erlebt," dachte Grete verzweifelt und vergaß ganz, daß jeder Donnerstag ihr dasselbe unangenehme Erlebnis brachte, nämlich die gräßlichsten Fächer, die jemals einen Stundenplan verunziert haben. Englisch! Die Sprache des langweiligen Krämervolkes, der arroganten Plumpuddingfresser in den großkarierten Überziehern. — Rechnen! Eine berechnende Natur war sie nun einmal nicht, davor schützte sie ihr Idealismus. — Chemie! Eine anödend langstielige Sache und höchst lästig, wenn man wichtigere Gedanken im Kopfe hatte wie Grete augenblicklich. Dazu kam noch als unangenehme Begleiterscheinung, daß die kleine Märtyrerin bei dem bloßen Worte „Chemie" immer an ihre „Jugendeselei", die Sache mit dem Apothekenfritze, denken mußte. — Und zuletzt zwei Stunden Handarbeit! Stich um Stich nähen müssen, sich fortwährend „schuhriegeln" lassen, denn die Lehrerin hatte unsere Freundin unverkennbar auf dem Striche, und dabei auch noch ein ruhiges Gesicht machen, damit niemand etwas von dem qualvollen Seelenzustande der armen Grete ahnte. Ja, das brachte

gewiß keine andere fertig! Die Liebe hatte eben eine Heldin aus ihr gemacht.

Als die Schulglocke endlich verkündete, daß man die Widerwärtigkeiten des Vormittags wieder einmal hinter sich hatte, tauschte Grete mit Alma über die Köpfe ihrer Leidensgefährtinnen hinweg einen Verschwörerblick aus.

Die beiden gingen aber heute in so zahlreicher Gesellschaft nach Hause, daß jede vertrauliche Äußerung über die stürmischen Gefühle, die in ihnen tobten, ausgeschlossen war. Die von einem abgrundtiefen Blick und wahrhaft athletischen Händedruck begleiteten Worte: „Also um halb fünf!“ mit denen sie sich trennten, sprachen dafür ganze Bände. —

Und endlich, endlich schlug es halb fünf. Schon seit einer Stunde zum Ausgehen fertig, wurde Grete von einer nicht zu bemeisternden Unruhe hin und her gejagt. „Wie eine arme Seele im Fegfeuer,“ brummte übellaunig die alte Köchin, der Grete mehrfach in den Weg lief.

Ja, wenn durch diese hastigen Promenaden von einem zum anderen Stuben- oder Küchenfenster wenigstens Alma schneller herbeigeschafft worden wäre! Aber als ob sie ihre kühle Überlegenheit wieder einmal herausbeißen wollte, ließ sie ihre vor Ungeduld fast vergehende Freundin volle zehn Minuten über die bestimmte Zeit warten.

„Ich mußte Kindermädel spielen,“ warf sie mit philosophischem Achselzucken hin, als Grete, weißglühend vor Aufregung, sie in den Hausflur zerrte. „Na, zwicke mich doch nicht so!“ und gelassen machte sie sich von der umklammernden Hand der Freundin los.

„Ich bin halb tot,“ gestand diese mit zuckenden Lippen, „ach, und ich habe eine Ahnung — eine Ahnung, als ob noch etwas dazwischen kommen müßte!“

„Höre bloß auf zu unken!“ wehrte Alma ab. — „Fertig? Na, dann also los!“

Unten in der frischen Luft wurde Grete wieder forscher zu Mute, und als sie an der ersten Ecke waren, konnte sie kaum der Versuchung widerstehen, leise vor sich hin zu trällern, wie sie in besonders gehobener Stimmung zu tun pflegte.

Doch plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen. „O Gott, ich muß zurück!“ stieß sie schreckensbleich hervor.

„Bei dir ist's wohl nicht ganz geheuer?“ erkundigte sich Alma teilnehmend und tippte mit dem Zeigefinger gegen die Stirn.

„Das Bild — das Bild,“ jammerte die unglückliche Marquise, „das habe ich vergessen!“.

„Dann holen wir's eben,“ ermunterte Alma; „nur schnell, damit nicht noch mehr Zeit verloren geht.“

„Umkehren bringt Unglück,“ sagte Grete ganz gebrochen.

„Ach, Unsinn! Laufe voraus und hole es. Ich will langsam bis zu deinem Hause nachkommen.“

Grete gehorchte. Aber als sie dann wieder auf der Bildfläche erschien, war sie recht kleinlaut, kam nochmals auf ihre düsteren Ahnungen zurück und konnte sich beim besten Willen nicht zur gleichmäßigen Zuversicht der Freundin aufschwingen. „Du wirst sehen, es geht schief!“ Dabei blieb sie.

Sie bogen in die Bahnhofstraße ein, und das erste, was sie erblickten, war Onkel Gustavs wohlbeleibte Gestalt und sein von Menschenfreundlichkeit und Gesundheit strahlendes Vollmondgesicht.

„Alle guten Geister — der Oberzulu!“ stöhnte Alma entsetzt. „Schnell hinter die Anschlagsäule!“ und mit rascher Geistesgegenwart brachte sie sich und die Freundin in Sicherheit.

„Ach, ich hab's ja gewußt!" hauchte diese resigniert.

„Vielleicht geht er weiter und sieht uns nicht!" flüsterte das Gletschermädel hoffnungsvoll.

Doch in den Sternen stand es anders geschrieben. Onkel Gustav, der das ganze Jahr nicht ins Theater oder Konzert ging, schien unglücklicherweise gerade heute von einem brennenden Interesse für die schönen Künste erfaßt zu sein; er las sämtliche Plakate, wobei er rings um die Anschlagsäule wandelte und die ängstlich aneinandergeschmiegten Backfische entdeckte.

„Ei, sieh mal an!" schmunzelte er wohlwollend und streckte jedem der beiden Mädchen eine fleischige Hand entgegen. „Wohin denn, kleine Fräuleins?"

„Wir haben eine dringende Besorgung zu machen," sagte Alma, ihre Fassung rasch wiederfindend, während die grausam enttäuschte Grete noch immer den braven Onkel so entgeistert anstarrte, als ob sie nicht sein freundlich lächelndes Posaunenengelantlitz, sondern das Haupt der gräßlichen Meduse vor sich hätte.

„Eine dringende Besorgung?" wiederholte der Oberzulu mißtrauisch. „Dann verkriecht man sich doch nicht hinter Anschlagsäulen! Na, ich habe Zeit, und das Wetter ist schön; es wird mir ein Vergnügen sein, euch ein Stückchen zu begleiten."

Die Backfische erbebten.

„Das heißt — so sehr eilt es ja nicht," stotterte das Gletschermädel und zog im selben Augenblick mit einem schmerzlichen „Au!" den Arm zurück, in welchen ihre Freundin sie unsanft gekniffen hatte.

„Hör' mal, mein Kind, die Sache ist entschieden verdächtig," erklärte jetzt der Onkel mit der Amtsmiene eines Untersuchungsrichters. „Einen Augenblick werdet ihr eure ‚dringende Besorgung, die ja nicht eilt', wohl

noch aufschieben können. Wir wollen uns mal ein Weilchen auf die Bank dort setzen."

„Ich denke gar nicht dran!" unterbrach ihn Grete empört. Sie hatte sich urplötzlich darauf besonnen, daß ihre Liebe eine heroische Liebe war, und fühlte Löwenmut in ihrem Busen. „Mir haben Sie überhaupt nichts zu sagen, Sie sind nicht mein Onkel — und —"

„Nee, das bin ich Gott sei Dank nicht," entgegnete der gereizte Oberzulu mit ebenfalls erhobener Stimme, „und dazu können Sie sich gratulieren, Sie naseweises Ding! — Alma, du bleibst bei mir!"

„Dann gehe ich allein!" Die Marquise drehte sich kurz auf dem Absatze herum und sah gerade noch im Abgehen, wie der „unberufene Einmischling" sein Opfer zu der vorher bezeichneten Bank schleppte.

Dort war schon das Haus Nummer acht! Beim Anblick des Hauses hatte Grete eine ganz eigene Empfindung, als ob sie vor einem Wendepunkte ihres Lebens stände. Sie enthüllte nochmals das Bild, warf einen begeisterten Blick darauf und stieg dann mutig die Treppe empor.

In der ersten Etage wohnte er nicht. Schade — das hätte sie sehr vornehm gefunden. Aber, so sagte sie sich dann, ein edler Künstler gibt sein Geld lieber für ideale Zwecke als für Wohnungsmiete aus.

Auch im zweiten Stock noch keine Spur von ihm. Nanu? Noch höher konnte ein anständiger Mensch doch eigentlich nicht wohnen, darüber war sich die ganze erste Klasse einig.

Atemlos vom raschen Hinaufsteigen und heftigen Herzklopfen stand sie nun im dritten Stock vor einer Tür, deren mäßig saubere Scheiben von nicht mehr ganz weißen Gardinen verhüllt waren. „Norbert

Sonnenfels, Schauspieler," stand auf dem weißen Porzellanschildchen, welches ein Sprung durchquerte. Obgleich man auf Äußerlichkeiten nichts geben soll, fühlte sich Grete doch etwas herabgestimmt. Dann drückte sie auf die elektrische Klingel und harrte erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten.

Eine Frau in mittleren Jahren, die ein nichts weniger als verführerisches Hausnegligé trug, öffnete ihr. Wahrscheinlich seine Wirtin.

„Kann ich Herrn Sonnenfels sprechen?" fragte Grete viel ruhiger, als sie jemals gedacht hätte.

Die Frau erwiderte nichts, sondern ging, die Tür offen lassend, einige Schritte ins Entree zurück und rief: „Gottlieb!"

Grete hätte beinahe laut aufgelacht. Wie kann ein Mensch Gottlieb heißen! Dieser Name war ihr und ihren Freundinnen immer höchst komisch erschienen. Und wozu rief diese Frau überhaupt den mysteriösen Gottlieb? Grete hatte doch nach Norbert Sonnenfels gefragt.

„Bitte, kann ich Herrn Sonnenfels nicht sprechen?" wiederholte sie schüchtern.

„Nun ja, ich rufe meinen Mann ja schon," entgegnete die Frau.

Ihren Mann? Große Götter! Der Backfisch war wie vom Donner gerührt. Eine Frau hatte ihr Heros? Und eine solche! Und Gottlieb hieß er! Oh!!

Aber jetzt war keine Zeit mehr zum Besinnen. Im Hintergrunde hatte sich eine Tür geöffnet, und eine Männergestalt erschien in derselben. Ganz benommen ging Grete darauf zu.

„Ich bitte, näher zu treten," schlug eine wunderbar klangvolle Stimme an ihr Ohr.

Ja, das war seine Stimme. Aber sie übte den alten

Zauber nicht mehr. Grete blickte auf, und das erste, was sie sah, war eine mächtige Glatze. Wo waren die „ambrosischen Locken" geblieben?

„Was steht zu Diensten?" fragte Sonnenfels höflich.

Doch die arme Kleine antwortete nicht. Das auf der Bühne und auf der Photographie so verführerische Antlitz war ja kaum wiederzuerkennen. Der reizende spanische Spitzbart war spurlos verschwunden, und diese verkaterte Gesichtsfarbe dazu noch alt — uralt — mindestens vierzig!

„Gepudert, geschminkt, falsche Perücke —" glaubte sie Almas Stimme zu hören, und so sprechend war der Ausdruck des Entsetzens in ihrem Gesichte, daß der Mime sich, augenscheinlich beleidigt, aufrichtete und mit leiser Ungeduld in der Stimme fragte: „Also was wünschen Sie, mein Fräulein? — Vielleicht Deklamationsunterricht?" fuhr er fort, als der sonderbare Gast, dessen sonst so flinkes Zünglein buchstäblich gelähmt war, beharrlich schwieg. „Die Stunde kostet drei Mark. Erfolg garantiert."

Sie sah ihn an — seine Augen blickten weder schwermütig noch feuergefährlich, sondern nur geschäftsmäßig kühl.

Und diesen widerwärtigen Menschen hatte sie um ein Autogramm bitten wollen?

Plötzlich fand sie die Sprache wieder. „Nein, ich wünsche keinen Deklamationsunterricht," sagte sie mit vernichtender Schärfe. „Ich habe übrigens keine Zeit mehr, ich —" sie blickte nach der Tür.

Nun war der Schauspieler seinerseits sprachlos. Was sollte denn das? Er blickte das eigentümliche Persönchen mit unverhohlenem Staunen an, und plötzlich erschien ein ironisches Lächeln auf seinen Lippen.

Sie hob stolz den Kopf. „Adieu!“ sagte sie kühl, jeder Zoll eine Königin, und schritt aus dem Zimmer, wobei ihr feines Ohr noch einen mangelhaft unterdrückten Heiterkeitsausbruch des Künstlers auffing.

Sie hatte die schlecht schließende Flurtür noch nicht zugemacht, da hörte sie folgenden Dialog:

„Was war denn los, Gottlieb?“

„So eine Gans! So was ist mir doch noch nicht vorgekommen!“ —

Mit brennenden Wangen trat sie aus dem Hause, und energisch schluckte sie die Tränen des Ärgers hinunter, die ihr in der Kehle saßen. Weinen um diesen — diesen Gottlieb? Das fehlte noch! —

Sie warf einen Blick nach der Bank, auf welcher Onkel Gustav in schönster Eintracht mit seiner Nichte saß. Alma hatte ihm gewiß etwas vorgeschwindelt, denn er lächelte freundlicher als je und sah wohlgefällig zu, wie sie aus einer großen Tüte, die er sicher gespendet hatte, mit vortrefflichem Appetit Pralinen schmauste.

Dieser Anblick gab der armen Marquise einen Stich ins Herz. Hier stand sie nun, einsam, mit zertrümmerten Idealen, von den Freuden des Daseins ausgeschlossen, und statt dessen könnte sie jetzt an Onkel Gustavs anderer Seite sitzen, ebenfalls mit einer Tüte in der Hand, denn Onkel Gustav ließ sich nicht lumpen und hatte ihr schon mehrfach sein Wohlwollen bewiesen.

Aber damit war es nun vorbei; sie hatte sich die Freundschaft dieses „Ehrenmannes“ um eines „elenden Komödianten“ willen verscherzt.

Nur gut, daß wenigstens Alma nicht Zeugin ihrer Enttäuschung gewesen war! Grete würde natürlich auf keine neugierige Frage eingehen, sondern einfach mit

ruhiger Würde antworten: „Warum bist du nicht mitgekommen!“

Durch diese Erwägung schon ein wenig aufgerichtet, ging die Marquise nach Hause, geradeswegs in die Küche, wo die brummige Rieke gerade bügelte. Und hinter dem breiten Rücken der Küchenfee warf sie das Bild ins lodernde Feuer.

So endete Gretes heroische Liebe.

Bis an die Tore Indiens.

Bilder aus Zentralasien. Von R. Hermann.

△ △

Mit 7 Illustrationen. △ (Nachdruck verboten.)

Die tiefere Ursache des von beiden beteiligten Mächten unter allerlei Vorwänden begonnenen russisch-japanischen Krieges, der nach einem für das Zarenreich durchweg unglücklichen Verlauf in dem Frieden von Portsmouth seinen Abschluß gefunden, ist jedermann bekannt. Eine für Rußland wie für Japan gleich wichtige Lebensfrage war es, die durch dies gewaltige Ringen zur Entscheidung gebracht werden sollte. Die ständig zunehmende Übervölkerung des meerumschlossenen Japan macht die Ausdehnung seiner Machtsphäre auf das gegenüberliegende Festland zur unabweisbaren Notwendigkeit, und es war hauptsächlich dem Einspruch des um seine eigenen Interessen besorgten Rußland zuzuschreiben, daß dem Inselreiche nach seinem siegreichen Kriege gegen China diese vor allem erstrebte Ausdehnung versagt blieb.

In allzu sorglosem Vertrauen auf seine vermeintlich überlegenen Machtmittel hatte Rußland die Mandschurei besetzt und sich des wichtigen Hafens Port Arthur bemächtigt, den die Japaner zuvor ihren chinesischen Gegnern abgenommen hatten. Aber auch Rußland hatte dabei unter dem Zwange einer gebieterischen Notwendigkeit gehandelt. Durch seine geographische Lage, durch die klimatischen Verhältnisse an seinen nördlichen Grenzen und durch hemmende Verträge mit anderen Mächten für einen großen Teil

des Jahres vollständig vom offenen Meere abgeschlossen, bedurfte Rußland sowohl für die bessere Ausnutzung seiner reichen natürlichen Schätze als für die Aufrechthaltung seines politischen Ansehens dringend eines eisfreien Hafens, der ihm jederzeit als Stützpunkt für seine Flotte dienen konnte. Von den Japanern aber mußte das befestigte Port Arthur wiederum als eine ständige Bedrohung empfunden werden.

So war der mehr auf wirtschaftliche als auf politische Ursachen zurückzuführende Entscheidungskampf um die ausschlaggebende Machtstellung in Ostasien nachgerade zu einem unvermeidlichen geworden. Die Würfel sind zu Ungunsten Rußlands gefallen, und die inneren Verhältnisse des großen Reiches sind augenblicklich derart, daß alle Ausdehnungs- und Eroberungsgelüste zurücktreten müssen vor der eisernen Notwendigkeit, zunächst im Lande selbst die schwer erschütterten Grundlagen für eine gedeihliche Weiterentwicklung wiederherzustellen.

Trotzdem wird man es kaum als politische Schwarzseherei bezeichnen können, wenn der Friede von Portsmouth vielfach nur als eine Art von Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit angesehen wird, und wenn in der wiederholt betonten Bereitwilligkeit Japans, für die von ihm beherrschten Häfen das Prinzip der offenen Tür aufrecht zu erhalten, ein den wirtschaftlichen Interessen Rußlands auf die Dauer genügendes Zugeständnis nicht erblickt werden kann.

Aber ein wiedererstarktes und aktionsfähiges Rußland wäre freilich nicht unbedingt genötigt, für die Gewinnung eines oder mehrerer eisfreier Häfen sein Augenmerk ausschließlich auf das Gelbe Meer zu richten, und es müßte nicht notwendig Japan sein, mit dem es um eine überwiegende Machtstellung auf dem un-

geheuren asiatischen Kontinent zu ringen hätte. Waren doch die von der russischen Politik seit Jahrhunderten mit bewunderungswürdiger Zähigkeit durchgeführten Bestrebungen eigentlich von Anfang an auf ein ganz anderes Ziel gerichtet. Das niemals offen ausgesprochene und doch jedermann bekannte Losungswort dieser Politik war: Vorderindien. Die ungeheuren Opfer an Geld wie an Menschenleben, die seit den Tagen Peters des Großen für die Befestigung eines ständig weiter nach Süden vordringenden russischen Einflusses in Zentralasien gebracht worden sind, würden als nahezu zwecklose Vergeudung nationaler Güter bezeichnet werden müssen, wenn man in ihnen nicht eine zielbewußte Betätigung des einzigen großen Gedankens erblickte, sich Schritt für Schritt den Weg in das Wunderland Indien und zu den Küsten des Ozeans zu erschließen.

Man braucht nur einen flüchtigen Rückblick auf die Geschichte der kriegerischen und friedlichen russischen Eroberungen in Zentralasien zu werfen, um das zu verstehen. Seitdem das von Peter dem Großen im Jahre 1717 zur Eroberung von Chiwa ausgesandte Heer bis auf den letzten Mann seinen Untergang gefunden, waren die Augen der russischen Machthaber unverwandt dem Ziel einer Unterwerfung jener Gebiete zugewendet geblieben. Nur die ungeheuren Kosten einer kriegerischen Expedition in so ferne Gegenden bildeten lange Zeit ein unüberwindliches Hindernis für die Verwirklichung ihrer Wünsche. Der Zug des von Nikolaus I. entsandten Generals Perowskij verschlang nahezu sieben Millionen Rubel, ohne daß die in den unwirtlichen asiatischen Steppen durch Hunger, Kälte und Krankheit aufgeriebenen Soldaten auch nur zu einer einzigen offenen Schlacht mit dem Feinde gekommen wären.

Nicht durch einen siegreichen Feldzug, sondern durch diplomatische Verhandlungen wurde schließlich der erste Erfolg auf dem schwierigen Wege erzielt. Als aber

Russischer Gesandtschaftskawaß.

der Khan von Chiwa erst einmal ruhig zugesehen hatte, wie die Russen in der Kirgisensteppe eine Reihe von befestigten Plätzen anlegten, mußte er es wohl oder übel geschehen lassen, daß die Eindringlinge von Jahr zu Jahr ihre Machtsphäre vergrößerten, daß sie sich die Kirgisen untertan machten, dem Khan von Kokan

seine Festungen wegnahmen und über den Ili weiter nach Süden vordrangen, um bis zum Thian-Schan hin die fruchtbaren Täler mit Kosaken zu besiedeln.

Zu Anfang des Jahres 1865 wurde aus den eroberten Ländern am Syr-Darja der turkestanische Grenzbezirk gebildet, und wenige Monate später befand sich auch der wichtige Handelsplatz Taschkent in den Händen der Russen. Der Khan von Kokan war bei der Verteidigung gefallen, aber den Russen erstand ein neuer Feind in der Person des Emirs von Bochara, der die Gelegenheit benützen wollte, sich des Khanats Kokan zu bemächtigen. Er forderte die Sieger auf, das eroberte Taschkent zu räumen, natürlich mit keinem anderen Erfolge, als daß sie sich nunmehr gegen ihn wandten und seinem Heere eine entscheidende Niederlage beibrachten. Im Frühling 1867 war die letzte bocharische Festung in den Händen der Russen und zwei zur Wiedereroberung ausgesandte Heere in der Stärke von 45,000 Mann vollständig geschlagen.

Nun wurde das im Tale des Syr-Darja eroberte Gebiet einschließlich der Stadt Taschkent dem russischen Reiche einverleibt und mit dem Gebiete Semirjetschensk zu einem neuen Generalgouvernement Turkestan vereinigt. Der größte Teil dieser neuen russischen Provinz umfaßt eine aus Wüsten oder mageren Steppen bestehende Tiefebene, die nur von dem Syr-Darja und dem Amu-Darja durchflossen wird. Der kleinere östliche und südöstliche Teil besteht aus einem wilden, reich bewässerten und von vielen fruchtbaren Tälern durchzogenen Alpenlande, das aus den nördlichen Ausläufern des Hindukuschs und aus den westlichen Abzweigungen des Pamirplateaus gebildet wird.

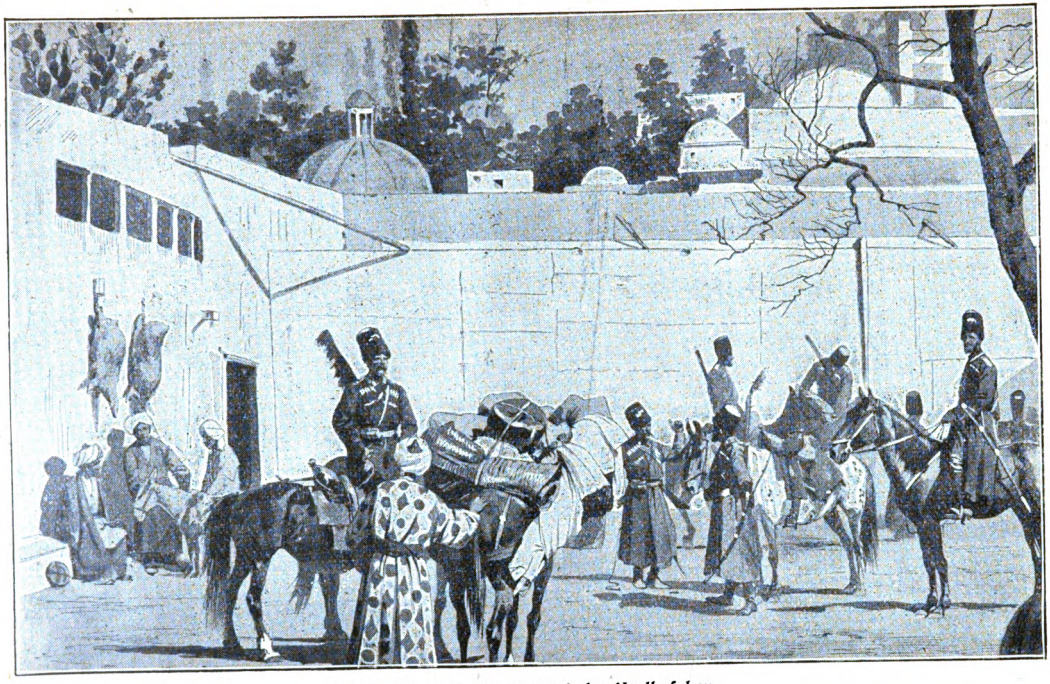
Das Klima von Turkestan ist ausgesprochen kontinental mit gewaltigen Gegensätzen zwischen der

„Baiga“, Reiterſpiel der Kirgiſen (Kampf um eine Ziege).

strengen Kälte eines siebenmonatlichen Winters und der trockenen Hitze eines stürmereichen Sommers. In der Ebene können nur an bewässerten Stellen Weizen, Gerste, Reis und Zuckersorghum angebaut werden. Obst und Wein werden neben Melonen ziemlich reichlich geerntet. Den Hauptreichtum der Bewohner bildet ihr Besitz an Dromedaren, Pferden und Schafen. Daneben ist kein Mangel an allerlei jagdbarem Wildbret, wie auch die Raubtiere (Leoparden, Löwen, Bären, Wölfe und Füchse) sehr reich vertreten sind. Die Schätze des Mineralreiches sind bis jetzt wenig ausgebeutet. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß außer Eisen, Kupfer, Blei und Goldstaub auch Türkisen, Rubinen und andere Edelsteine in beträchtlicher Menge vorhanden sind.

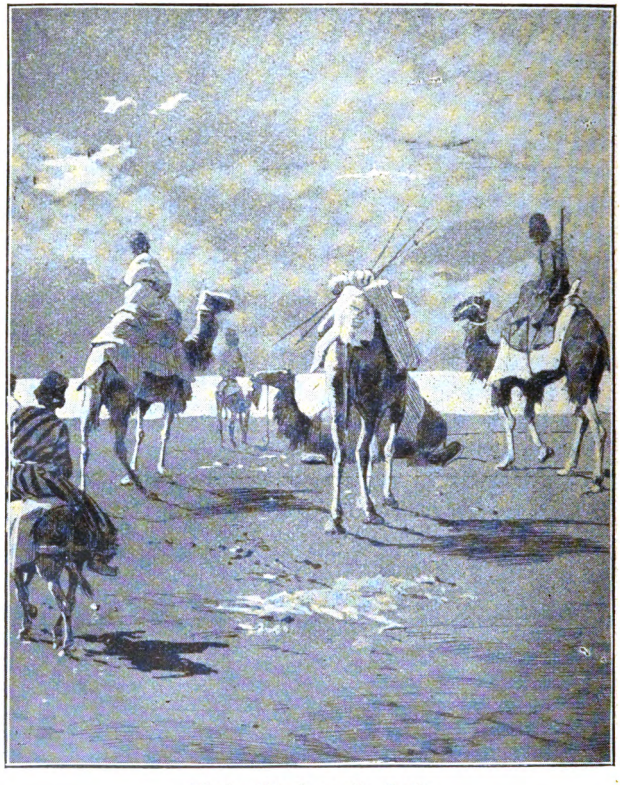
Die Hauptstadt Taschkent hat sich unter russischer Herrschaft ziemlich schnell weiter entwickelt. Sie ist durch eine starke Zitadelle befestigt, von einer zwölf Kilometer langen Mauer umgeben und besteht aus einem asiatischen Teil mit engen, winkeligen Straßen und einem regelmäßig gebauten europäischen Viertel. Sie ist Sitz des Generalgouverneurs und eines Bischofs und hat etwa 160,000 Einwohner, darunter etwa 100,000 Tataren und Sarten, 25,000 Russen, Kirgisen, Juden und Deutsche. Im asiatischen Teil gibt es zahlreiche Moscheen, Basare und Karawanseraien, während das europäische Viertel sieben russische, eine evangelische Kirche und eine Synagoge aufzuweisen hat. Selbst an Knaben- und Mädchengymnasien, Realschulen und Lehrerseminaren fehlt es nicht, während für die Unterhaltung der Bewohner durch ein Theater und mancherlei andere Vergnügungsstätten gesorgt ist.

Da die Bocharen noch immer Streifzüge in das russische Gebiet unternahmen, führte General v. Kauff-



Bocharisches Kantonnement der Uralkosaken.

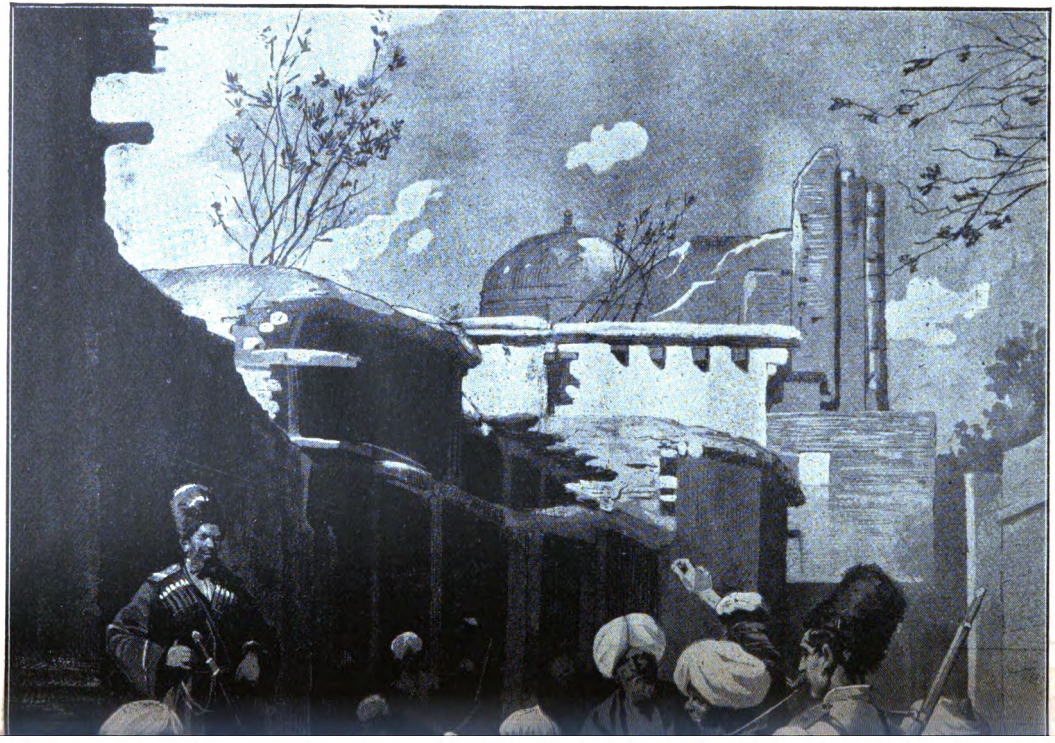
mann im Jahre 1868 einen abermaligen erfolgreichen Krieg gegen die angesammelten Streitkräfte des Emirs, besiegte sie vor den Toren von Samarkand und besetzte



Uferlandschaft am Syr-Darja.

diesen befestigten Platz. Auch ein neues Heer des Emirs wurde geschlagen, und nun erst kam es unter für Rußland äußerst günstigen Bedingungen zu einem dauernden Frieden. Der Herrscher trat die von den

Verhandlung zwiſchen Ruſſen und Tataren.

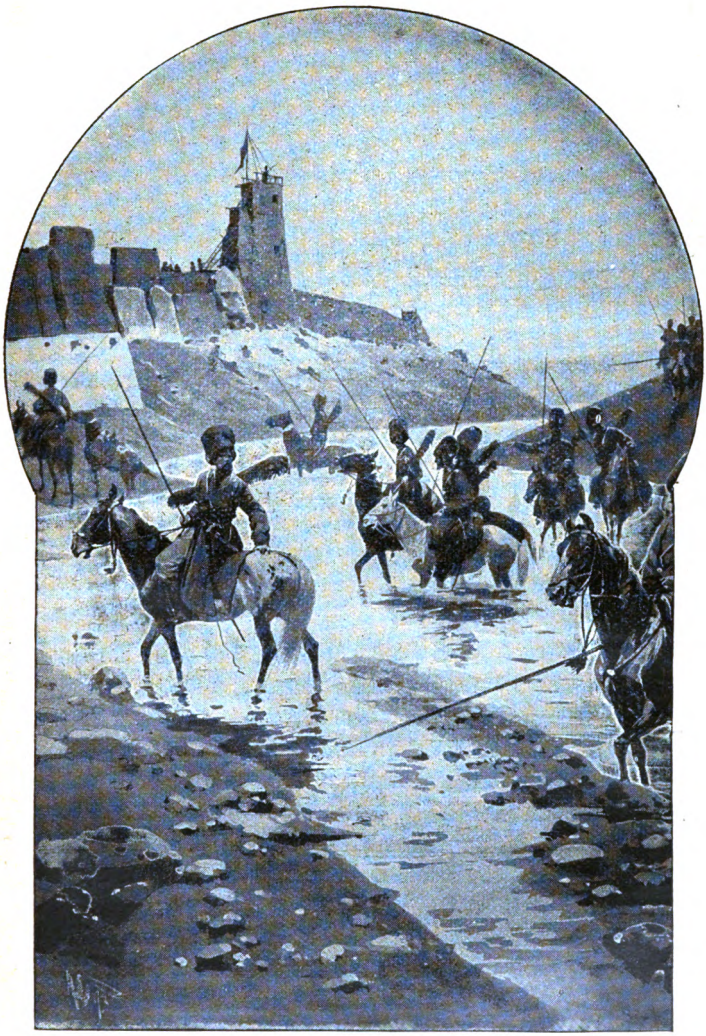


Sartiſche Spieler in einer Straße von Taſchkent.

Russen eroberten Gebiete endgültig ab und verpflichtete sich, sein Land dem russischen Handel zu erschließen.

Jetzt kam die Reihe an den Khan von Chiwa, der den Russen während der voraufgegangenen Jahre mancherlei Schwierigkeiten bereitet hatte. Die nach sorgfältigen Vorbereitungen und mit dem Aufgebot einer beträchtlichen Truppenmacht unternommenen militärischen Operationen gegen ihn begannen im Jahre 1872 und endeten am 29. Mai 1873 mit der Eroberung der Stadt Chiwa. Der Emir trat alles Gebiet am rechten Ufer des Amu-Darja ab, zahlte eine große Kriegsentschädigung und willigte in die Abschaffung der Sklaverei. Der größere Teil des eroberten Gebietes wurde übrigens von den Russen dem Emir von Bochara für die von ihm gewährte Unterstützung überwiesen, und sie selbst behielten nur ein kleines Stück unweit der Mündung, einen strategisch wichtigen Punkt, auf dem sie die Festung Petro-Alexandrowsk erbauten.

An weiteren bedeutsamen Erfolgen der Russen ist die nach Erstürmung der heldenmütig verteidigten Festung Geoktepe im Jahre 1881 erfolgte Unterwerfung der Teke-Turkmenen zu verzeichnen, deren Gebiet mit dem transkaspischen vereinigt und dem Generalgouverneur von Kaukasien unterstellt wurde. Am 31. Januar 1884 unterwarfen sich auch die Turkmenen von Merw der russischen Herrschaft, so daß nunmehr das Khanat von Chiwa ringsum von russischem Staatsgebiet eingeschlossen war. Am 30. März 1885 schlug der Gouverneur General Komarow die Afghanen am Kuschkflusse, am 13. Februar 1886 wurde Pendschdeh von den russischen Truppen besetzt, und dort die russische Verwaltung eingerichtet, und am Schlusse des Jahres 1885 war die von einer russisch-englischen Militärkommission bewirkte Grenzfestsetzung beendet, durch welche



Ruſſiſches Fort an der Grenze von Afghaniſtan.

den Russen alle Gebietsteile zugesprochen wurden, auf die sie Anspruch erhoben hatten — nicht so sehr aus einer freundlichen Gesinnung der Engländer heraus, als weil dem damals in London regierenden Ministerium der Zeitpunkt zu einem Kriege gegen Rußland wenig geeignet erschien.

Drohendere Gewitterwolken zogen sich am politischen Horizont zusammen, als die Russen im Jahre 1891 das „Dach der Welt", das Pamirplateau, besetzten, dessen Beherrschung fast gleichbedeutend ist mit dem Besitz eines der wichtigsten Heerwege nach Ostindien. In richtiger Erkenntnis der drohenden Gefahr sträubte sich England auf das hartnäckigste gegen diesen neuen Vorstoß seines immer näher an die indische Nordgrenze heranrückenden Rivalen. Aber die russische Diplomatie behielt auch diesmal den Sieg, und bei der Grenzregulierung des Pamirgebietes gegen Afghanistan hin, die im Jahre 1895 erfolgte, wurde den russischen Wünschen in ungleich höherem Maße Rechnung getragen als den englischen.

Ein Hilfsmittel von ungeheurer Wichtigkeit für die Erlangung dieser außerordentlichen Erfolge bot dem russischen Reiche während der beiden letzten Jahrzehnte das Vorhandensein der mit gewaltigen Kosten und einem großen Aufwande an Energie erbauten transkaspischen Bahn, die im Jahre 1880 begonnen, 1888 vollendet und nach ihrer späteren Weiterführung bis Taschkent und Andidschan in „zentralasiatische Bahn" umgetauft wurde.

So ist Rußland denn in der Tat heute bereits bis fast an die Tore Indiens gelangt. Nur Afghanistan schiebt sich noch als unabhängiges Gebiet zwischen die beiden Rivalen, und man begreift leicht, daß am Hofe von Kabul zwischen den Agenten der beiden euro-

päischen Großmächte ein beständiger Kampf um die Gewinnung des überwiegenden Einflusses auf den Emir gekämpft wird. Der kluge Herrscher von Afghanistan hat mit echt orientalischer Schlauheit diese eigenartige Situation noch immer zu seinem Vorteil auszunutzen gewußt, und er steht sich recht gut dabei, denn der rollende Rubel bildet ja die bedeutsamste Waffe in jenem bislang noch unkriegerischen Wettstreit. Erst kürzlich hat er einen Besuch in Indien abgestattet, bei welcher Gelegenheit die Engländer alles aufboten, um ihn zu feiern, und es scheint fast, als ob seine Sympathien sich jetzt den Engländern zugewandt hätten, da das Ansehen der Russen durch den Krieg gegen Japan in Asien bedeutend gesunken ist.

Es ist übrigens erstaunlich, wie rasch und leicht sich die unterworfenen Stämme Mittelasiens mit dem neuen russischen Regiment abgefunden haben, während die Engländer in Indien noch immer auf einem vulkanischen Boden leben, der ihnen im Fall des Krieges mit einer anderen Macht schlimme Überraschungen bereiten kann. Daß sie dem russischen Vordringen in Zentralasien bisher niemals einen wirklich energischen oder gar bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen gewagt haben, erklärt sich denn auch in erster Linie aus der Furcht vor solchen Überraschungen. Waren doch bisher die verfügbaren und unbedingt zuverlässigen Streitkräfte der Engländer in Indien so gering, daß die erfolgreiche Verhinderung eines genügend vorbereiteten russischen Einmarsches in das nördliche Indien sehr zweifelhaft war. In den letzten Jahren allerdings hat der berühmte Lord Kitchener durch eine durchgreifende Neuorganisation die Kraft des indischen Heeres sehr verstärkt.

Die Engländer verfügen in Indien insgesamt über rund 260,000 Mann, darunter 74,000 Mann national-

englische reguläre Truppen und 31,000 Freiwillige, außerdem etwa 27,000 Mann geübte Leute der indischen Lehnsfürsten. Der Rest sind indische Truppen mit zum Teil englischen Offizieren. Alle diese Truppen sind aber über das ganze, weite Reich zerstreut und können zum großen Teil aus Rücksicht auf die Rebellionsgelüste der Eingeborenen nicht ohne Gefahr aus ihren Standorten zurückgezogen werden. Für einen auswärtigen Krieg würden den Engländern also kaum mehr als 60,000 bis 65,000 Mann zur Verfügung bleiben.

Allerdings können die indischen Radschas noch etwa 350,000 Mann irregulärer Truppen in den Dienst der angloindischen Regierung stellen, die trotz der taktischen Geringwertigkeit dieses Soldatenmaterials für die Russen im Lande selbst, dessen Natur sie kennen und an dessen mörderisches Klima sie gewöhnt sind, wohl nicht zu verachtende Gegner sein würden.

Für den Augenblick erscheint ja die Möglichkeit einer russischen Invasion nach Indien in weite Ferne gerückt, aber das englisch-japanische Bündnis beweist, daß die Engländer diese Gefahr als keineswegs beseitigt ansehen und daß sie nicht aufhören, ihren Schritt vor Schritt durch die ungeheuren Weiten eines ganzen Kontinents bis an die Tore ihrer reichsten Schatzkammer vorgerückten Rivalen mit mißtrauischen Blicken zu betrachten.

Mannigfaltiges.

▽

(Nachdruck verboten.)

Seemannslatein. — Jäger und Seeleute sagen bekanntlich stets die Wahrheit. Nur der Umstand, daß die Laien dem hohen Schwung ihrer Erzählungen nicht folgen können, hat ihnen unberechtigterweise den Ruf eingebracht, daß sie alles in der Welt außer der Wahrheit leiden könnten.

Besonders die Seeleute werden in dieser Beziehung verkannt. Das wußten auch Gerd, Jan und Hinnerk, die eines Abends beisammen saßen, um sich und die Umsitzenden sehr interessant zu unterhalten.

Zuerst kam Gerd.

Wer Gerd kennt, wird verstehen, daß er anfing. Denn er war der Älteste und war ferner dafür bekannt, daß er die Lüge genau so haßte wie einen guten Trunk.

„Ja, den alten Kapitän Witt, den habt ihr ja alle gekannt! Gott hab' ihn selig! Das war 'n tüchtiger Mann! Nur einmal hat er sich verhauen — und das kam so.

Auf den Schiffen war damals, als Kapitän Witt regierte, ein Arzt noch unbekannt. Ein großer Medizinkasten ersetzte jeden Spezialarzt. In diesem Kasten waren verschiedene Schachteln und Flaschen. Alles war fein säuberlich mit einer Nummer versehen. Zu dem Kasten gehörte ferner ein Buch, das sogenannte Doktorbuch. In diesem Werke, das auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhob, konnte man, ohne lateinische Sprachkenntnisse zu haben, über alle möglichen Krankheiten bündigen Aufschluß bekommen. Mit zahlreichen Abbildungen zeigte es der Menschheit, wie man es machen muß, um den und den Bazillus zu töten, oder den und den Knochenbruch ohne nachteilige Folgen zu behandeln. Hinterher war dann die Nummer angegeben, die man zur näheren Bekämpfung der Krankheit aus dem Medizinkasten nehmen mußte. Gelenkrheumatismus: Nr. 22 — zweistündlich einen Eßlöffel; Zahnweh:

Nr. 5 — drei Tropfen stündlich auf ein Stück Zucker; Magenschmerzen: Nr. 11 — eine Messerspitze voll in ein Glas Wasser und so weiter in bunter Reihenfolge.

Aber wie jeder Arzt seine Spezialität hat, so hatte Kapitän Witt in ganz berechtigter Weise ebenfalls sein Steckenpferd. Und das war Nr. 13. Er hatte während seiner langen Seefahrtszeit herausgefunden, daß Nr. 13 ein Universalheilmittel war, das an Vortrefflichkeit alles bisher Dagewesene bei weitem übertraf. Gelbes Fieber, Knochenbrüche, Malaria, Keuchhusten, Kolik und Verstopfung hatte der Alte stets mit bestem Erfolge kuriert und zwar stets mit Nr. 13. Wenn auch die Ärzte an Land seine Leute schon manchmal aufgegeben hatten, Nr. 13 half — in allen Lagen, in allen Zonen. Eines war gewiß: wer es einmal genommen hatte, nahm es in seinem Leben niemals wieder. Daher konnte es Kapitän Witt nur bei Leuten, die neu an Bord kamen, mit Erfolg anwenden. Die Alten, die längere Zeit das Vergnügen hatten, mit ihm zusammen zu wirken, wurden sehr selten krank. Und wenn es geschah, dann kam der Alte sofort mit Nr. 13. Wenn die Schiffer aber den Alten mit Nr. 13 ins Logis kommen sahen, sprangen sie gesund aus den Kojen. Für die übrigen hatte er allerdings noch ein anderes Mittel. Wenn sich da einer krank meldete, dann ging er zu ihm. Wenn er bei ihm war, zog er ein Tauende, das bis dahin kein Mensch gesehen hatte, unter seinem Rock hervor und massierte dem armen Kerl den Buckel, bis er hoch und heilig versprach, im Leben nie mehr krank zu werden.

Eines Tages ging es aber doch mit Nr. 13 schief — vollständig, schauderhaft schief. Wir hatten in Montevideo einen englischen Matrosen an Bord genommen als Ersatz für einen, der sich der ärztlichen Behandlung Witts mit Gewalt entzog und nicht mehr vom Urlaub zurückkehrte. Und dieser Engländer wurde am nächsten Tag schon krank.

Kapitän Witt fühlte seinen Puls, hörte die Herzgegend ab und konstatierte Rippenfellentzündung. Dann ging er in sein Zimmer, in dem die bekannte Apotheke untergebracht war, und kehrte erst nach einer Viertelstunde wieder zurück.

Als der Engländer sich weigerte, die Medizin zu nehmen, mußten vier Mann von uns antreten, und dann flößte der Alte ihm den

Trank mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit ein. Schweißtriefend verließ er seinen Patienten, der alsbald in einen milden Schlaf verfiel. Am nächsten Morgen wollte ich dem Kranken die Morgenkost bringen. Er schlief jedoch noch fest, und um ihn nicht zu stören, ging ich leise hinaus. Als der Alte mich nach dem Befinden seines Patienten fragte, teilte ich ihm den Befund mit.

Befriedigt hörte er meinen Bericht. ‚Schlaf ist das beste Heilmittel, mein Bester. Laß ihn nur noch schlafen.‘

Am Nachmittag schlief der Engländer immer noch. Ich ging wieder fort, um die so notwendige Ruhe nicht zu stören. Als ich am nächsten Morgen wieder nachsah, fühlte ich mich verpflichtet, sofort den Alten zu rufen.

Er kam mit Riesenschritten herbei. „Aber Mensch, der Kerl hat ja schon Hautgout! Sehen Sie denn nicht, daß der Mensch tot ist? In den Tropen hält sich so 'n Kerl doch nicht lange. Das sollten Sie als befahrener Mann doch wissen!“

Mit diesen Worten drehte sich der Alte um und verließ die Stätte seiner Tätigkeit.

Wir begruben den toten Seemann mit allen Ehren. In der Rede, die der Alte hielt, sprach er etwas von einem unerforschlichen Ratschluß, von den tückischen Krankheiten, die den Menschen mitten aus dem vollen Leben reißen, und von einem freudigen Wiedersehen dort oben in den lichten Höhen. Die Nr. 13 erwähnte er nicht. Mit keinem Wort sprach er davon.

Am Abend geschah dann etwas Seltsames. Der Alte warf zuerst seinen Medizinkasten und dann sein Doktorbuch über Bord. Weit hinten im Kielwasser sahen wir den teuren Kasten auf den Wogen tanzen. Der herrliche Kasten, der schon so vielen Heilung und Linderung gebracht hatte!

Und in den nächsten drei Tagen war der Alte sternhagelbetrunken. Ohne Unterbrechung und so gründlich, daß wir schon befürchteten, ihn bald hinter dem Medizinkasten herwerfen zu müssen.

Als wir endlich wieder einmal zusammen auf der Brücke standen, da sprach der Alte zum ersten Male von Nr. 13. ‚Auf so 'n Medizinkasten ist doch kein so rechter Verlaß. Ich wollte dem Mann auch was von Nr. 13 geben, und da merk' ich, daß da nichts mehr da war. Und da nehm' ich Nr. 6 und Nr. 7 und misch' das zusammen.

Das macht doch auch 13. — Nu bitt' ich Sie: ist 6 und 7 zusammengezählt 13 oder ist es nich 13? Wenn man sich nich mal auf die einfachste Rechnung verlassen kann, dann kann mir die ganze Medizin gestohlen werden!'"

Gerd hatte seine Erzählung langsam und mit Nachdruck beendet. Dann redete man über die Medizin im allgemeinen und über die Ärzte und Professoren im besonderen. Und von einem der letzteren sprach jetzt Jan.

Nachdem er sich dreimal für die Wahrheit seiner Erzählung verschworen hatte, was eigentlich ganz überflüssig war, fing er an: „Wißt ihr, was so 'n Professor is, das is 'n ganz sonderbarer Mensch. Meistens hat 'r so viel gelernt, daß er zuletzt nich mehr weiß, was am Anfang steht. Un dann sin se immer an 'n Entdecken un an 'n Erfinden. Un so 'n Kerl hatten wir mal an Bord. Auf 'n großen Dampfer wollten se ihn nich haben, un so kam er denn bei uns. Er wollte mit uns so 'ne Naturforscherreise in die Südsee machen. Nu, als er in Hamburg an Bord kam, hat er 'ne ganze Masse Gepäck mit sich. Da war vor allen so 'n großer Apparat, den er uns auf die Seele band. Nu und da tat er immer so geheimnisvoll damit, daß es einem angst und bange werden konnte. Un als wir nun glücklich nach Süden kamen, da stand er Nachts immer an Deck un guckte nach einer Stelle am Himmel, grade als ob er da auf was wartete. Wir dachten schon an gar nichts mehr, als er uns eines Tages erzählte, was das für 'n Apparat sei. Der große Behälter sei voll Dynamit. Das heißt, Dynamit sei eigentlich nich der richtige Ausdruck, weil es zu schwach für wissenschaftliche Zwecke sei. Es sei ein Sprengstoff, der noch viel stärker als Dynamit sei. Er wüßte nämlich, daß auf dem Boden des Meeres in dem Schlick und in dem Schlamm sich noch viele Tiere aus der vorweltlichen Zeit aufhielten. Die hätten sich bei der Sündflut alle in 'n Schlick verkrochen un säßen da nun un gingen überhaupt nich an die Oberfläche, weil es da erstens zu kalt wäre und weil es zweitens gar keinen Zweck für sie hätte. Um diese Tierchens einmal an die Oberfläche zu befördern, müßte er diesen Apparat in die Tiefe lassen, mittels eines elektrischen Stroms entzünden, un dann kämen sie alle von selber nach oben.

Nu, und denkt euch mal, eines Tages sollte denn nu der Rummel

losgehen. Der Professor besprach sich mit 'm Alten, weil er 'n paar Mann haben müßte, die das Dings mit über Bord schaffen müßten. Nu, und weil keiner von uns feige sein wollte, da meldeten sich alle für den Tag krank, un der Alte, der da nichts von wußte, meinte, wir hätten uns wohl alle an dem Speck von gestern den Magen verdorben. Aber der Professor drängte, daß unbedingt hier sein Plan ausgeführt werden müßte. Er hatte nämlich immer mit so 'm Tiefseethermometer die Temperatur unten in 'n Wasser gemessen und zuletzt gesagt, das sei die einzige richtige Stelle hier. — Na, da half ja schließlich alles nichts, un wir mußten 'ran. Kinder, ich schwöre euch bei allem, was mir heilig ist: so was hab' ich noch nich gesehen, wie die Kerls das Dings anfaßten. Grade als ob sie 'n rohes Ei auf 'm Spazierstock balancierten. Un wenn der Apparat mal ins Wackeln kam, dann ging's wie so 'n Blitz. Da war kein Mensch mehr zu sehen, dann saßen sie alle mit einmal vorne unter der Back. Wie sie dahin kamen in die Schnelligkeit, das mag der Deubel wissen, ich weiß es bis heute noch nich. Nu, un dann stand der Professor auf Achterdeck un schrie, das Schiff ginge in die Luft, wenn sie nicht sofort herkämen un Hilfe leisteten, er könnte es nich mehr allein halten, un sie sollten ihre Seelen Gott befehlen. Wie se das nu hörten, da rannten sie wieder nach achtern, aber mit Gesichtern, die nich zu malen sind. Aber den Professor, den hätten sie am liebsten auf das Dings gesetzt un dann 'n Streichholz 'rangehalten, wenn die Geschichte nich zu gefährlich gewesen wäre. Nu, un wenn's dann wieder so 'n Knacks gab, dann rannten sie wieder weg. Un das wiederholte sich so oft, bis se denn endlich das Dings über Bord hatten. Da war die Freude groß. Aber nur für 'n Augenblick, denn auf einmal gab's 'n Krach, als ob die Welt in die Luft ginge. Dann wurde es schwarz un grün; un mit einmal ging unser alter Kasten in die Höhe. Un dann fielen wir alle zu Boden un — — dann war's aus.

Ich war als Schiffsjunge mal die Niagarafälle 'runtergefallen — genau dasselbe Gefühl hatte ich jetzt, als der Professor das Meer in die Luft sprengte. Als wir wieder zu uns kamen, sahen wir erst, was alles geschehen war. Es hatte den Anschein, als ob sich unser Schiff in der Luft herumgedreht hätte, denn an Deck war nichts mehr heil. Der Kapitän lag in einer Ecke und jammerte.

Er hatte sich 'n paar Arme und Beine gebrochen. Die Boote und alles, was lose war, waren nicht mehr da. Alles war an Deck wie abrasiert, un in jede Ecke lag einer, der so recht nich wieder aufstehen konnte. Wohl meistens aus Angst, weil alle glaubten, es ginge noch mal los. Un da wollten sie lieber gleich liegen bleiben. Nur der Professor war heil geblieben. Zuerst hatten wir vor, ihn furchtbar zu verhauen, aber als wir ihm hingehen wollten, sahen wir, daß er ganz aufgeregt auf 'm Achterdeck hin und her rannte un mit Armen un Beinen um sich schlug. Ja, un als wir achteraus guckten, da war unser Ärger verschwunden. Denn nu sahen wir, daß der Apparat doch schön gewirkt hatte. Wir sahen nämlich 'ne große Insel aus 'm Meer gucken mit sonderbaren Blumen un Bäumen darauf. Wißt ihr, das war so richtiger Meeresgrund mit so allerhand Gewächsen un Korallen, mit Steinen un Muscheln. Der Professor sagte nu, wir müßten wieder zurückfahren, um an die Nähe von die Insel zu kommen. Aber für keinen Preis der Welt hätten wir das gemacht. Aber nu bettelte er un warf sich vor 'm Alten auf die Kniee un sagte ihm, er bekäme Millionen un viele Orden, denn er habe was Großes getan, un er sei seit Christoph Kolumbus jetzt der berühmteste Kapitän, der auch ein Denkmal bekäme. Nu, un da ließ sich der Alte denn erweichen un wendete, so gut es mit dem zerbrochenen Rudergeschirr noch ging, un bald waren wir ganz in der Nähe angekommen. Ich hatte mir oben in 'n Mast gesetzt, weil ich doch wußte, daß es gleich wieder losging, un da konnte ich auch alles schön mit sehen. Un nu geschah was Unheimliches. Plötzlich lebte die ganze Insel. Menschenskinder, so 'ne Tiere habt ihr in euerm Leben noch nich gesehen! Da waren welche, die 'nen Körper hatten wie 'n richtiger Elefant, aber dann hatten se Beine wie 'n Storch un hinten so 'n Schwanz aus Federn wie 'n Pfau. Un denn waren welche da, die hatten ein Fell wie so 'n Zebra un denn ganz große Flügels, mit denen sie immer nach rechts un links schlugen.

Der Professor stand nur immer auf Deck un schrie un schrie, als wie wenn man so 'n Hund zu Hause ruft. Nu verstanden die Beester diese Sprache aber doch gar nich, un daher kamen sie auch nich näher 'ran. Un da holten sie an Bord sich alle Gewehre un schossen nach die Tiere. Die hatten ihr Lebtag doch so was noch nich

gesehen un gehört, un deshalb blieben sie ruhig sitzen. Un auf einmal kam die Seeschlange — die wissenschaftliche Seeschlange. Als der Professor sie sah, schrie er wie besessen, un dann zielten alle nach ihr. Sie war gar nich so lang, aber dafür schön dick un fett. Un auf einmal geschah was Schreckliches. Auf der Insel muß ja wohl noch so 'n Stück von dem Dynamit gewesen sein, denn auf einmal gab's einen furchtbaren Krach, un die Insel flog auseinander. Ein Stück nach dem andern versank wieder in den Fluten, un die Tiere gingen alle mit 'runter un machten so 'n Gesicht, als ob sie lachten. Nu, un als der Professor das sah, da kriegt er plötzlich so 'n Anfall und springt wahrhaftig ins Wasser, grade als ob er die Insel festhalten wollte. Nu, un da haben wir denn versucht, ihn herauszufischen, aber gefunden haben wir ihn nich mehr. Da sind wir denn schnell von dieser Stelle fortgefahren nach Haus.

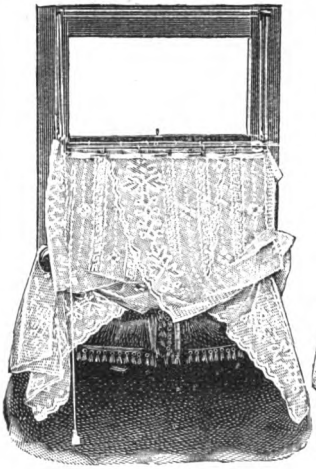
Nu, un jetzt is es man gut, daß wir hier sitzen und daß wir damals nicht mit in die Luft gegangen sind."

Schweigend hatte die Runde alles mit angehört.

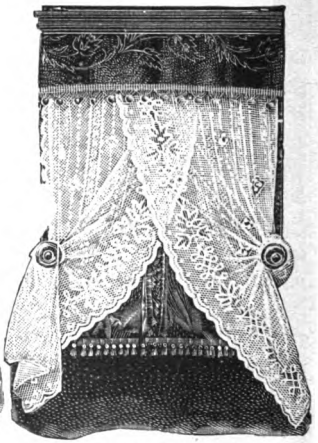
Wie ein Alp lag es auf den Seelen der Seeleute, die doch schon manches gehört und gesehen hatten. Der Druck löste sich erst, als ein ganz alter, ergrauter Steuermann kopfschüttelnd sagte: „Junge, Junge, kannst du lügen!" H. B.

Neue Erfindungen. I. Gardinentraggestell „Kolumbus". — Das Aufhängen und Abnehmen der Gardinen und ganzer Fenstergarnituren hat bekanntlich seine Schwierigkeiten, die nicht selten mit Herabstürzen von Stühlen, Tischen und Fensterbänken enden. Der umstehend abgebildete Apparat stellt ein Gardinentraggestell dar, durch welches derartige Unglücksfälle vollständig vermieden werden. Es bietet jeder Hausfrau, die sich bis jetzt zum Aufmachen der Gardinen und Portieren eines Dekorateurs bediente, sehr große Vorteile, da das Aufhängen und Abnehmen der Stores, Gardinen, Rouleaus u. s. w. vom Fußboden aus ohne Leiter geschieht und deshalb von der Frau des Hauses oder deren Bedienstete selbst vorgenommen werden kann. Die Vorrichtung ist aus unseren Abbildungen leicht ersichtlich. Die Gardinen und Rouleaus können in bequemer Weise arrangiert werden, jede Störung der Zugschnüre kann sofort durch Herablassen des Gardinentraggestelles erledigt werden, ebenso leicht und schnell wird

es dann wieder hochgezogen, es vereinigt in ſich vier gute Eigenſchaften: praktiſch, handlich, bequem und billig. Der neue



Das Herablaſſen der Gardine.



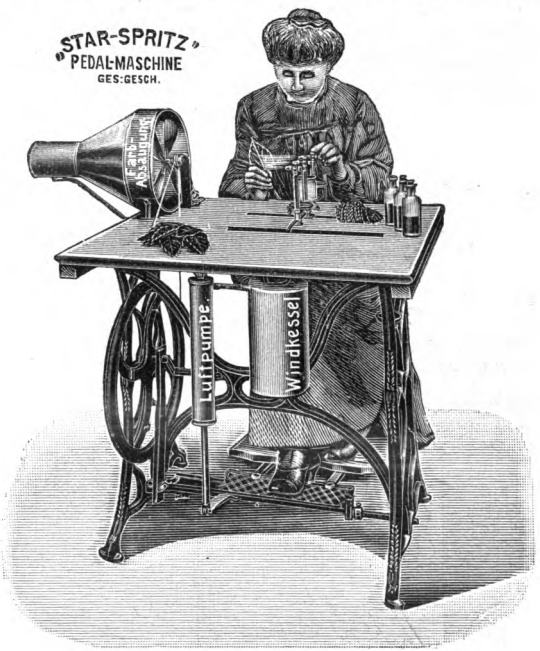
Die aufgezogene Gardine.

Die neubefeſtigte Gardine.

Apparat wird in den Größen von 100 : 160 Zentimeter, 160 : 200 Zentimeter und 200 : 250 Zentimeter hergeſtellt und kann an jedem Fenſter angebracht werden. Fabrikant der praktiſchen Neuheit iſt die Firma C. Acker, Chemnitz in Sachſen, Poſtſtraße 20.

II. Die „Star-Spritz"-Pedalmaſchine. — Farben ſpielen bekanntlich in der Mode eine unendlich wichtige Rolle, und das Schaffen neuer Farbentöne iſt von jeher in allen Induſtrien, die

mit der Putz- und Modebranche in Beziehung ſtehen, eine lohnende Beſchäftigung geweſen. Eine förmliche Umwälzung bezüglich der Erzeugung ſchöner Farbeneffekte hat die Verwendung von Preßluft durch die ſogenannten Spritzapparate hervorgerufen. Dieſe Preßluft ſchleudert die Farben, in Staubatome verwandelt, auf



Die „Star-Spritz"-Pedalmaſchine.

die zu bemalende Fläche, zum Beiſpiel Blumen, Blätter, Früchte, Porzellangeſchirr, Kinderſpielzeug u. ſ. w., und erzeugt dadurch jede gewünſchte Farbenabſtufung. Neuerdings iſt nun auf dieſem Gebiete eine Maſchine geſchaffen worden, die das Vollkommenſte iſt, was man ſich denken kann. Dieſe „Pedalmaſchine", hergeſtellt von dem ſeit langem bewährten Preßluftingenieur A. Serényi, Berlin, Kaiſer Wilhelmſtraße 46, iſt, wie die obenſtehende Abbil-

dung zeigt, in der Art zu handhaben wie jede andere Tretmaschine. Sie besitzt folgende Vorzüge: Vermöge ihrer Konstruktion arbeitet sie so leicht wie eine Nähmaschine und verlangt so gut wie gar keine körperliche Anstrengung, erzeugt aber dabei ein ganz immenses und beständiges Preßluftquantum, das genügt, um drei oder mehrere Farben gleichzeitig oder hintereinander zu spritzen. Hierdurch ist die Ausnutzung der Arbeitskraft, die Arbeitsleistung unverhältnismäßig gesteigert, und die Möglichkeit gegeben, ganz andere Effekte hervorzubringen als früher. Anderseits kann man die Leistungsfähigkeit auch noch in der Weise steigern, daß man im Falle des Bedarfs mehrerer Effekte zwei Arbeiter an der Maschine arbeiten läßt. P. R.

Die arme Pepa. — Man könnte glauben, daß eine Frau wie die Kaiserin Eugenie, vor deren huldvollem Lächeln oder vor deren Zorn sich jedermann beugte, nur von jemand beherrscht werden konnte, der ihr an Stärke und Stellung überlegen war; aber man würde sich irren. Die Kaiserin war das Spielzeug, die stets folgsame, sich nie auflehnende Sklavin eines einfachen Mädchens aus dem Volke, einer Dienerin.

Es war dies die berühmte Pepa, deren Einfluß auf die Kaiserin ein ungeheurer war. Die Kaiserin holte täglich ihre Ratschläge ein, sie tat nie etwas, weder als Kaiserin noch als Frau, ohne die Meinung Pepas gehört zu haben. Gar oft machte der Kaiser, der für den Einfluß Pepas nicht blind war, Bemerkungen über die Kammerfrau, er versuchte sogar, den Hof von dieser Persönlichkeit zu befreien, gar oft konnte die Kaiserin beobachten, wie ihre Freunde die immer wachsame Anwesenheit Pepas in der nächsten Umgebung der Kaiserin unangenehm empfanden, doch sie konnte sich nie zu einer Trennung entschließen, und als man es wagte, nur eine leise Andeutung diesbezüglich zu machen, geriet sie so in Zorn, daß selbst der Kaiser den Kampf aufgeben mußte.

Die Geschichte Pepas ist beinahe ein Roman. Sie stand in den Diensten der Gräfin Montijo, als sich diese mit ihrer Tochter Eugenie in Paris niederließ. Damals überwachte Pepa die Kücheneinkäufe, und wenn sie ein Stündchen frei hatte, dann nahm sie die Geheimnisse der jungen Eugenie entgegen. Und als diese Kaiserin der Franzosen wurde, da stieg ihre ehemalige Vertraute zum Range

der ersten Kammerfrau empor. Es standen ihr zwei junge Mädchen zur Seite, die Töchter des ehemaligen Kerkermeisters von Ham. Der Mann hieß Beyle. Er hatte sich im Gefängnisse von Ham dem Prinzen Napoleon gefällig erwiesen, und der Kaiser der Franzosen bezeigte seine Dankbarkeit, indem er die beiden Fräulein Beyle der Kammerfrau der Kaiserin beigesellte. Das eine der beiden Mädchen heiratete den Privatkassier des Kaisers, Herrn Thalin. Er war der Verwalter jener Summen, die dem Kaiser monatlich auf seine Zivilliste ausbezahlt wurden. Von diesem Gelde mußte er alle Unterstützungen, alle Geschenke, alle Gnadengehalte bestreiten, die der Kaiser anwies. Der Kaiser machte verschwenderischen Gebrauch von seinem Gelde, und gar oft passierte es ihm, daß er die Hilfe seiner Freunde in Anspruch nehmen mußte, da die Kasse erschöpft war. Anders war es bei der Kaiserin; Pepa nämlich war sehr sparsam, und die Kaiserin hatte oft ihre Not, um Geld von ihrer Zofe zu erhalten.

Pepa war eine kleine magere Person, sehr braun im Gesicht, mit gewöhnlichen Umgangsformen. Ihre Augen waren schwarz, der Blick durchdringend, das bewegliche Gesicht verriet hohe Intelligenz. Sie konnte nicht schreiben, das Lesen machte ihr Schwierigkeiten, und es mußte ihr in der Führung der Bücher und in der Korrespondenz mit den Lieferanten der Kaiserin eines von den beiden Fräulein Beyle behilflich sein.

Kurz nach ihrem Einzuge in die Tuilerien bemerkte Pepa durch ein Fenster des Palastes einen Unteroffizier der kaiserlichen Garde, von dem sie gleichfalls bemerkt wurde. Pepa begann mit ihm eine Unterhaltung durch Zeichen, eine Unterredung folgte, und bald teilte Pepa der Kaiserin mit, daß sie sich verheiraten wolle. Auf ausdrückliches Verlangen der Kaiserin wurde der Unteroffizier zum Leutnant befördert. Pepa wurde also die Frau eines Offiziers und vertauschte den Titel einer Zofe mit dem einer „Kassierin der Kaiserin". Aber sie hütete sich wohl, auch die Dienstleistungen einer Zofe aufzugeben. Im Gegenteil, sie vereinigte, wenn es möglich war, nur noch mehr Autorität in ihren Händen. Mehr als je beschäftigte sie sich mit den Einkäufen der Kaiserin, und Modistinnen, Schneider, Schuhmacher, Wäschelieferanten wurden von ihr regelrecht besteuert.

Pepa erhielt auch die abgelegte Garderobe der Kaiserin, und sie veranstaltete von Zeit zu Zeit förmliche Ausstellungen und Ausverkäufe. Die eleganten Damen von Paris kannten sehr wohl diese Ausverkäufe und fanden sich zahlreich ein, um einen guten Gelegenheitskauf zu machen.

Das eheliche Glück Pepas währte nur wenige Jahre. Als ihr Mann eines plötzlichen Todes starb, wollten sich die Verwandten desselben, Bauersleute aus der Gegend von Rouen, des Vermögens Pepas bemächtigen. Dasselbe war in der Tat auf den Namen des Gatten angelegt. Pepa schrie und tobte, und wieder war es die Kaiserin, die zu ihren Gunsten einschreiten mußte. Sie betraute einen jungen Notar mit der Durchführung der rechtlichen Schritte, welche ihrer Kammerfrau den Besitz ihres Vermögens sichern sollten. Die Fürsorge der Kaiserin ging so weit, daß sie den Notar wiederholt besuchte, um sich persönlich nach dem Stande der Angelegenheit zu erkundigen. Bei einem solchen Besuche bemitleidete die Kaiserin zum hundertsten Male das Schicksal der Kammerfrau, und zum hundertsten Male sagte sie: „Meine arme Pepa!"

„Nicht so arm, wie Sie glauben, Majestät," erwiderte der Notar. „Sie wissen es vielleicht nicht, aber Pepa besitzt in Wertpapieren fast zwei Millionen Franken. Außerdem hat sie Juwelen im Werte von 800,000 Franken bei der Bank von Frankreich im Depot."

Die Kaiserin schwieg; nichtsdestoweniger konnte sie sich bei der nächsten Gelegenheit, als wieder eine Stimme gegen Pepa laut wurde, nicht enthalten, zu seufzen: „Meine arme Pepa!" C. T.

Verbotene Pfingstmaien. — Das in vielen Teilen Deutschlands noch heute übliche Schmücken der Haustüren mit Birkengrün zu Pfingsten ist ein uralter, noch aus dem germanischen Heidentum stammender Brauch. Die Birke war ein der Göttin Frigg geweihter Baum, und die Verehrung desselben als Verkörperung des wiederkehrenden Sommers nach harter Winterszeit wurzelte so tief im Innersten des Volkes, daß Papst Gregor der Große (590—604) in seiner weisen Verordnung, wonach die Gepflogenheiten des Volkes so viel wie möglich zu schonen und mit dem christlichen Kultus zu vereinbaren seien, besonders auch das Setzen der Pfingstmaien miteinbegriff.

Kein Geringerer als König Friedrich II. von Preußen versuchte

einst, den alten Brauch des Maiensetzens zu unterdrücken, freilich ohne Erfolg.

Nach der Mylius'schen Ediktensammlung erließ Friedrich der Große am 21. Juli 1747 den folgenden Erlaß: „Edikt wegen Abschaffung der schädlichen Gewohnheit des jährlichen Maiensetzens gegen den 1. Mai und gegen Pfingsten, sowohl vor den Türen als in der Kirche und den Häusern.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König in Preußen u. s. w. thun kund und fügen hierdurch zu wissen, daß da die bisherige Gewohnheit gegen den 1. Mai und gegen Pfingsten viele tausende in dem besten Wachstum stehende junge Birken unnöthiger Weise abgehauen und den Leuten vor den Thüren sowohl als auch in der Kirche gesetzt werden, dadurch dem Zuwachs des jungen Holzes ein nicht geringer Schaden zugefügt worden, Wir nun solchen dem Forste höchst schädlichen Mißbrauch nicht länger ansehen wollen: Als setzen und befehlen wir hiermit, daß dieser Mißbrauch hinführo gänzlich abgeschaffet und verboten sein soll. Wofern aber Jemand dennoch diesem Verbot frevenlich zuwiderhandeln sollte, so soll er gleich dem Holzdieb, nicht weniger der Käufer und Verkäufer solcher jungen Birken, ingleichen Diejenigen, welche sich vor deren Thüren, wie auch in Kirchen und Häusern zu bedienen künftighin unterstehen möchten, als Proportion eines jeden Vermögen mit willkürlicher Geldstrafe und falls sie dazu nicht vermögend, auch niedrigen und geringen Standes sind, mit empfindlicher Leibesstrafe belegt werden! Damit nun dieses Unser Edikt zu möglicher Wissenschaft komme und Niemand sich mit der Unwissenheit entschuldigen könne, so soll dasselbe nicht allein in allen Städten, Flecken, Dörfern, auch Gast- und Wirtshäusern in specie in denen, so vor der Haide belegen, öffentlich angeheftet, sondern auch alljährlich den 1. April an gewöhnlichem Orte nach verrichtetem Gottesdienst laut und deutlich abgelesen und bekannt gemachet, auch darüber unverbrüchlich gehalten werden. Urkundlich haben Wir dieses Edikt höchst eigenhändig unterschrieben auch mit Unserem Königl. Insiegel bedrucken lassen.

Gegeben zu Berlin, den 21. Juli 1747." W. St.

Feierliche Begräbnisse von Haustieren. — Die Einwohner Bradfords hatten jüngst den Genuß eines seltsamen Schauspiels.

Durch die Straßen zog eine lange Prozession, die einem Pferdeleichnam folgte. Es war ein trauriges Begräbnis, denn es galt Bobby, einem Droschkenpferde. Seine Freunde beschlossen einmütig, ihm auch im Tode ihre Achtung zu bezeigen, und so veranstaltete man zu Ehren Bobbys ein feierliches öffentliches Leichenbegängnis.

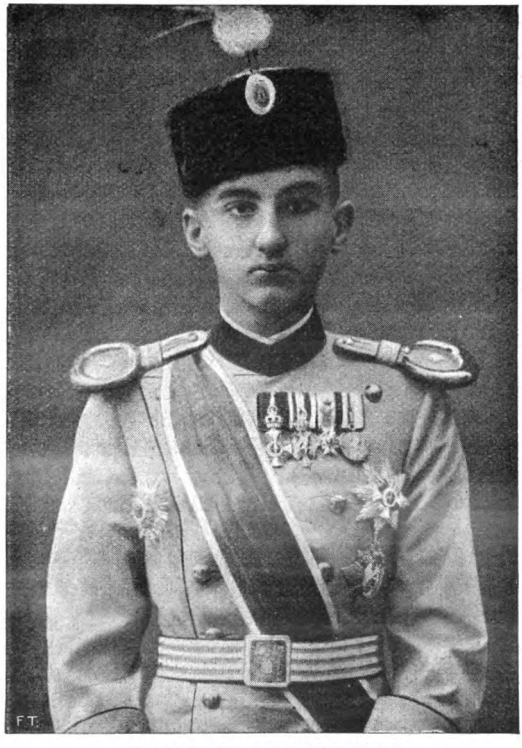
Einen ähnlichen Anblick hatte man vor längerer Zeit in Eastend, als Old Sutch, ein stadtbekannter Esel, an Altersschwäche starb. Hinter dem Karren, der seine sterblichen Reste trug, und der vollkommen schwarz ausgelegt war, folgten seine Freunde und Bekannten mit schwarzem Trauerflor an den Ärmeln.

In Amerika sind derartige Tierbegräbnisse nicht selten. Vor nicht langer Zeit fand in einer kleinen Stadt im Staate Pennsylvanien das Begräbnis einer Katze, Old Mat, statt. Sie war lange Jahre hindurch ihres Herrn einzige Freundin gewesen. Als einst Diebe in den Laden ihres Herrn drangen, weckte sie ihn durch lautes Miauen und Kratzen an der Tür seines Schlafzimmers; er verjagte dann die Eindringlinge. Old Mat wurde ein prächtiges Leichenbegängnis gestiftet. Der Körper wurde in ein seidenes Tuch gehüllt und dann in ein ebenfalls mit Seide ausgeschlagenes Kästchen gelegt. Dreihundert Personen wohnten der Feierlichkeit bei, die in dem Hause ihres Herrn vor sich ging. Dieser hielt eine lange Rede und verherrlichte darin ihre vielfachen Verdienste. Auf dem Grabe wurde ein Denkmal errichtet, das noch heute zu sehen ist.

In demselben Staate fand eine große Feierlichkeit zu Ehren eines Neufundländers statt. Shaggy, wie er von der Jugend der Stadt allgemein genannt wurde, war ein großer Kinderfreund. Er hatte zweiundzwanzig Kindern, die beim Spielen in den Fluß gefallen waren, das Leben gerettet. Shaggy gehörte einem Bergarbeiter. Eines Tages wurde er überfahren und starb nach mehrstündigem Todeskampfe. Der Kummer der Kinder über das Ende ihres vierfüßigen Freundes war groß, bei dem Begräbnis war die gesamte Jugend der Stadt versammelt, und der Grabhügel war mehrere Fuß hoch mit Blumen bedeckt. M. N.

Kronprinz Georg von Serbien. — Der serbische Kronprinz, geboren am 27. August 1887, ist Leutnant im 18. Infanterie-

regiment „Kronprinz Georg“ der ſerbiſchen Armee und hat trotz ſeiner Jugend in letzter Zeit ſchon recht viel von ſich reden gemacht. Seinem Vater, dem König Peter I. aus dem Hauſe Karageorge-



Kronprinz Georg von Serbien.

witſch, hat er durch ſeine Unbotmäßigkeit wiederholt große Sorgen bereitet. Der junge Herr iſt von aufbrauſendem Temperament und verſteht wenig, es zu zügeln. Dies veranlaßte ſchon ſeinen franzöſiſchen Hofmeiſter, den Major Levaſſeur, ſeinen Abſchied zu erbitten. Das gleiche taten etwas ſpäter ſeine beiden Adjutanten, der Major Peſitſch und der Hauptmann Pawlowitſch; ſie fühlten

sich von dem Prinzen beleidigt. Dann und wann prügelte er auch einen oder den anderen seiner Diener durch, weil sie ihn, den Ungeduldigen, nicht rasch genug bedienten. Die Gerüchte von solchen Auftritten verdichteten sich schließlich zu der Behauptung, Kronprinz Georg sei irrsinnig geworden, die in einer serbischen Zeitung erschien. Die Meldung wurde jedoch sofort für unwahr erklärt. Zugestanden aber wurde, daß er sehr jähzornig sei, und daß sein Vater schon für eine recht stattliche Summe von Schulden habe aufkommen müssen. J. P.

Die britische Seeherrschaft datiert nicht, wie viele annehmen, aus neuerer Zeit, sondern schreibt sich schon aus dem Mittelalter her. Sie wurde damals durch die Sitte bekundet, daß Kriegsschiffe anderer Nationen vor den britischen die Flagge senken mußten. Bereits im Jahre 1200, unter der Regierung des Königs Johann, erging ein Befehl, daß alle fremden Schiffe, die solches weigerten, einfach weggenommen werden konnten. Als der Großadmiral Lord William Howard im Jahre 1554 mit 28 Schiffen im Kanal kreuzte, zwang er die spanische Flotte, die den Infanten Don Philipp an Bord hatte, die Flagge vor der seinigen zu senken, ehe er den Thronerben Spaniens und den Bräutigam seiner eigenen Monarchin, der „blutigen Maria", begrüßen wollte. Im Jahre 1587 kam der spanische Admiral, der zum Geleit Annas von Österreich bestimmt war, an dem in Catwater liegenden Geschwader des britischen Admirals Sir John Mawkins vorbei. Auch er wurde, obwohl sein Flaggschiff eine fremde Fürstin trug, gezwungen, der britischen Flagge die übliche Ehre zu erweisen.

Aus einer ähnlichen Veranlassung entstand 1604 ein diplomatischer Streit zwischen England und Holland, ein Rivalitätskampf, der bis 1654 dauerte und immer wieder Reibereien zwischen den beiden Flotten zur Folge hatte. So wollte sich 1604 der in den friesischen Inseln kommandierende englische Seefahrer Sir William Mauson nicht begnügen, den holländischen Admiral dreimal die Flagge senken zu lassen, sondern er verbot ihm sogar, die Flagge während seiner ganzen Kreuzfahrt an der englischen Küste aufzuziehen. Auf gleiche Art zwang Sir Robert Mausell im Jahre 1620 einen französischen Admiral mit sechs Linienschiffen, den Vorrang der britischen Flagge anzuerkennen. Am 14. Mai 1652 kam es

zwischen dem Kommodore Young und einem holländischen Geschwader sogar zu einem regelrechten Kampfe, weil die Holländer sich weigerten, den gewünschten Gruß zu leisten. Schließlich mußten sich die Holländer aber doch dem Willen der Engländer fügen, ehe sie ihren Weg fortsetzen durften. Im Jahre 1654 kam es schließlich zu einer Art Friedensvertrag, der für Holland sehr demütigend war. Es wurde nämlich darin die Herrschaft des Meeres ausdrücklich den Briten zuerkannt, und in einem besonderen Artikel bestimmt, daß die holländischen Fahrzeuge, die einem britischen Kriegsschiffe in den britischen Gewässern begegneten, ihre Flagge senken und ihr Bramsegel herunterlassen sollten, wie es unter früheren Regierungen üblich war. Und ein solch schimpflicher Vertrag wurde zu einer Zeit geschlossen, da Holland eine achtunggebietende Flotte von über 100 Kriegsschiffen besaß!

In einem späteren Vertrag wurde das Begrüßungsrecht sogar auf alle Gewässer vom Kap Finisterre bis zur Küste Norwegens ausgedehnt, und obwohl der holländische Seeheld De Ruyter diese Schlappe der niederländischen Staatsmänner ein Jahrzehnt später durch seine gewaltigen Siege gegen die Engländer und die Flotten ihrer Verbündeten einigermaßen wieder wettmachte, blieb der den Nationalstolz aller Seemächte so schwer kränkende Gebrauch auch im folgenden Jahrhundert zu Recht bestehen und wurde von den englischen Kriegsschiffen streng aufrecht erhalten. Vereinzelt kamen Fälle dieses Grußzwangs auch noch später vor, aber schließlich geriet die Sitte doch in Vergessenheit, und 1815, im Wiener Kongreß, wurde auch das Recht darauf von den Engländern fallen gelassen. Man begnügte sich damit, die Macht zu *haben*, und verzichtete deshalb auf das Zeichen äußerer Anerkennung. St.

Gesichtspickel. — An keiner Körperstelle werden Hautunreinigkeiten störender empfunden als im Gesicht. Und gerade das Gesicht ist der Körperteil, welcher von solchen krankhaften Zuständen am meisten heimgesucht wird. Infolge seiner vollständigen Entblößtheit ist es allen von außen kommenden Schädlichkeiten und Reizungen in erster Linie ausgesetzt, unter deren verschiedenartigem Einfluß sich die mannigfaltigsten Erscheinungen auf der Haut und den sie zusammensetzenden Schichten und Gebilden entwickeln. Neben den Sommersprossen und den noch unangenehmeren Ge-

sichtsausschlägen ist es besonders jenes Krankheitsbild, welches häufig im Gesicht sich zeigt und dem damit Behafteten zu mancher bitteren Stunde Veranlassung gibt: die „Gesichtspickel" (Akne).

Anatomisch erklärt stellen sich diese Gebilde als entzündete Bälge der Talgdrüsen dar, an denen gerade die Gesichtshaut einen großen Reichtum aufzuweisen hat. Diese entzündlichen Prozesse kommen dadurch zu stande, daß die Ausführungsgänge der Drüschen sich aus irgend einem Anlasse verstopfen, und daß dann eine Anhäufung von Sekret im Innern derselben stattfindet. Anfänglich zeigen sie sich als etwa hirsekorngroße, gelblichweiße Geschwülstchen, auf deren Gipfel sich ein schwarzer Punkt, die Stelle des verstopften Ausführungsganges, befindet. Durch den Reiz und den innerlichen Druck der immer mehr sich ansammelnden Sekretmasse entzünden sich die Knötchen, werden rot und hitzig und nehmen immer größere Dimensionen, bis Erbsengröße, an. Schließlich gehen sie in Eiterung über, und es entsteht auf rotem, erhabenem Grunde eine gelbliche Eiterpustel.

Diese Knötchen und Pusteln sind meist über das ganze Gesicht verstreut und geben demselben ein fleckiges, scheckiges und unappetitliches Aussehen. Mit besonderer Vorliebe haben sie ihren Sitz längs der Grenze des behaarten Kopfes auf der oberen Stirn, am Halse oder in der Gegend um die Nase herum. Das hübscheste und wohlgeformteste Gesicht wird dadurch häßlich und entstellt, und auch der Gemütszustand der damit Behafteten, die sich am liebsten von jedem Verkehr mit der Gesellschaft zurückziehen möchten, hat darunter arg zu leiden. Das Übel ist um so unangenehmer, weil meist nur jugendliche und in der Blüte ihrer Entwicklung stehende Leute davon heimgesucht werden, also ein Lebensalter, in welchem der Mensch noch sehr eitel ist und Anspruch darauf machen kann, hübsch und vorteilhaft auszusehen. Jedoch bleiben auch die übrigen Jahrgänge nicht verschont, wenn auch im mittleren und höheren Lebensalter die Erscheinung weniger häufig vorkommt.

Das bevorzugtere im allgemeinen ist allerdings das weibliche Geschlecht, und dies ist um so schlimmer, weil die junge weibliche Welt immer eine gewisse Sonderstellung einnimmt, und daher ein derartiger Schönheitsfehler stets mehr ins Auge fällt und auch viel schärfer beurteilt wird als bei einem jungen Mann. Ein junges

Mädchen kann noch so viele Vorzüge haben, kann schön gewachsen sein, graziöse Bewegungen haben, über ein hübsches, ebenmäßiges Gesicht verfügen und sonst alle seelischen und geistigen Tugenden aufweisen, eine unreine, fleckige Gesichtshaut wird stets alle diese Vorzüge in den Hintergrund drängen und den holden Liebreiz der Weiblichkeit in hohem Grade beeinträchtigen.

Die Ursachen für dieses lästige Übel sind in der Mehrzahl der Fälle in einer ungesunden Beschaffenheit des Blutes zu suchen. Darum findet man diese Erscheinung auch vielfach bei blutarmen und in der Entwicklung begriffenen jungen Mädchen, ferner bei Personen, welche an allgemeiner schlechter Ernährung und unreiner Säftemischung leiden, dann bei Skrofulose, Tuberkulose und so weiter. Infolge dieser krankhaften Blutzusammensetzung machen sich allerhand Ernährungsstörungen geltend, die besonders an der äußeren Haut, wo schon an und für sich eine etwas trägere Blutzirkulation vorhanden ist, auffallend an den Tag treten.

Unter dieser mangelhaften und gestörten Ernährung der Hautdecken haben natürlich auch die drüsigen Gebilde derselben zu leiden. Auch in diesen finden Funktionsstörungen statt, die schließlich zu den verschiedenartigsten krankhaften Veränderungen, zu denen auch die Bildung der Akneknötchen und -pusteln im Gesicht gehört, führen.

Es treten aber auch Gesichtspickel bei Leuten auf, die sonst ganz gesund sind und über vollständig normale Blutverhältnisse verfügen, bei denen vielmehr nur eine gewisse Schärfe im Blut vorhanden ist, die sich an irgendwelcher Körperstelle auf irgend eine Weise einen Ausweg sucht. Der Laie bezeichnet diesen Vorgang ganz treffend mit den Worten: „Das Unreine aus dem Körper kommt heraus." Diese Schärfe im Blut ist jedoch nichts Schlimmeres als eine Überproduktion von anorganischen Ausscheidungsstoffen in demselben, welche durch eine zu reichliche und fette Ernährung oder durch den gewohnheitsmäßigen Genuß von zu scharf gewürzten Speisen, starken alkoholischen Getränken, scharfem Essig, altem Käse und ähnlichen Reizmitteln zu stande kommt.

Aber auch bei Verdauungsstörungen treten derartige Unreinigkeiten im Blute auf, die dann in Gestalt von allerhand Hautausschlägen zu Tage treten. Dann findet man die Gesichtspickel

häufig auch bei sehr vollblütigen Leuten. Gewisse Medikamente, wie die Jod- und Bromsalze, rufen ähnliche Hauterscheinungen im Gesicht und auch an anderen Körperstellen hervor.

Eine weitere Ursache für das Entstehen von Gesichtspickeln ist eine ungenügende oder verkehrte Pflege der Gesichtshaut. Gerade die Hautpflege hat auf die normale Ausscheidung der Talgdrüsen einen wesentlichen Einfluß, weil von der Art der Behandlung der Haut es abhängt, ob die Poren derselben und die in deren Vertiefungen liegenden Ausführungsgänge der drüsigen Gebilde offen bleiben oder nicht. Wird nun die Haut, besonders die Gesichtshaut, die von allen Körperteilen am unbeschütztesten ist, unzulänglich gereinigt, so werden durch den in den Poren sich ansammelnden Staub und Schweiß die Ausfuhrmündungen der Talgdrüsen verlegt, es tritt eine Stauung des Sekrets ein, aus der dann die entstellenden Hautpickel mit der Zeit sich entwickeln.

Dasselbe geschieht durch den gewohnheitsmäßigen Gebrauch von allerhand Hautverschönerungsmitteln, wie Hautcremen, Puder und Schminken. Die Anwendung derartiger Mittel ruft gerade das Gegenteil von dem hervor, was man beabsichtigt: die Haut wird dadurch nicht verschönt, sondern geradezu verdorben und für das Entstehen von Hautunreinigkeiten erst recht empfänglich gemacht.

Die Beachtung dieser Punkte ist besonders bei der Behandlung der Gesichtspickel von großer Wichtigkeit. In erster Linie hat man allerdings die ursächlichen Momente zu berücksichtigen. Sind ungesunde Blutverhältnisse, allgemeine Schwächezustände, schlechte Ernährungsverhältnisse als Ursachen zu betrachten, so hat man zunächst durch eine kräftige und reichliche Ernährung, den Genuß gut bekömmlicher Malzpräparate, längeren Aufenthalt in reiner, ozonreicher Waldluft, fleißige Benutzung der eisen- und stahlhaltigen Brunnen und Bäder, oder auch Anwendung von See- und Solbädern, Milch- und Molkenkuren, maßvolle körperliche Übungen und Terrainkuren dafür Sorge zu tragen, daß eine Hebung des Stoffwechsels und eine Besserung und Vermehrung der Blutflüssigkeit erzielt wird. Dadurch werden auch die gesamten Körperkräfte wesentlich gehoben, die Herztätigkeit wird angeregt und die Blutzirkulation wird lebhafter.

Die Rückwirkungen dieses Umschwunges zum Besseren machen sich natürlich auch sehr bald in den einzelnen Körperteilen bemerkbar. Die Haut nimmt infolge des reichlicheren Blutzuflusses und der besseren Ernährung an Frische und Lebenskraft zu, die bisher gestörte Tätigkeit der Hautdrüschen wird lebhafter, die Absonderung normal, und die vorhandenen Unreinigkeiten verschwinden ganz von selbst.

Man setzt natürlich als selbstverständlich voraus, daß in solchen Fällen der Haut, besonders der des Gesichts, auch von außen her durch eine peinliche Sauberkeit und zweckmäßige Behandlung die nötige Pflege zu teil wird.

Sind aber die Gesichtspickel auf eine allzu gute und fette Ernährung oder den Genuß von zu scharfen Speisen und Getränken oder gar auf Vollblütigkeit zurückzuführen, so müssen gerade die entgegengesetzten Maßnahmen getroffen werden. Die Ernährung ist auf eine leichte Diät herabzusetzen. Schwere und fette Speisen sind vollständig zu vermeiden, ebenso alles scharf Gewürzte und Saure, wie gepökeltes Fleisch, Paprikaspeisen, marinierte und gesalzene Fische, Mayonnaisen, mit scharfem Essig angemachte Salate, alte Käse, Spirituosen, sowie schwere Weine und Biere. Leichte, magere Fleischgerichte ohne fette Saucen, Milch- und Mehlspeisen und besonders vorwiegend eine vegetarische Kost und reichlich frisches oder gedämpftes Obst sind zu empfehlen. Als Getränk bediene man sich der kohlensauren Mineralwässer, leichter Moselweine oder des Apfelweines; zieht man das Bier als Getränk vor, so kann ein Glas Weißbier, Lichtenhainer oder Pilsener ohne Schaden genommen werden. Bei Verdauungsstörungen ist durch milde Abführmittel für die nötige Regelmäßigkeit zu sorgen.

Bei all diesen Maßnahmen ist aber auch immer von Wichtigkeit, auch die Gesichtshaut selbst einer gewissen regelrechten Behandlung zu unterwerfen. Die größtmögliche Sauberkeit ist hierbei das Grundprinzip. Tägliche mehrfache Waschungen mit kaltem Wasser, aber niemals mit warmem oder gar heißem Wasser, ist das erste, was man der Pflege der Gesichtshaut, oder überhaupt der Haut, schuldig ist. Warme Waschungen machen die Haut welk und nehmen ihr die Frische, kalte dagegen beleben die Haut, fördern die Blutzirkulation und den Stoffwechsel. Man tut gut, dem Waschwasser

etwas Borax hinzuzusetzen. Dieser löst etwa vorhandene verhärtete Talgmassen in den Drüsen und befördert die Absonderung. Als Seife benütze man eine gute Glyzerin- oder Mandelseife. Die beliebten Teer- und Schwefelseifen sind bei Hautunreinigkeiten nicht immer am Platze, da sie unter Umständen mehr Reizung verursachen, als Nutzen bringen; besonders hat man bei den Gesichtspickeln die Erfahrung gemacht, daß sie das Leiden nur verschlimmern. Durch eine milde Behandlung erreicht man bei der Gesichtshaut stets mehr als durch Anwendung scharfer medikamentöser Stoffe. Um die verhärteten Akneknötchen zu erweichen, streicht man, am besten Abends vor dem Schlafengehen, die unreinen Hautstellen leicht mit weißer Präzipitatsalbe ein und läßt diese während der Nacht wirken. Am anderen Morgen wäscht man mit etwas lauwarmem Seifenwasser wieder ab und beginnt die oben erwähnten kalten Waschungen. Natürlich muß eine solche Behandlung systematisch mehrere Wochen lang durchgeführt werden, dann wird auch der Erfolg nicht ausbleiben. Vorhandene Eiterpustelchen müssen geöffnet und ausgedrückt werden. Dr. S.

Verfehltes Mittel. — Um sich die lästigen Autographenjäger vom Halse zu halten, machte der berühmte englische Dichter und Historiker Robert Southey seiner späteren Gattin, der Dichterin Karoline Anne Bowles, einst den scherzhaften Vorschlag, allen Sammlern, die ihn um ein Autogramm angingen, zuerst seine Preisliste dafür zuzusenden.

Aber — Ironie des Schicksals! — auch dieser Brief verfiel dem Autographenhandel und ward kürzlich um eine hohe Summe in einer Auktion zu London versteigert.

Der hochinteressante Brief lautet folgendermaßen:

„Robert Southey gestattet sich infolge des großen Aufschwungs, den das Geschäft des Autogrammschreibens für ihn genommen hat, seinen Freunden und einem p. t. Publikum das folgende Preisverzeichnis für seine Tätigkeit zu unterbreiten. Es kostet:

	Pf. Sterl.	Sh.	P.
Eine einfache Unterschrift	—	3	4
— besonders schön geschrieben	—	6	8
— mit Motto oder Bibelspruch	—	13	4
— mit einem noch ungedruckten Vers . . .	1	1	—

	Pf. Sterl.	Sh.	P.
Eine mit einem besonders für die Gelegenheit gedichteten Vers	3	3	—
— mit einem sentimentalen Vers (aber nicht über 6 Zeilen)	5	5	—
— mit einem humoristischen	7	17	6
— mit einem höflichen oder gar liebenswürdigen Zusatz	10	10	6

N. B. Alle Unterschriften sind garantiert echt!" —

Thomas Carlyle, der englische Philosoph und Geschichtschreiber, der ebenfalls von Autographenjägern viel geplagt wurde, schrieb einst unter einen langen Brief eines solchen Quälgeistes, in dem er zum Schluß gefragt wurde, ob es ihm sehr unangenehm sei, wenn er von einem wahren, aufrichtigen Verehrer um sein Autogramm gebeten würde, einfach: „Ja, entsetzlich! Thomas Carlyle."

Der Philosoph hatte in seiner gewöhnlichen Weise grob geantwortet, aber in seiner Zerstreutheit dennoch den Wunsch des Autographensammlers erfüllt. W. St.

Moderne Kinderheiraten. — Vor kurzem schrieb eine junge Dame von kaum 15 Jahren namens Daisy Dutcher aus Torrington in Connecticut einen Brief an einen jungen Menschen von sechzehn Jahren namens Willi Falk und schlug ihm darin vor, mit ihr durchzugehen. Sie hatte auch schon weitere Pläne erdacht, um sich mit dem Jüngling in einer Stadt des Staates New York trauen zu lassen. Dieser Brief fiel der Mutter des Knaben in die Hände, die nach der verführerischen Daisy weitere Nachforschungen anstellte. Sie erfuhr nun von dem verliebten Willi, daß er das junge Mädchen auf einem Kinderball kennen gelernt und sich sterblich in sie verliebt habe. Frau Falk ließ ihrem Sprößling eine Züchtigung zu teil werden und schickte ihn auf sein Zimmer, wo er über die Sache weiter nachdenken sollte. Dies tat er denn auch so gründlich, daß er am nächsten Morgen spurlos verschwunden war. Als man in Daisys Haus nachfragte, war auch sie nicht mehr anwesend. Die Tage vergingen, dann kam die Nachricht, die Kinder wären tatsächlich in Brewster getraut worden und hätten jetzt ihre Hochzeitsreise angetreten. —

Der Friedensrichter Thompson in einer Stadt im Staate

Connecticut saß gerade in seinem Klub, als man ihm meldete, Mister Artur W. Jeller und Miß Julia Gretores wünschten, sofort von ihm getraut zu werden. Sie warteten in seinem Hause, und man hätte ihnen gesagt, er wäre im Klub. Der Friedensrichter ließ sofort zwei Zeugen holen und gab das junge Paar zusammen. Nach der Zeremonie überreichte er der strahlenden Braut eine Bonbonniere, während der Bräutigam eine Kiste Zigarren als Hochzeitsgeschenk erhielt. Erst einige Wochen später, als die Eltern der Kinder eine Petition auf Ungültigmachung der Ehe einreichten, erfuhr der Richter, daß er auf gröbliche Weise getäuscht worden war, da die 15 und 14 Jahre alten Kinder ihr Alter auf 20 beziehungsweise 19 Jahre angegeben hatten. —

Im Januar 1903 verklagte eine verheiratete Frau von 16 Jahren aus dem Staate New Jersey ihren Gatten, weil er sie nicht standesgemäß ernähre. Da sie noch den Eindruck eines Kindes machte, so fragte sie der erstaunte Richter, wie lange sie schon verheiratet wäre, und erfuhr zu seiner großen Überraschung, daß die Zeremonie bereits vor zwei Jahren stattgefunden hatte. M. N.

Die erste Pariser Droschkenkutscherin. — Daß eine Frau die Zügel in der Hand hat, ist keine Seltenheit. Das weiß so mancher Ehemann! Wie gut in Wirklichkeit Frauenhände die Kunst des Wagenlenkens auszuüben verstehen, das hat schon manche Dame der eleganten Welt, schon manche Fürstin bewiesen. Mit den Droschkenkutschern von Beruf, die ein so wichtiges Element im Straßenverkehr jeder Großstadt sind, hat aber wohl noch keine Frau konkurriert. Dieser Vorstoß auf dem Gebiet der Frauenarbeit war einer Pariserin vorbehalten, nachdem die Behörden der Seinestadt die Möglichkeit dazu geschaffen hatten. Wie in den meisten deutschen Großstädten werden auch in Paris zum Führen von Droschken nur solche Bewerber zugelassen, die bestimmte Probeleistungen tadellos ausgeführt haben. Dieselben Bedingungen waren auch Madame Deffaut gestellt, und sie verstand es, ihnen glänzend zu entsprechen. Gleich am ersten Tag der Ausübung ihres neuen Berufs als Droschkenkutscherin erwarb sie sich große Beliebtheit beim Pariser Publikum. Ein alter Grobian von Kutscher, der sich über den weiblichen Eindringling in seinen, nach seiner Ansicht nur für Männer geeigneten Beruf wütend ärgerte, gab

ſich alle Mühe, Madame Deffaut durch allerhand Schikanen von ſeinem Kutſcherſitz aus in Verlegenheit zu bringen. Er fuhr im Straßengedränge langſam vor ihrem Wagen her, ſuchte ihr Pferd ſcheu zu machen und ſo weiter. Aber das Publikum nahm für

Photo. Branger.
Die erſte Pariſer Droſchkenkutſcherin.

Madame Deffaut Partei, und es gelang jenem bösartigen Rivalen nicht, ihr die gewünſchte Niederlage zu bereiten. Inzwiſchen hat ſie noch mehrere Kolleginnen erhalten. B. H.

Aus der Verwaltungspraxis eines einſtigen Kleinſtaates. — Höchſt originell iſt die Art, wie einſt der Fürſt von Öttingen-Wallerſtein zu arbeiten pflegte. Nachdem er die an ihn eingehenden

Berichte geöffnet, schichtet er sie neben seinem Schreibtische so hoch auf, wie er sie mit seinem Arm erreichen kann. Haben die Geschäfte diese Höhe erreicht, so wird beschlossen, den Stoß wieder kleiner zu machen. Plaudernd im Zimmer auf und nieder wandelnd, zieht der Fürst bald oben, bald unten, bald aus der Mitte einen Bericht hervor, schreibt seinen Beschluß in wenigen Worten an den Rand und beauftragt den Sekretär mit der Ausfertigung. Hiermit indes findet sich die Erledigung der Sache noch im weiten Felde. Bringt der Sekretär seine Ausfertigung dem Fürsten zum Unterzeichnen, so beginnt dieser auf der anderen Seite des Tisches einen neuen, ebenso großen Haufen davon aufzubauen, bis entweder eine längere Reise oder die Übersiedlung nach einem Sommerschlosse zur Aufarbeitung der alten Reste treibt oder Maurer und Tapezierer den Raum frei haben wollen. Nun erfolgt ein wahrhaft tolles Hinunterschleudern von Entscheidungen in die Kanzlei.

Hieraus entstehen indessen nur neue Verwirrungen in Menge. Weil oft in den dringendsten Angelegenheiten die allerhöchsten Beschlüsse viele Monate ausbleiben, schickt die Regierung endlich von Woche zu Woche eine Erinnerungseingabe an den Fürsten unter abschriftlicher Beilage ihres ersten Berichtes. Dadurch wird aber das Übel nur noch ärger. Durchlaucht legt auch diese Mahnschreiben auf den großen Haufen, und so kann es kaum anders geschehen, als daß am Ende in der nämlichen Sache fünf oder sechs verschiedene Entschließungen ausgefertigt werden, je nachdem dabei der erste ursprüngliche Bericht oder jede Erinnerungseingabe besonders zu Grunde gelegt wird. Hierauf natürlich neues Anfragen und Erklären von seiten der Kollegien und dadurch wiederum eine Anzahl neuer Beschlüsse und Verfügungen.

Manche Angelegenheit gelangte auf solche Weise niemals zu endgültiger Erledigung. So saß ein armer Teufel im Jahre 1764 im Gefängnis, weil die Regierung nicht wußte, welches von den vorliegenden Urteilen sie an ihm vollziehen lassen sollte, ob sie ihn als Dieb aufzuhängen, auszupeitschen, in das Zuchthaus abzuführen oder des Landes zu verweisen hatte. Zuletzt wählte der Eingesperrte den kürzesten Weg selbst und — machte sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube. C. T.

Der Schlaf der Schulkinder. — Nicht nur die um das Wohl ihrer Lieblinge besorgten Mütter gewinnen es nur schwer über sich, die Kleinen am frühen Morgen aus dem Bett zu jagen, sondern auch eine große Anzahl erfahrener Ärzte erhebt ihre Stimme, um für die Schulkinder mehr Schlaf zu fordern. Man ist im allgemeinen der Ansicht, daß acht Stunden Schlaf auch für die Schulkinder genüge, und daß es am besten sei, die Zeit von 10 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens zu bestimmen. Für die Schulkinder, das heißt für die Kinder bis zu 15 Jahren, ist ein Schlaf von acht Stunden indessen nicht genügend, sie brauchen durchschnittlich durchaus 9 bis 10 Stunden. Es ist dies das Alter des schnellen Wachstums, das fast an jedem Tage Fortschritte macht und vor allem während der Ruhe eintritt. Ein hervorragender Physiologe sagte einmal, man stünde immer größer auf, als man zu Bett gegangen wäre. Nach einem langen, von verschiedenen Tätigkeiten ausgefüllten Tage ist der Körper etwas eingesunken und kürzer, und diese Verkürzung des Wuchses wird während einer längeren Ruhepause wieder gutgemacht, was sich durch genaue Messungen leicht feststellen läßt. Besonders wichtig wird diese Tatsache aber für die Zeit des eigentlichen Wachstums, dem die Ruhezeit in erster Linie zu gute kommt. So ist es zu verstehen, wenn in England und Amerika gegenwärtig eine lebhafte Agitation zu Gunsten einer Verlängerung der Schlafzeit für Schulkinder eingesetzt hat. Doktor Acland fordert im Namen der Vereinigung der Schulärzte für die Schüler unter 16 Jahren unbedingt eine durchschnittliche Schlafzeit von 9 bis 10 Stunden; die Untersuchung, die er in etwa fünfzig Schulen angestellt hat, bewiesen ihm, daß bessere geistige Leistungen zu erzielen sind, wenn man dem jugendlichen Körper eine ausgiebige Ruhe gönnt. E. T.

Der Igel in der Wildbahn. — Der Igel gilt im allgemeinen für einen großen Schlangen- und Mäusevertilger, aber der Weidmann, welcher sich das Leben des stacheligen Gesellen längst näher angesehen hat, übt keine Gnade, wenn ihn jener in später Dämmerung auf dem Anstande anläuft, oder wenn ihn die Dachshunde irgendwo unter dem Laube aufgestöbert haben. Er hat es auch nicht anders verdient; zwar ist er ein Mäusevertilger, aber da er erst in später Dämmerung auf den Fang ausgeht, so fällt ihm fast

nur die Spitzmaus zum Opfer, welche des Nachts unzählige Larven, Würmer und Insekten vertilgt. Alle am Tage arbeitenden Mäuse entgehen ihm natürlich ganz. Ähnlich verhält es sich mit den Schlangen. Wenn der Igel sein Lager verläßt, haben sich die meisten Schlangen schon in ihre Erdlöcher zurückgezogen. Er findet seinen Fraß auch viel bequemer, wenn er an Buschwänden, Grabenborden und Feldscheiden seinem vorzüglichen Geruchsinn nachschleicht, um die Gelege aller erdbrütenden Vögel aufzufinden und zu berauben. Der Igel ist einer der gefürchtetsten Eierdiebe. Kein Gelege ist vor ihm sicher. Die Nester von Fasanen, Birkhühnern, Rebhühnern, Wachteln und Lerchen beschleicht er und trinkt mit Gier die Eier aus. Selbst die eben ausgefallenen Jungen schont er nicht, sobald er Hunger hat. Daher das Verdikt des Weidmanns: „Tod dem Igel!" C. T.

Riesengebäude. — Während es eine ganze Anzahl von Städten gibt, die kaum 100 Einwohner zählen, wurden bei der letzten Volkszählung in London Häuser entdeckt, deren Bewohnerzahl weit über 500 Köpfe betrug. Erscheint diese Zahl schon sehr bedeutend, so bleibt sie doch noch zurück gegen die Personenzahl, die einige große Gebäude in Bombay in Indien bevölkerte. Man zählte nämlich in einem 691 und in einem anderen 663 Personen. Das größte Wohnhaus der Welt ist aber wohl der „Fort Dufferin" genannte Palast des ehemaligen Königs von Oberbirma. Der Palast mißt 1¼ englische Meilen im Geviert, und seine Dächer bieten nicht weniger als 25,000 Personen Schutz. Mehrere Zimmer oder Säle in diesem Palast sind über 70 Fuß hoch, und herrlich geschnitzte Pfeiler aus Teakholz (indische Eiche) tragen die Decken. Einer der größten Räume ist zu einer englischen Kirche eingerichtet worden und bietet Raum für etwa 1500 Personen.

Über die sogenannten Wolkenkratzer in den großen Städten Amerikas ist schon viel geschrieben worden. Erwähnt sei hier nur das kürzlich mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen Mark in New York fertiggestellte „Ansoniagebäude", das 18,000 Zimmer enthält und in Privatwohnungen von je sechs bis dreißig Zimmer eingeteilt ist. Diese bringen Mietpreise von 8000 bis 80,000 Mark jährlich ein. Wenn alle Wohnungen vermietet sind, wird eine Einwohnerzahl von ungefähr 11,000 Personen dieses Riesengebäude

bevölkern. Daß es mit allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestattet worden ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Es besitzt seine eigene Bank, eine eigene Poststation mit Briefträgern, Paketpost u. s. w., eine eigene Feuerwehr, Heiz- und elektrische Lichtanlage; Riesenfilter klären alles Wasser, das ins Haus eingeführt wird, und ein Stab von 30 Ingenieuren ist notwendig, alle die komplizierten Maschinen dieser Stadt unter einem Dache in Ordnung zu erhalten.

Den größten Warenspeicher der ganzen Welt zu besitzen, rühmt sich die Stadt Liverpool in England. Er ist zur Aufspeicherung von Tabak erbaut worden und mißt 242 Meter in der Länge und 55 Meter in der Breite. Die Grundbodenfläche beträgt mehr als 12,000 Quadratmeter, und die Gesamtbodenfläche aller Stockwerke zusammen ist 1025 Ar. Zehn Regimenter Soldaten könnten auf einmal in diesem Riesengebäude untergebracht werden. Wenn dieser Speicher mit Tabak angefüllt ist, so beziffert sich der Wert desselben auf 280 Millionen Mark. W. St.

Napoleon I. im Umgang mit Frauen. — Napoleon I. war kein Weiberfeind, aber er hatte eine eigentümliche Weise, mit Frauen zu verkehren. An einem der Hoffeste war auch Frau v. Regnault anwesend, eine schöne und an diesem Abende besonders geschmackvoll gekleidete Dame. Der Kaiser war übler Laune. Er sah sie scharf an, musterte ihre Toilette vom Kopf bis zu den Füßen, ihre frischen Rosen, die ganze liebliche Erscheinung, was seine üble Stimmung nur noch zu vermehren schien. Plötzlich redete er sie, spöttisch lächelnd, an: „Wissen Sie wohl, Madame Regnault, daß Sie furchtbar altern?"

Einen Augenblick schwieg Frau v. Regnault überrascht, sie fühlte die Blicke aller Anwesenden erwartungsvoll auf sich gerichtet; doch schnell fand sie ihre Geistesgegenwart wieder, und sie antwortete dem Kaiser mit anmutigem Lächeln: „Die Bemerkung, mit der Eure Majestät mich beehren, würde mich schmerzlich berühren, wäre ich in dem Alter, mich deshalb beunruhigen zu müssen."

Ein leises Gemurmel des Beifalls wurde nach diesen Worten vernehmbar und veranlaßte, daß Napoleon sich mißmutig zurückzog.

Ein anderes Mal gab der Kaiser im Rathause den Damen der Stadtväter, welche nicht bei Hofe erschienen, einen Ball. Bei

diesem Feste sollte nach den Bestimmungen des Kaisers die Herzogin von Abrantes, deren Gemahl damals Gouverneur von Paris war, die Honneurs machen. Eine der Hofdamen der Kaiserin belustigte sich etwas laut über die Redeweise der bürgerlichen Frauen, indem sie erzählte, daß die Frau eines Tuchfabrikanten, welche der Kaiser gefragt: „Was macht Ihr Mann?“ geantwortet habe: „Sire, er macht Tuch.“ Der Kaiser wandte sich rasch zu jener Dame und sagte sehr kurz: „Madame, wenn die Leute Ihr Geschwätz mitanhören müßten, wie ich oft das Unglück habe, sie würden mehr Grund zum Lachen haben, als Sie in diesem Augenblick.“

Napoleon konnte es nicht vertragen, wenn man ohne seine Gönnerschaft einen unabhängigen, selbsterworbenen Ruf besaß. So sah er einst bei einem Hofballe Frau Cordon, die geistvolle Gattin eines der reichsten Bankiers in Paris. Der Kaiser näherte sich ihr und fragte sie in ziemlich barschem Ton: „Sie sind Madame Cordon?“

„Ja, Sire.“

„Sie sind sehr reich?“

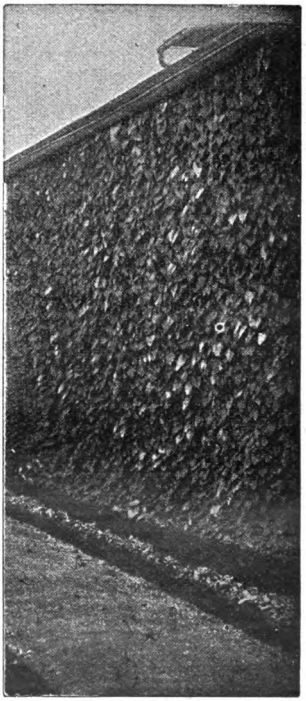
„Ja, Sire — ich habe acht Kinder“

Der Kaiser, dessen damalige erste Ehe kinderlos war, biß sich auf die Lippen und ging weiter. C. T.

Eine dankbare Schlingpflanze für Wand- oder Laubenbekleidungen ist die Calystegia Sepinum. Sie hat den großen Vorzug vor anderen Schlingpflanzen, daß sie ausdauert, wenig Pflege verlangt und sich wie keine andere für Nordwände eignet. Man zieht Draht oder Bindfaden senkrecht in 15 bis 20 Zentimeter Abstand an der zu bedeckenden Fläche in die Höhe und legt die Wurzelstöcke in denselben Abständen 5 bis 10 Zentimeter tief in die Erde. Ein Aufbinden ist nicht nötig, wenn der Trieb bis an den Leitfaden herausgewachsen ist. Ende Juni bedeckt diese reizende Schlingpflanze schon alle Flächen mit ihrer Belaubung.

Die Calystegia stammt aus Nordchina und gehört in das Geschlecht der Winden. Ihre Blüten sind zartrosa oder fleischfarbig, später lebhaft rosa. Sie gedeiht in allerlei gutem, kalkhaltigem, nur mäßig feuchtem Garten- und Ackerboden. Ihre Wurzeln breiten sich fast wie Quecken aus und müssen deshalb beizeiten im Zaum gehalten werden. Da sie nach einigen Jahren an ihrem alten

Standort an Wuchskraft und Blütenreichtum abnehmen, so wird gelegentlich mit Dungwasser nachzuhelfen, oder der Boden mit guter Mischdüngererde aufzubessern sein. Die Vermehrung erfolgt leicht durch Wurzelstammstöcke. Eine Bedeckung für den Winter ist unnötig.



Calystegia Sepinum.

Die Calystegien sind wegen ihres raschen Wachstums befähigt, Spaliere, Laubengänge, Mauern, Geländer, Balkone und Fenster außenseitig zu bekleiden, kahle Baumstämme zu schmücken, unangenehm ins Auge fallende Teile des Gartens zu verdecken u. s. w. Auch auf dem Gartenrasen, an entsprechend aufgestellten Stangen emporwachsend, bilden sie reich mit Blüten geschmückte Pyramiden, Säulen und Festons. —dt.

Sonderbare Kugelfänger. — Im Jahre 1877 hatte der mexikanische General Pesqueriaz den Auftrag erhalten, einen bedrohlichen Aufstand der Yaquiindianer zu unterdrücken. Als er ihnen zum ersten Male entgegentrat, lachte er hell auf über die schier unglaubliche Naivität der rotbraunen Männer, wie er es nannte. Sie zogen nämlich in den Kampf unter der Deckung nasser Laken, die sie vor sich her trugen. „Ob die Dummköpfe sich einbilden, unsere Kugeln werden vor ihrer triefenden Wäsche halt machen?" rief der Mexikaner hohnlachend. Die Indianer aber marschierten ihm unter dem Schutz ihrer improvisierten Schilde siegesgewiß entgegen.

Da befahl der General, das Schießen zu eröffnen. Die erste Salve knatterte. Aber siehe da! Hatte der General erwartet, daß die Angreifer Hals über Kopf davonlaufen würden, sobald die ersten Verwundeten ihnen die Wirkungslosigkeit ihres improvisierten Schildes bewiesen hätten, so sah er sich aufs unangenehmste enttäuscht, denn der Lakenschild seiner Gegner bewährte sich glänzend. Die Flintenkugeln glitten an den nassen, schwankenden Wäschestücken machtlos zu Boden, und die dahinter verborgenen Rothäute dachten nicht daran, das Feld zu räumen, sondern setzten im Gegenteil ihren Marsch gänzlich unbeirrt fort. Als sie sich ihm so weit genähert hatten, als es die Tragweite ihrer Gewehre nötig machte, beschossen sie ihn und seine Truppe mit solcher Treffsicherheit, daß an kein Standhalten zu denken war. Trotz ihrer überlegenen Bewaffnung mußten die Weißen rennen wie die Hasen, um ihr Leben zu retten. Die nassen Laken hatten das Feld behalten.

Sobald sich General Pesqueriaz von dem Schrecken und der Beschämung über diese gänzlich unerwartete Niederlage erholt hatte, stellte er Versuche an mit den neuen Schilden seiner Gegner. Er entdeckte, daß ihre Wirksamkeit ausschließlich von dem lockeren, nachgiebigen Getragenwerden abhing. Spannte man die Tücher in Rahmen, daß sie prall und fest saßen, so drang jede Kugel ohne Ausnahme hindurch.

Es dürfte sich jedenfalls empfehlen, diese sicheren Kugelfänger bei Schießübungsplätzen zu versuchen, wo fehlgehende Kugeln so oft Leben und Gesundheit unbeteiligter Menschen in Gefahr bringen. C. D.

Mutterliebe eines Feldhuhns. — Ein Mäher im Allgäu stieß beim Mähen einer Wiese auf ein Feldhuhnnest und traf das im letzten Augenblick aufgehende Huhn mit der Sense derart, daß ein Flügel fast bis zur Hälfte abgeschnitten wurde. Das Tier lief unter lautem Klagen in ein nahes Roggenfeld. Aus Mitleid mit den eben aus der Schale entschlüpften sechs Jungen ließ der Landmann zum Schutze das Gras so viel wie nötig um das Nest stehen und ergänzte das bereits abgemähte durch einiges Strauchwerk. Als er am anderen Morgen nach seinen Pflegebefohlenen sah, waren diese aus dem Neste verschwunden. Beim Absuchen des Geländes fand er etwa

fünfzig Schritte vom Neste entfernt das tote Huhn im Roggenfeld vor, welches mit dem gesunden Flügel noch die lebenden Jungen bedeckt hielt. Die tödlich verletzte Henne hatte mit den letzten Kräften ihre Jungen aus dem gefährlichen Nest in ein anderes, sichereres geschleppt und war dann verblutet. C. T.

Ein gefährlicher Patient. — Der König von Uganda, Mtesa, hielt sich einen europäischen Arzt, Doktor Felkin. Wenn er auch durch diese Tatsache bewies, daß er mehr Vertrauen zu der Heilkunde der Weißen hatte als zu der seiner afrikanischen Landsleute, so entwickelte er doch anderseits gegen Doktor Felkin ein Mißtrauen, das recht unangenehm für den Arzt war. So zum Beispiel bestand der König darauf, wenn er Pillen bekam, daß der Arzt sie mit ihm zusammen einnahm. Dieser mußte zu dem Zweck immer zwei Pillen bereithalten, von denen Mtesa sich eine auswählte; die andere hatte wohl oder übel Doktor Felkin zu verschlucken. Da letzterer die Beobachtung machte, daß die naive schwarze Majestät sich regelmäßig die kleinere Pille aussuchte, wenn nicht beide gleich groß ausgefallen waren, so richtete er sich danach und entfaltete eine wahrhafte Taschenspielergeschicklichkeit, um scheinbar aus demselben Behälter zwei Pillen zu nehmen, von denen doch nur die kleinere Arzneistoffe enthielt, die größere aber aus Milchzucker und Mehl bestand.

Manchmal ging der unbequeme Patient noch weiter und verlangte, daß von einer neuen Medizin, ehe er selbst sie einnahm, der Arzt und sieben von den gerade anwesenden Personen zur Probe einnehmen mußten. Dann hatte eine volle Woche zu vergehen, ehe Mtesa das Experiment an sich selber vornahm. Hätte das Unglück gewollt, daß eines der sieben „Versuchskaninchen" im Laufe jener Woche erkrankt oder gestorben wäre, so hätte der Tyrann den Beweis in Händen zu haben geglaubt, daß Doktor Felkin ihn habe vergiften wollen. C. D.

Riesensonnen. — Der gewaltige Sonnenkörper ist nur ein kleiner Stern im Vergleich zu vielen anderen Sonnen des Weltraumes. Der uns zunächst befindliche Fixstern im Sternbild des Zentauren ist nach den Berechnungen von J. E. Gore 882mal größer als die Sonne. Die Masse des auch entsprechend hell am Firmament leuchtenden Stern Antares im Skorpion ist noch 100mal größer. Der bekannte Stern Rigel im Orion ist 20,000mal größer

als die Sonne. Vom Arkturus, dem hellsten Stern des nördlichen Himmels, lehrt der Astronom, daß er 200,000mal glänzender sei als unsere Sonne. Wenn also die Sonne in dieselbe Entfernung gerückt werden würde, in der sich dieser prächtige Stern erster Größe von uns befindet, so würden wir sie mit bloßem Auge nicht mehr sehen, sondern sie würde als Stern achter Größe nur noch durch ein scharfes Fernglas wahrnehmbar sein. Der Kanopus, der hellste Stern im südlichen Sternbild des Schiffs Argo, übertrifft an Masse unsere Sonne 1,000,000mal. Freilich ist er auch der mächtigste Himmelskörper des ganzen Weltraums, so weit die Forschungen bisher gedrungen sind. C. T.

Beleidigungen durch Briefe, in denen der Empfänger vom Schreiber ersucht wird, sich moralisch als geohrfeigt zu betrachten, sind nichts Seltenes. Auch schon in früheren Zeiten pflegte man sich auf brieflichem Wege oft die stärksten Aufrichtigkeiten zu sagen. So schrieb einst der im 12. Jahrhundert lebende philosophierende Arzt und Juwelenhändler Maimonides an einen Kollegen, der seinen Zorn erweckt hatte: „Wenn sich Prügel schreiben ließen, würdest Du einen langen Brief von mir bekommen; so aber weiß ich nicht, was ich Dir schreiben soll." O. L.

Ein Muster von Höflichkeit. — Der Sekretär der chinesischen Gesandtschaft in Washington wurde einer vornehmen Dame vorgestellt, die im Laufe des Gesprächs die Frage an ihn richtete: „Welche Tugend schätzen Sie an Ihren Frauen in China am höchsten?"

„Die Tugend der Schweigsamkeit," erwiderte der Chinese.

„So lieben Sie es also wohl nicht, wenn Ihre Frauen sich viel in Gesellschaften unterhalten?"

„Unser Gesetz erblickt sogar einen Ehescheidungsgrund darin, wenn eine Frau — entschuldigen Sie — geschwätzig ist."

„Da wäre ich wohl in Gefahr, geschieden zu werden, wenn ich in China wohnte?"

„Niemals," erwiderte der Chinese. „Denn mit dem Tage, an welchem mein Vaterland das Glück hätte, Sie zu beherbergen, würde jenes Gesetz aufgehoben werden." C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

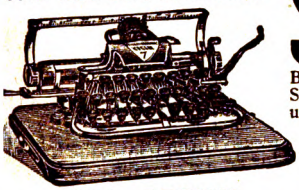
Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

-Roben und Blousen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko — **Seidenstoff-Fabrik Union** — Muster franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich.**

Ueber **110 000** im Gebrauch!



Filiale: BERLIN
Leipzigerstr.29 (Ecke Friedrichstr.)

Blickensderfer Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.

Preis 175 und 225 Mk.

Groyen & Richtmann, Köln.

Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Kopiertinten, Schreibtinten,
Farbige Tinten,
Ausziehtuschen *in 42 Farben,*
Flüssiger Leim und Gummi,
Stempelfarben und -Kissen,
Hektographentinte und -Blätter,
Wäschezeichentinten.

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

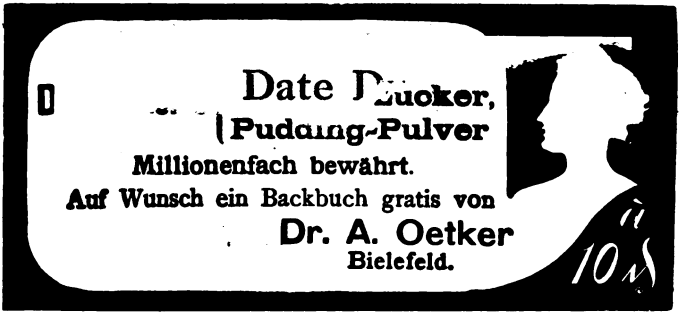
Erfinder und Fabrikant der weltberühmten

Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,

leichtflüssigste, haltbarste u. tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten in vorzüglichster Qualität, für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze für Urkunden** vom kgl. preuss. Justizministerium genehmigt.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Handbuch der Linear-Perspektive für bildende Künstler.

Mit Unterstützung des K. K. Österreich. Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegeben von G. Niemann, Architekt, Professor an der K. K. Akademie der bildenden Künste in Wien. Zweite Auflage. Mit 86 Textfiguren und 18 Tafeln in Lithographie. Gebunden 10 Mark.

Professor Niemanns Linear-Perspektive ist ein in den Kreisen der bildenden Kunst gut eingeführtes, bewährtes Lehrbuch.

Illustrierter Lehrstoff für den Zeichenunterricht nach dem Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschulen.

Nebst einer von der Kgl. Fachschule in Berlin getroffenen Auswahl von Lehrmitteln für den Zeichenunterricht. Von H. Luckow. Zweite, durchgesehene Auflage. Mit 12 ein- und mehrfarbigen Tafeln, enthaltend 334 Abbildungen für das Freihand- und Linearzeichnen. Geheftet 1 Mark.

Diese Broschüre beantwortet in Wort und Bild die Frage: Was und wie soll nach der neuen Methode in Volksschulen gezeichnet werden?

Der moderne Zeichen- und Kunst-Unterricht.

Illustriertes Handbuch seiner geschichtlichen Entwicklung und methodischen Behandlung. Von Theodor Wunderlich. 8½ Bogen Groß-Oktav und 24 Einschalt-Tafeln. Elegant gebunden 4 Mark.

Der Verfasser gibt ein objektives und vollständiges Bild von der Entwicklung des Zeichenunterrichts der Gegenwart und seiner Vertreter in ihren Hauptrichtungen im letzten Jahrzehnt. Ferner enthält das Werk methodische Winke für eine erfolgreichere Behandlung des Zeichenunterrichts, die umso wertvoller für die Lehrer sein werden, als sie nicht nur die Resultate eines gründlichen, vergleichenden historischen Studiums, sondern vor allem auch die einer langjährigen und vielseitigen Lehrpraxis sind.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Für Küche Haushalt, Badezimmer
Laden, Hôtel, Restaurant ist
SAPONIA
ein vorzügliches Putz-u. Scheuermittel

Zu haben in Drogerien u. Haushaltungsgeschäften.

Zu haben in Drogerien u. Haushaltungsgeschäften.

Darstellung des mathematischen Stoffes auf jetzt Grundlage rascher und zuverlässiger zu lösen. Für die studierende Jugend ist es ein sicherer Wegweiser, in verständnisvollem Schaffen das ersehnte Ziel einer vollkommen korrekten Darstellungsweise auf die am wenigsten mühevolle Art zu erreichen.

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 900 4
WILSON
ANNEX